

WILS  
CLS  
PT1337  
.B53x  
1908  
bd.11

# BIBLIOTHEK DER ERHALTUNG UND DES WISSENS



MDCCLXVI



# Bücher-Sammlung

an der City's Campus  
von Holt



**Ankündigungen** aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit weißem rosigen Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommerprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man die echte

**Steckenpferd=Lilienmilch=Sesse**  
von Bergmann & Co., Nadeboul. à Stk. 50 Pf. überall zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch von Friedrich von Hellwald. Fünfte, von E. Wächter neubearbeitete Auflage. 1275 Seiten Text mit 591 Abbildungen im Text, 40 Kunstbeilagen und 17 Karten. Zwei elegant in Leinen gebundene Bände. Preis 20 Mark.



Dem Streben unserer Zeit nach Vermehrung der geographischen Kenntnisse kommt Hellwalds „Erde und ihre Völker“ in dankenswerter Weise dadurch entgegen, daß es bei aller Wissenschaftlichkeit — und die vorliegende Neubearbeitung zeigt es wieder durch gründliche Revision des Textes und Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse — im besten Sinne des Wortes ein **Hausbuch** ist, fließend und gemeinverständlich geschrieben, und zudem weit mehr gibt als die meist recht trodenen Hand- und Lehrbücher der Geographie.  
(„**Segenwart**“, Berlin.)

↔ In allen Buchhandlungen zu haben. ↔

**Dr. Oetker's** { **Backpulver,**  
**Vanillin-Zucker,**  
**Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

**Dr. A. Oetker**  
 Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Sommersport und Lieblingsbeschäftigungen.

### Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.



Als für die Sommermonate besonders geeignet empfehlen wir nachstehende Bändchen:

Nr. 2. **Aquarium und Terrarium.**  
 Bearbeitet von Hermann Lachmann.  
 Mit 76 Abbildungen. 16. Tausend.

Nr. 3. **Liebhaver-Photographie.**  
 Bearbeitet von Dr. Georg Lehnert. Mit  
 67 Abbildungen. 16.—20. Tausend.

Nr. 7. **Der Schmetterlingsammler.**  
 Bearbeitet von Alexander Bau. Mit  
 98 Abbildungen. 10. Tausend.

Nr. 10. **Radfahren.** Bearb. v. Dr. Georg  
 Lehnert. Mit 69 Abbildungen. 8. Tauf.

Nr. 12. **Der junge Schiffbauer.** Bearb.  
 von Schiffsbaukonstrukteur Waap. Mit  
 10 Tafeln u. 29 Abbildungen. 12. Tauf.

Nr. 18. **Das Mikroskop.** Bearbeitet von  
 S. Schertel. Mit 91 Abbild. 7. Tausend.

Nr. 19. **Lawn Tennis und andere  
 Spiele.** Bearbeitet von Ph. Heincken.  
 Mit 83 Abbildungen. 7. Tausend.

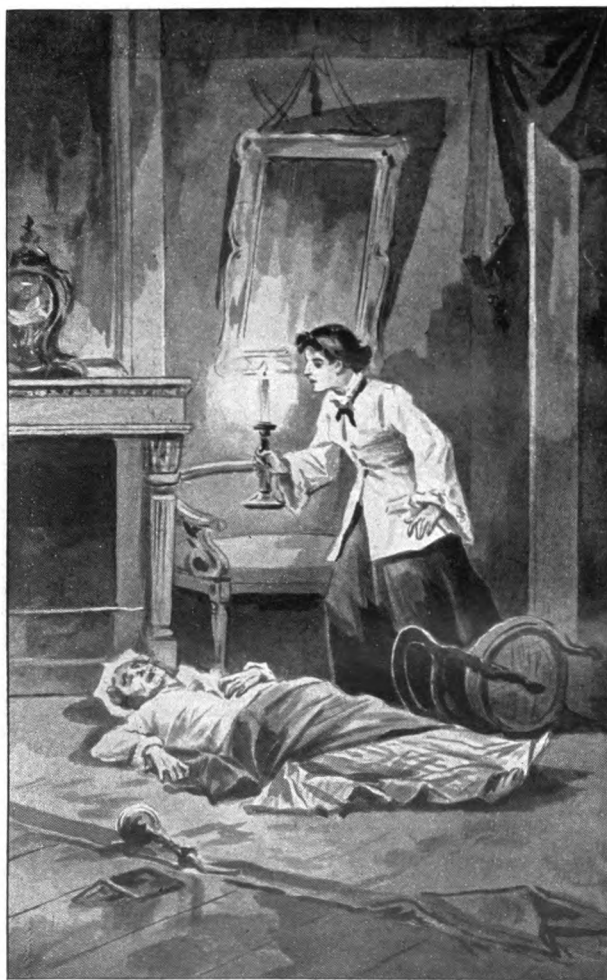
Nr. 22. **Der Käfersammler.** Bearb. von  
 Alexander Bau. Mit 188 Abbild. 7. Tauf.

**Preis jedes Bändchens nur 1 Mark.**

Unsere Taschenbücher, von welchen bis jetzt  
 27 Bändchen erschienen, sind bestimmt, über die  
 Praxis jugendlicher Liebhavereien, wichtiger  
 Lebensfragen, über Sport, Spiel usw. zweck-  
 mäßige Auskunft zu geben und dem Jünger ohne  
 großen Geldeaufwand die mangelnde Erfahrung  
 zu ersetzen.

— Prospekte kostenlos. —





Zu der Novелlette «Das Haus ohne Spiegel» von Richard v. Wurmb. (S. 76)  
Originalzeichnung von Emil Klein.

# **B**ibliothek der ◻ ◻ ◻ Unterhaltung und des Wissens

---

---

Mit Original-Beiträgen der  
hervorragendsten Schriftsteller  
==== und Gelehrten ====  
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Elfter Band.



◻ Stuttgart, Berlin, Leipzig ◻  
Union Deutsche Verlags-Gesellschaft

**Druck der  
Union Deutsche  
Verlags-Gesellschaft  
in Stuttgart**

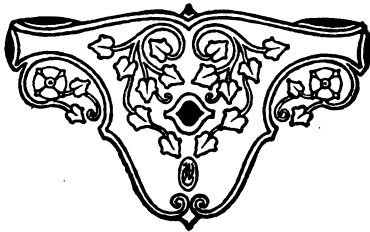




## Inhalts=Verzeichnis.

	Seite
<b>Mannchens Liebe.</b> Roman aus Masuren von Hjort Bodemer (Fortsetzung) . . . . .	5
<b>Das Haus ohne Spiegel.</b> Novелlette von Richard v. Wurmb . . . . .	51
Mit Illustrationen von Emil Klein.	
<b>Küstenschuß.</b> Technische Skizze von M. Elsner . . .	78
Mit 11 Illustrationen.	
<b>Oborigen und Odorinal.</b> Phantastische humoreske von Friedrich Streifler . . . . .	94
<b>An den Schwefelquellen von Bormio.</b> Von W. H. Geinborg . . . . .	168
Mit 7 Illustrationen.	
<b>Die überraschte Gattin.</b> Novелlette von Adolf Thiele	182
<b>Wie soll man den Spargel anbauen?</b> Von Th. Seelmann . . . . .	188
Mit 6 Illustrationen.	
<b>Mannigfaltiges:</b>	
Die Fäden der Weltgeschichte . . . . .	199
Neue Erfindungen:	
I. Moderne Rauchgarnitur . . . . .	205
Mit 4 Illustrationen.	
II. Das Idealpatentfenster . . . . .	206
Mit Illustration.	
Ein Traum . . . . .	207
Binsewahrheit . . . . .	209
Menschlichkeit . . . . .	210
Eine Rieseneuphorbie . . . . .	215
Mit Illustration.	

	Seite
Die Kurfürstenschénke . . . . .	216
Das Fett in der Nahrung des Menschen . . . . .	219
Bedenkliche Hochzeitsgeschenke . . . . .	220
Indische Zauberer . . . . .	221
Mit 4 Illustrationen.	
Das erste und letzte Bühnenstück . . . . .	227
Der deutsche Adler . . . . .	227
Der Garten des Kindes . . . . .	229
Schönheit oder Ruhm? . . . . .	233
Prinzessin Kalulani von Hawaii . . . . .	233
Mit Illustration.	
Das Hundegewissen . . . . .	235
Albanesische Mannweiber . . . . .	237
Inserate aus der Biedermeierzeit . . . . .	238
Apothekerwitz . . . . .	239
Die besten Dienstboten der Welt . . . . .	239
Bestrafte Hänselei . . . . .	240





## Mannchens Liebe.

Roman aus Masuren von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.)

□ □

(Nachdruck verboten.)

**E**in halbes Duzend der Rathenower Offiziere fuhr mit Onkelchen nach Berlin. Auf dem Lehrter Bahnhofe schüttelte man sich die Hände und trennte sich.

„Mannchen, jetzt gehen wir hübsch zu Fuß am Reichstagsgebäude die Linden hinunter bis zum Schloß und dann zurück bis Hiller. Dort frühstücken wir.“

„Mir ganz recht, wir hängen die Köpfe noch ein wenig an die Luft. War gestern doch ein bißchen reichlich toll!“

„Ihr vertragt ja nichts, Mannchen!“

In Berlin konnte der biedere Onkel Sollenstern auf einmal ganz leidlich laufen. Er setzte den grünen „Agrarierhut“ noch ein wenig mehr aufs rechte Ohr und wirbelte sich seinen Schnurrbart auf. Jedem hübschen jungen Mädchen sah er mit einem harmlosen Schmunzeln unter den Hut.

„So ein-, zweimal Berlin im Jahre ist ganz schön — immer nich! Ah, psui Teufel, hatte das Mädchel Schminke ins Gesicht geschmiert!“

„Nicht so laut, Onkelchen. Die Leute bleiben ja stehen!“

Plattangen war in Zivil. Die beiden schoben sich durch das Gedränge. Da faßte bei Kranzler Mannchen nach dem Hut, Sollenstern sah die junge Dame an, der der Gruß galt und griff ebenfalls hastig nach seiner Krempe.

Gunild ging schnell an ihnen vorüber, und Bullnow begleitete sie.

Onkelchen blieb stehen, stemmte die Hände in die Hüften und drehte sich um. „Mannchen, war das nicht die kleine Dittmark?“

„Allerdings!“

„Na, so 'n damliches Ding — kann sie mir altem Manne denn nicht guten Tag sagen?“

„Onkelchen, komm nur, hier ist das Gedränge gar zu toll, und du stellst dich mitten aufs Trottoir in deiner ganzen Breite mit eingestemmtten Fäusten!“

„Ach was, das Mädcl hat mich doch erkannt, ganz rot ist sie ja geworden und lief weiter, als ob sie ein schlechtes Gewissen hat!“

Plattangen schob seinen Arm unter den seines Onkels. „Nun komm erst mal aus dem Trubel auf der Friedrichstraße! Nachlaufen können wir ihr doch nicht!“

Aber vor dem Café Bauer machte Sollenstern schon wieder halt. „Mannchen, wer war das denn, der mit ihr ging?“

„Ein Bekannter.“

Onkelchen kniff das eine Auge zu. „Künftiger Herr Gemahl wohl — was?“

„Wahrscheinlich.“

„Mannchen, du machst ja ein Gesicht, als ob dir einer die Butter vom Brote gestohlen hätte!“

„Keine Spur, Onkelchen!“

„Du, — in wen bist du eigentlich so sterblich ver-  
liebt?“

„J — ich? In niemand! Und dann, lieber Onkel, brüll' nicht so, als ob du in Klozowen auf dem Gutshofe dem tauben Schäfer was zuflüstern wolltest!“

Aber nun war Sollenstern nicht mehr zu halten. Heute früh war es zu spät gewesen, dem Neffen auf den Zahn zu fühlen, und im Zuge hatte ein halbes Duzend Offiziere gefessen, nun endlich wollte er Klarheit haben. „Mannchen, die Lauferei und das ewige Gedränge habe ich satt, gehen wir nur gleich zu Hiller, ich hab' außerdem 'nen Bärenhunger!“

Vom Durste sprach Onkelchen nicht gern. Der fand sich schon von selbst ein, wenn's ihm gut schmeckte!

\* \* \*

„So, da saßen wir wieder einmal in einer anständigen Aneipe!“

Den Klemmer ganz vorn auf der dicken Nase, prüfte Sollenstern die Speisekarte und stellte ein kleines Menü zusammen. Den Wein auszuwählen, bereitete ihm größere Schwierigkeiten, er wollte von dem Kellner alles mögliche wissen. Wie lange die und jene Marke schon hier im Keller liege, — von welchem Jahrgang sie sei. Schließlich bestellte er eine Mouton Rothschild.

„Aber Onkelchen, das ist ja ein Prachtwein!“

„Der soll dir die Zunge lösen, Mannchen!“

Erst aßen sie, dann wurde eine zweite Flasche bestellt.

„Kellner, wenn ich Sie brauche, werd' ich klingeln!“

„Sehr wohl!“ Diskret zog der junge Mensch sich zurück.

Sollenstern ballte die Serviette zusammen, warf sie auf den nächsten Stuhl und lehnte sich zurück. „Nun sag' mir mal ehrlich, Mannchen, in wen bist du bis über beide Ohren verliebt?“

„Onkelchen, wie kommst du bloß auf solche Gedanken?“

„Der Kopsdorff hat mir Andeutungen gemacht, aber keinen Namen genannt.“

„Das Schaf!“

Ganz unwillig war Plattangen geworden.

„Mach' keine Geschichten, Mannchen, du weißt doch, wir beide brauchen keine Geheimnisse voreinander zu haben, vier Augen sehen mehr als zwei!“

„Laß nur, du kannst mir ja doch nicht helfen!“

„So—o? Weißt du das ganz bestimmt? Ich bin ja froh, daß ich meine Haut als Junggeselle heil durchs Leben geschleppt habe, aber das sehe ich doch ein, Mannchen, jammerschade wär's, wenn du nicht heiraten wolltest. Plattangen steht auf deinen beiden Augen und Klozowen wartet auch auf dich und deine Kinder!“

„Laß mich nur allein meinen Weg gehen. Warum willst du dich auf deine alten Tage mit solchen Sachen ärgern?“

„Mannchen, ich dünkte, wir wären immer ganz leidlich zusammen ausgekommen. Alles hat mir von dir ja nicht gefallen, und wenn dir jetzt mal was von mir nicht gefällt, so solltest du deinen Verstand sprechen lassen und dir sagen: Mag der alte Sollenstern auch noch so 'ne Strazbürste sein, ich kann mich auf ihn verlassen wie aufs Evangelium, und er wird nicht mit plumpen Fingern in meinem Brei 'rumrühren!“

„Ich würde dir auch klaren Wein einschenken, Onkelchen, wenn es irgendwelchen Sinn hätte; aber du hättest doch nur Verdruß von dem — Brei, den ich mir eingerührt.“

„Also vollkommen aussichtslos — die ganze Geschichte?“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach.“

„Eine blanke Antwort, Mannchen! Handelt sich's um die kleine Dittmarf?“

Da schießt Plattangen die Röte ins Gesicht.

„Hab' ich's mir doch gedacht! Wer war eigentlich der Kerl, mit dem sie vorhin spazieren lief?“

„Herr v. Wullnow — Legationssekretär!“

„Aha! Und der ist derjenige, welcher?“

„Es ist anzunehmen, Onkelchen.“

Da poltert Sollenstern aber 'raus: „Kannte also so schnell an uns vorbei, weil wir sie ertappt hatten? Na ja dochchen — ja, hat den Kopp verloren gehabt! Werde dann gleich mal zu Andreas Dittmarf fahren, soll ihm so wie so Grüße von seinem Bruder Albrecht bringen und erzählen, wie es in Tampischkehnen aussieht.“

„Aber mich laß aus dem Spiele! Ich komme nicht mit!“

„Dann vertritt dir unterdessen die Füße! Aber der Gunild werde ich meine Ansicht unter die Nase reiben.“

„Das wirst du nicht tun, Onkelchen!“

„Ich werde! Hab' das Mäd'el so oft am Zopfe gezogen und ihr in Sensburg so viel Bonbonchens gekauft, daß die Leute dort dachten, der Christoph Sollenstern hat auf seine alten Tage noch ein Techtelmechtel, oder geht gar mit seinen wackligen Beinen auf die Freite! Ja—a, damals war ich der gute Onkel, und heute läuft das Mäd'el an mir vorbei, als habe sie mich auf ihrem ganzen Erden Spaziergang noch niemals gesehen! Dabei hat sie da auf meinen Knien gefessen, und war gar nicht verlegen, wenn ich das Pralinentütchen aus der Tasche zog! Nee, Gunildchen, so haben wir nicht gewettet — nee—e!“

Da wurde Plattangen ärgerlich. „Onkelchen, ich bitte dich dringend, laß Fräulein v. Dittmark in Ruhe, du kannst sie doch nicht zwingen, mich zu lieben?“

„Dem blaffen Kerl läßt du doch das hübsche Mädel nicht?“

„Die Entscheidung liegt nicht bei mir!“

Aber Sollenstern war ganz Feuer und Flamme geworden. „Du, Mannchen, mit dem verrückten Namen Donatus! Herrjeh, was hab' ich mich mit deiner Mutter 'rumgekampelt, wie sie dir diesen Namen geben wollte! Aber 's war nichts zu machen, nach fünfjähriger Wartezeit ersiehst du endlich, und da meinte sie, dich habe ihr der Himmel als ganz besonderes Gnadengeschenk in die Arme gelegt! Und dein guter Vater opponierte auch nicht, er sagte zu mir: Laß deiner Schwester diese Freude, wenn der Junge sich nur mal recht gut durchs Leben findet, wie er heißt, ist doch ganz egal! Und wie dich der Pastor getauft hat, hab' ich die Zähne zusammengebissen, um nicht lachen zu müssen, aber da hat mich deine Mutter so sonderbar angesehen! Und wie dann unser Herrgott deine Eltern von dir nahm — es war eine gute Ehe, Mannchen — da hab' ich manchmal im stillen gedacht, meine Schwester hat recht gehabt, dir den Namen Donatus auf den Lebensweg mitzugeben, du wardst der Erde geschenkt zum Ersatz für deine braven Eltern, die Gott gerne oben in seinem Himmelreich haben wollte!“ Er wischte sich eine Träne aus dem Augwinkel. „Und deshalb, Mannchen, mochte ich dich nie gern ‚Donat‘ oder ‚Donatus‘ nennen, denn dann seh' ich immer gleich wieder den Blick deiner guten Mutter an deinem Taufstage!“

Herzlich reichte ihm der Nefse die Hand über den Tisch. „Du gutes Onkelchen!“



„Ich hab' dir das auch bloß erzählt, damit du mir den Kopf freigibst! Mit meinem alten Freunde Andreas werde ich sprechen, gleich nachher, Gunild laß ich aus dem Spiele! Aber hören will ich, was der alte gute Dittmark über dich und den anderen Kerl denkt!“

„Onkelchen, laß es lieber bleiben!“

„Mannchen, klinge mal, ich will bezahlen, und du wirst als guter Ostpreuße, der Autorität im Leibe hat, deinem alten Onkel gehorchen und ihm vertrauen!“

Plattangen zuckte die Achseln und läutete. Er wußte, wenn er jetzt Onkelchen hüzig machte, sprang der einfach Gunild an die Kehle und forderte klaren Bescheid, und der würde wahrscheinlich nicht zu seinen Gunsten ausfallen. Mit Geduld war vielleicht doch mehr zu erreichen. „Du wirst aber nur mit Herrn v. Dittmark über mich und meine Liebe zu Gunild sprechen, Onkelchen, versprich mir das!“

„Natürlich, ein Tölpel bin ich nicht, wenn sich's um eine delikate Affäre handelt! — Und um sechs treffen wir uns wieder im Café Bauer — oben!“

„Schönchen!“

Plattangen half dem Onkel noch beim Einsteigen in die Droschke und hummelte dann in den Tiergarten. Aber überall fielen ihm die Menschen und ihr lustiges Lachen auf die Nerven.

\* \* \*

Bullnow hatte sich nicht entschließen können, im Vorübergehen bei Dittmarks vorzusprechen. Er wollte erst eine Woche ins Land gehen lassen, bevor er, ohne eine offizielle Einladung erhalten zu haben, wieder einmal seine Aufwartung machte. Er meinte, das dokumentiere seinen Standpunkt. Man solle nicht

glauben, daß er so schnell mit beiden Händen zugreifen wolle, denn der Brief hatte ihm doch Bedenken eingeflüßt. Die ganze „Aufmachung“ war bei Dittmarks so erstklassig, daß er geglaubt hatte, sie befänden sich in bei weitem besseren Vermögensverhältnissen. Schließlich konnte er sich in seinem Berufe unmöglich Beschränkungen auferlegen. Aber Gunild war schön und klug! Sie wußte sich tadellos zu benehmen, blieb reserviert; wenn sie sich aber in einem Kreise befand, der ihr zusagte, dann war sie ganz Temperament. Dann bligten ihre braunen Augen auf, die schöne Hand ballte sich zusammen, sie warf den Kopf trotzig in den Nacken und verfocht ihre Ansicht mit Entschiedenheit und Geschmack. Und in solchen Momenten erschien sie ihm doppelt begehrenswert. Aber er sagte sich: „Ich darf mich nicht hinreißen lassen, muß an meine Zukunft denken! Das schönste Weib nützt mich nichts, wenn es mir an Mitteln gebricht!“

Er kannte eine ganze Anzahl Diplomaten, denen es an Fähigkeiten gewiß nicht mangelte, die aber von ihrem bescheidenen Außenposten nicht wegkonnten oder in Berlin im Auswärtigen Amte arbeiteten, weil ihre pekuniären Verhältnisse eine Versetzung zu den Botschaften des Deutschen Reiches nicht duldeten. Und ehrgeizig war Friedrich Karl v. Wullnow — sehr ehrgeizig!

Am Sonntag bummelte er die Friedrichstraße entlang den Linden zu. Er wollte nach der Gemäldeausstellung von Schulte, dort traf sich zwischen zwölf und zwei die Berliner Hofgesellschaft immer in größerer Zahl. Man plauderte ein wenig, ein Wort gab das andere, und oft schon hatte er zu hören bekommen: „Wenn Sie nichts vorhaben, Herr v. Wullnow, so essen Sie doch heute mittag bei uns!“

Er hatte nichts vor. Selbst die besten Restaurants sind Sonntags in Berlin überfüllt, und er gehörte nicht zu denen, die sich gern bei verbrauchter Luft in ein übervolles Lokal setzen. Für sein Alter besaß er schon eine ganz gehörige Portion Nerven.

Bei Boenide kaufte er sich in der Französischen Straße ein paar Importen und wollte seinen Weg fortsetzen, da traf er, als er den Fahrdamm überschritten, unversehens mit Gunild Dittmark zusammen.

„Das nenne ich Zufall, gnädiges Fräulein — guten Tag!“

Sie hatte ein kleines Paket in der Hand und konnte ihre Verlegenheit nicht ganz verbergen. „Ich habe soeben bei Borchardt noch eine Kleinigkeit eingekauft.“

„Sie gestatten doch, daß ich Sie begleite?“

„Sehr gern, Herr v. Wullnow.“

Sein Herz schlug schneller, seine Begleiterin in schickem dunkelblauem Kleide, einen großen Rembrandthut auf dem vollen Haare, sah tabellos aus. Ihr Gang war elastisch, ihre Haltung vornehm, das lange zarte Gesicht mit den schmalen Nasenflügeln, den vollen roten Lippen, durch die die weißen Zähne bligten, verriet Temperament, alle ihre Bewegungen hatten etwas Abgerundetes, Geschlossenes.

„Leider hatte ich in den letzten Tagen keine Gelegenheit, einmal bei Ihren Eltern vorzusprechen, ich war eben auf dem Wege,“ log er.

„Das trifft sich ja sehr gut — ich stelle mich also unter Ihren Schutz, Herr v. Wullnow!“

Er lächelte und lüftete den Zylinder ein wenig, und doch war er unzufrieden mit sich. Frau v. Dittmark würde ihn in der elegantesten Weise festzulegen versuchen, und das wollte er wenigstens vorläufig durchaus noch nicht.

Und als sie bei Kranzler um die Ecke bogen, waren sie gerade Plattangen und dessen Onkel in die Arme gelaufen!

Er sah wohl, wie Gunild bei dem flüchtigen Gruße rot geworden war, aber er schwieg.

Plötzlich blieb Gunild stehen und stampfte unmutig mit dem Fuße auf. „Da habe ich eben eine furchtbare Dummheit begangen, Herr v. Wullnow!“

„Inwiefern denn?“

„Plattangens Begleiter, seinen Onkel Sollenstern, hätte ich begrüßen müssen. Er ist der Nachbar meines Onkels und hat mich immer rasend verwöhnt, wenn ich in Masuren zu Besuch war.“

„So wollen wir umkehren, gnädiges Fräulein!“

Einen Augenblick zögerte sie, dann antwortete sie sehr entschieden: „Nein, das hat keinen Sinn! Herr v. Sollenstern wird uns in den nächsten Tagen sicherlich besuchen, in dem Gedränge würden wir ihn auch schwerlich finden, er kann in die Friedrichstraße abgebogen oder weiter nach dem Schlosse gegangen sein. Aber ärgerlich bin ich doch!“

Wullnow dachte sich sein Teil. Gewiß wollte Fräulein v. Dittmark nicht mit Plattangen zusammentreffen, und das erfüllte ihn mit Befriedigung. —

Zu Hause erzählte Gunild erregt, nachdem die Eltern Herrn v. Wullnow sehr freundlich willkommen geheißen: „Wißt ihr, wen wir getroffen haben? Herrn v. Sollenstern!“

Und als die hörten, daß die Tochter ihn nicht begrüßt, wollten sie auch die Ausrede nicht gelten lassen, daß man in der Menschenmenge aneinander vorbeigeschoben worden sei und einander erst im letzten Augenblicke erkannt habe.

Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat schüttelte

mißbilligend den Kopf. „Der gute Sollenstern wird es dir sehr übel nehmen, liebe Gunild!“

Und deren Mutter fragte rasch: „War er denn allein?“

Da stieg wieder die Röte in Gunilds Gesicht. „Nein, Herr v. Plattangen war bei ihm!“

„Dann ist er ja in guter Gesellschaft,“ erwiderte Frau v. Dittmar ruhig, „sonst hätte ich dir ernstliche Vorwürfe machen müssen, daß du den guten Sollenstern nicht mitgebracht hast! — Aber Sie bleiben doch zum Mittagessen da, Herr v. Wullnow?“

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau!“

Herzlich reichte sie dem Legationssekretär die Hand, die dieser höflich an die Lippen führte.

Herr v. Dittmar aber machte ein sehr ernstes Gesicht.

Bei Tisch saß Wullnow zwischen den Damen, Frau v. Dittmar beherrschte das Gespräch, sie war von hinreißender Liebenswürdigkeit. Umso stiller war ihr Mann, und das behagte dem jungen Diplomaten durchaus nicht. Unschwer konnte er feststellen, daß seine halbe Werbung um die Tochter des Hauses bei den Eltern verschiedene Meinungen ausgelöst haben mußte. Und Gunild selbst ging aus einer gewissen Reserve nicht heraus. Lastete auf ihr der Zwiespalt im eigenen Hause, oder hatte sein Brief bei ihr ein unbehagliches Gefühl gewekt?

Der Kaffee wurde im Salon eingenommen. Frau v. Dittmar bat die Herren, sich eine Zigarre anzustecken.

Da schellte die Klingel, der Diener brachte auf einer Schale eine Visitenkarte.

„Liebe Frau, Christoph Sollenstern!“ rief der Hausherr erfreut.

Einen Augenblick biß sie sich auf die Lippen: „Na, das ist mal schön, da kommt er doch noch!“ sagte sie dann.

Herr v. Dittmark stand auf und ging hinaus, um den Jugendfreund zu begrüßen. Wullnow warf Gunild einen kurzen Blick zu. Der schien das Kommen des alten Herrn sehr unangenehm zu sein, und ihre Mutter brachte sie in noch ärgere Verlegenheit.

„Du sagtest doch, du hättest Herrn v. Sollenstern mit seinem Neffen Plattangen getroffen?“

„Hab' ich auch, Mama!“

„Nun, es ist ganz gut, daß er nicht mitgekommen zu sein scheint.“ Sie merkte sofort, sie hatte einen Fehler gemacht, deshalb fügte sie schnell einlenkend hinzu: „Mein Mann hat nämlich Herrn v. Sollenstern unfagbar gern und wird sich mit ihm über ganz Masuren gründlich aussprechen wollen.“

Wullnow, dem diese Worte galten, machte eine stumme Verbeugung, er verstand den Wink mit dem Zaunpfahl wohl.

Gunild war rasch aufgestanden und holte noch eine Tasse und ein Likörglas für den neuen Besuch herbei.

Da trat auch schon Christoph Sollenstern über die Schwelle und sagte in seinem breiten, gemütlichen Ostpreußisch: „Meine gnädigste Frau, allerschönsten guten Tag! Grüße bring' ich von Albrechts, einen ganzen Hut voll, alle sind wohl auf und lassen Ihnen sagen, unser schönes Masurenland läge nicht aus der Welt und warte auf Sie.“

Frau v. Dittmark schüttelte ihm die Hand und erwiderte einige liebenswürdige Worte, dann stellte sie ihm Herrn v. Wullnow vor.

Sollenstern machte nur eine etwas komische Verbeugung. „Freut mich sehr!“ Dann ging er auf die

Tochter des Hauses zu. „Donnerwetter, Gunildchen, schlank und rank geworden! — Gottchen nee, gnädige Frau, was uns so alles über den Kopf wächst! Aber vorbei läuft sie an dem alten Bonbononkel, die Nase hoch, wie mein armes altes Hektorchen, wenn er 'nem alten Wechsel nicht mehr traute! Ja, Herrschaften, den hab' ich totschießen müssen, das gute alte Hundchen!“

„Herr v. Sollenstern, ich wollte noch einmal umkehren, aber —“

Er sah sie mit seinen kleinen blauen Augen freundlich an und unterbrach sie. „Aber gibt's im Leben immer 'ne ganze Masse, Gunildchen, und ich hab's auch gar nicht übel genommen.“

„Wo hast du denn deinen Neffen gelassen, Christoph? Gunild sagte uns, du wärest mit ihm zusammen gewesen?“

„Der läßt sich den Herrschaften allerhöchstens empfehlen und ist bummeln gegangen. Mag der Himmel wissen, was der Junge hat, Andreas, er gefällt mir aber auch gar nicht!“

Da kamen die beiden Söhne, Egbert und Sigismund, mit freudig leuchtenden Augen ins Zimmer.

„Guten Tag, Onkel Sollenstern!“

„Kinder, ihr seid nun zu groß, dürft nicht mehr Onkel sagen!“ mahnte die Mutter.

„Aber gnädige Frau, lassen Sie doch den Jungchens die Freude! Bin ja heillos froh, wenn die Jugend mich mit so vergnügten Augen ansieht. Euch nehme ich mal mit in ein schönes Theaterchen, wo man sich die Tränen aus den Augen lachen kann — wollt ihr?“

Sie jubelten und machten Vorschläge.

„Schönchen, schönchen, immerzu — mir ist's ganz egal, wenn ihr euch nur amüsiert, denn ich will mich

über euch freuen," und er fuhr den beiden großen Jungens über den Kopf.

Gunild bot ihm Kaffee und Likör an.

„Immer her damit, soll mir gut schmecken, von so 'ner schönen jungen Hand kredenzt!“

Wullnow fing an sich ziemlich überflüssig zu fühlen und wollte aufbrechen. Frau v. Dittmark aber bat ihn, noch ein Viertelstündchen zu bleiben.

„Na, dann darf ich wohl meinen guten Andreas auf ein paar Minuten entführen?“ meinte Sollenstern.

Der Hausherr führte ihn in sein Arbeitszimmer. Raum hatte er die Tür geschlossen, pläzte auch schon Sollenstern heraus: „Du, der junge Mann soll wohl mal dein Schwiegersohn werden?“

Dittmark zuckte die Achseln und schwieg.

„Also nicht dein Wunsch, aber der deiner Frau?“

„Lieber Christoph, ich lasse Gunild freie Wahl, wenn ich auch nicht ganz einverstanden sein sollte.“

Schwer ließ sich Sollenstern in einen Sessel fallen. „Da haben wir's!“

„Was denn, Christoph?“

„Na die Qual, wenn die Kinder die Wahl haben.“

„Berührt dich alten Junggesellen doch wenig!“

„Meinst du? — Wenn ich dir nun sage, daß mein Kesse halb verrückt nach deinem Mädels ist,“ polterte er heraus.

„Ich habe im stillen immer gehofft, die beiden würden ein Paar, habe aber mit niemand, auch mit meiner Frau nicht, darüber gesprochen. Beeinflussungen tun nicht gut, man wird mitschuldig, wenn die Ehe nicht zur Zufriedenheit ausfällt.“

„Redensart! Was weiß so ein zwanzigjähriges Dingelchen vom Leben?“



Dem Freunde gegenüber nahm Andreas Dittmar kein Blatt vor den Mund.

„Du kennst meine Frau wohl zur Genüge. Ich aber will auf meine alten Tage Ruhe haben, und Druck erzeugt Gegendruck — auch bei Gunild.“

„Andreas, mach' mir mein Mannchen nicht unglücklich!“

Dittmar zuckte die Achseln. „Mag er versuchen, diesen Wullnow auszustecken! Ich kann nicht für ihn Partei ergreifen, denn dann hätte ich eine scharfe Opposition gegen mich und wäre Plattangen nur hinderlich.“

„So werde ich es tun.“

„Das wollte ich dir gerade raten. — Und nun komm in den Salon zurück, sonst holt uns meine Frau doch in fünf Minuten.“

Und der alte Christoph Sollenstern hat der schönen Gunild bis zehn Minuten vor sechs tüchtig den Hof gemacht und ihr viel erzählt von dem schönen Masuren, das sie ja nur von flüchtigen Besuchen her kannte.

\* \* \*

Die Reitpeitsche in der Hand kam Plattangen vom Dienst.

„Morgen, Onkelchen — ausgeschlafen?“

Sollenstern nickte und legte die Zeitung weg. Langsam klappte er seinen Klemmer zusammen und steckte ihn in die Westentasche.

„Mannchen, du hast ja eine ungeheure Summe auf der Rennbahn gewonnen!“

„Gewiß, Onkelchen, es war eine gute Saison für mich, und über die schönen Ehrenpreise, die überall in der Wohnung herumstehen, hast du dich ja auch gefreut!“

„Gm — du mußt also dieses Jahr ein Heidengeld verdient haben?“

Da biß sich Plattangen auf die Unterlippe und sah sehr interessiert auf den Griff seiner Peitsche. „Trotz der vielen Unkosten ist allerdings ein rundes Sümmechen übrig geblieben.“

„Und dennoch läßt du zu Hause abholzen, als ob dir der Pleitegeier auf dem Dache säße?“

„Es war nötig, Onkelchen, frag', bitte, nicht weiter!“

„Doch! — Du weißt, ich bin der allerletzte, der die Jugend nicht jung sein lassen will, aber was zu arg ist, ist zu arg. Mindestens hunderttausend Mark mußt du dieses Jahr zum Fenster hinausgeworfen haben!“

„Mehr Onkelchen, viel mehr — in einer Nacht. Die hat mich zweihundertdreißigtausend Mark gekostet.“

„Mannchen!“

„Ja, mein Privatvermögen, soweit es nicht als Betriebskapital im Gute steckt, ist futsch und Schulden habe ich auch noch. Aber ich werde nicht gedrängt.“

Da schnappte Onkelchen doch nach Luft, wie ein Karpfen auf dem trockenen. „Nun schenk' mir aber klaren Wein ein, das ist ja reineweg zum Tollwerden!“

Plattangen zuckte die Achseln und ging im Zimmer auf und ab. „Es ist nun mal geschehen. Seitdem spiele ich bloß noch Stat, wenn's mal durchaus sein muß.“

„Gott sei Dank, dann steht's ja nicht allzuschlimm! Mannchen, was hatte ich eben für 'ne Heidenangst!“

„Ja, ich habe mein Lehrgeld gezahlt und mir Borwürfe genug gemacht. Mir fing an vor der Heimat zu grauen, Onkelchen, deshalb kam ich nicht nach Hause.“

„Deine Ehrlichkeit gegen mich ist das Schönste an der ganzen Sache.“

„Sie ist mir verdammt schwer geworden!“

„Ach was, du siehst, ich bin ja schon wieder ganz ruhig. Nun mußt du mir aber auch alles sagen, Mannchen!“

„Ich habe mich mit den Gewinnern geeinigt. Was ich auf der Bank liegen hatte, haben sie sofort bekommen, dann den Erlös des Holzes, und was ich von meinen Krenngewinnen entbehren konnte. Den Rest trage ich nach und nach ab und verzinse ihn außerdem, obgleich die Herren es nicht wollten.“

„Und was bist du ihnen noch schuldig?“

„Eine Lappalie, Onkelchen, die ich jeden Tag aufnehmen könnte. Aber ich will's nicht tun, sie haben vorläufig genug eingesackt. Es sind nur noch fünfzehntausend Mark.“

Da klemmte Sollenstern wieder den Klemmer mit dem Goldbrand ganz vorn auf seine dicke Nase, nahm sein Scheckbuch aus der Tasche und fing an zu schreiben.

„Was machst du denn da, Onkelchen?“

Er antwortete erst nicht, dann gab er ihm den Scheck. „Geb' das von der Deutschen Bank ab und erledige sofort die Sache!“

„Onkelchen — nee. Das tu ich nicht; ich werde wahrhaftig ganz allein mit meinen Gläubigern fertig.“

Da sah Sollenstern seinen Neffen über den Klemmer weg an und schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. „Unsinn! Ob du das Geld heute kriegst oder in ein paar Jahren, wenn ich meine maroden Knochen zum letzten Male ausstrecke — das ist doch höllisch einerlei! Ich brauche mir deshalb keine Beschränkungen aufzuerlegen, für meinen Notspohn und die Berlinfahreerei langt's schon. Du aber sollst den Leuten nichts schuldig bleiben!“

„Aber Onkelchen, wir haben uns doch ganz friedlich geeinigt!“

„Simmelfreuzdonnerwetter — Mannchen, wirst du parieren?“

„Es geht beim besten Willen nicht. Du bist so wie so schon so schrecklich gut zu mir, und mich würde es bedrücken, sprängst du auch noch mit deinem Geldbeutel für mich ein.“

„Soll wegen der lappigen paar Dreier unsere alte Freundschaft in die Brüche gehen?“ fragte Onkelchen drohend.

„Wenn mir das Wasser bis an den Hals stände, ich käme zu dir — verlaß dich drauf. Aber da ich sonst weiter keine Schulden habe, so kann ich's wahrhaftig ganz gut allein machen.“

„Mein allerletztes Wort, Mannchen! Nimm den Wisch, sonst packe ich meine Siebensachen auf der Stelle!“

Da steckte Donatus v. Plattangen mit einem Seufzer den Scheck ein. „Ich danke dir, Onkelchen! Auch daß du so vernünftig bist und mir keine Szene machst!“

Der lachte schon wieder und klopfte dem Neffen auf die Schulter. „Bin doch kein altes Weib, Mannchen — und nun Schluß damit! Auf ganz Plattangen steht 'ne einzige Hypothek von fünfzigtausend Talern, die trägt die Herrschaft und auch dich, du Leichtgewicht, wenn du nicht unvernünftig bist!“

„Ich werde mich schön hüten. Meinen Rennstall will ich nach und nach verkaufen und — wenn ich ein Jahr eine Schwadron gehabt habe — vorausgesetzt, man steckt mich nicht in ein zu brediges Nest als Rittmeister — meinen Abschied nehmen.“ Er legte die Stirn in Falten. „Vielleicht komm' ich aber auch schon eher heim.“

„Das solltest du, Mannchen, die Pension als junger Rittmeister macht das Kraut auch nicht fett!“

Plattangen hatte seinen Spaziergang durchs Zimmer wieder aufgenommen. Sollenstern beobachtete ihn scharf.

„Dein Entschluß hängt natürlich mit dem Mädcl, der Gunild, zusammen!“

„Die Geschichte ist aussichtslos,“ erwiderte der Nefse mit dumpfer Stimme.

„Freilich, wenn du die Flinte ins Korn schmeißt,“ brummte Sollenstern.

„Ich werde mich grade noch öffentlich blamieren — dafür danke ich bestens!“

„Auf der Rennbahn galoppierst du deine Gegner in den Dreck und bei einem hübschen Mädcl verlierst du die Courage!“

„Dies Rennen ist aussichtslos, Onkelchen!“

„Natürlich, wenn du dir selbst nicht die Sporen gibst!“

„Du bist doch sonst nicht so! Auf deine alten Tage setzt du dir's auf einmal in den Kopf, mich unter die Haube zu bringen!“

„Vielleicht ist 'ne tüchtige Portion Eigennuß dabei, Mannchen! Wenn ich alter lahmer Kerl nach Plattangen 'rüber fahre, sind die Vorhänge hochgezogen, 'ne hübsche junge Frau streckt mir die Hände entgegen und unter der alten Blutbuche steht ein Kinderwagelchen, ja—a, das denke ich mir wunderschön!“

„Phantasie hast du, Onkelchen!“

„Ist doch der Welt Lauf, Mannchen!“

Da hält sich Plattangen mit beiden Händen den Kopf. „Mach' mir das Leben nicht schwer, mein Herz trage ich nicht auf der Zunge, ich muß jetzt alle Kräfte zusammen nehmen, um den Schlag zu überwinden, den mir Gunild Dittmarl versehen wird! Und ich darf ihr nicht mal böse sein, ihr gutes Recht ist es, zum Mann zu wählen, wen sie will.“

„Was weiß 'ne solche Remonte vom Leben.“

„Jedenfalls wird es ihr mehr behagen, in der großen Welt zu verkehren, als eine Landwirtsfrau in Masuren zu werden.“

„Du bist doch ein rechter Waschlappen! Diesem traurigen Kerl, dem Bullnow, ließe ich das hübsche Mädchel ohne Kampf noch lange nicht! Den wirst du doch ausstechen, Mannchen, wenn du auch durchaus keine Schönheit bist! — Ich will dir was sagen. Heute abend sind wir ja noch bei deiner charmanten Schwadronsmama eingeladen, morgen früh setze ich mich auf die Bahn und werde 'n paar Tage länger in Berlin bleiben und viel mit meinem Freunde Andreas Dittmark zusammen sein. Mit dem Teufel müßte es zu gehen, ich brächte dem Kerl nicht Vernunft bei!“

„Du vergißt — seine Frau.“

„Aber auch gar nicht! Vor allen Dingen werde ich mir von ihrem Manne sagen lassen, warum sie einen Affen an diesem Legationssekretär gefressen hat. Der alte Sollenstern kann, wenn's drauf ankommt, ein Filou sein. Ich werde mich bei den Damen erst in die Wolle setzen, und dann finde ich schon 'raus, wo der Hase im Pfeffer liegt.“

„Es hat wahrhaftig keinen Sinn. So gewogen wie mir Herr v. Dittmark ist; gegen seine Frau kommt er nicht auf, und Gunild läßt sich von der Mutter beeinflussen. Nimm selbst an, du erreichst dein Ziel. Was dann, wenn die Ehe ein großes Unglück würde?“

„Das ist dann deine Sache, wie du mit deiner Frau fertig wirst. Ich stecke nachher einfach die Hände in die Hosentaschen und sehe zu.“

Plattangen mußte lachen. Er kannte Onkelchen zu gut, das tat er ganz bestimmt nicht. Um des lieben Friedens willen ließ er ihn aber bei diesem Glauben.

„Na, denn Bröstchen, meine Herrschaften! Hoffentlich sieht Sie bald 'mal unsere masurensche Erde wieder!“

„Dort wird's jetzt kalt — hu!“ Frau v. Dittmar schüttelte sich.

„Auch dann ist sie schön, gnädige Frau, wenn man sein dickes Pelzchen anzieht, und im Ofen die großen Holzstücke knistern und krachen! — Ja—a, Gunildchen, wenn dann der Förster meldet: aus dem Russischen ist ein Wolf 'rübergewechselt, und man zieht mit einem ordentlichen Pullchen los und kriecht durch Dorn und Strauch und erwischt endlich den Halunken! Und läßt das Fellchen fein zurecht machen für sein Frauchen! — Und die Schlittenpartien mit den flotten Pferdchen davor, holterdiepolter über den Graben 'rüber aufs Eis, daß man wohlgeborgen drüber hinrutscht, als läge man in Mütterchens Arm. Ja—a! Dabei revidiert man die Futterstellen, und das Wild ist so vertraut, daß es keine fünfzig Schritte flüchtig wird, und man sucht sich die Prachtkerle unter den Hirschen aus, die im nächsten Herbst dran glauben sollen, daß es noch weidgerechte Jäger in Masuren gibt! — Andreas, ankaufen solltest du dich auf deine alten Tage noch in unserer Erde, damit deine Jungen den Flug nach dem heimatlichen Schlag nicht verlernen!“

Aber der machte eine abwehrende Handbewegung. „Dazu bin ich zu alt, lieber Christoph.“

„Und ich bedanke mich schön,“ meinte Frau v. Dittmar lachend.

Sollenstern machte ein ungläubiges Gesicht. „Das ist doch nicht Ihr Ernst, gnädige Frau! Sollten im Frühjahr mal früh um vier mit 'raus und den Virehahn anspringen, wenn der Südwind einsetzt, und das Eis zu krachen beginnt. Dem singt der Freund Sturm sein Liebeslied entgegen.“

„Gäbe das ein Bild!“

„Nu, nu, ich dächte immerhin — noch ein recht passables! — Was meinen Sie dazu, Gunildchen?“

Die schob die Unterlippe vor. „Die Passionen sind eben verschieden, Herr v. Sollenstern!“

„Wär's denn Ihre nicht?“

„Nein.“

„Jemine, klingt das frostig! Stellen Sie sich mal im fußfreien Lodenrock mit hübschen Gamaschen an den Beinchen und 'nem grünen Hut mit dem Wirtshahnstoß drauf auf den Kopf vor den Spiegel, ich wette zehn Faß Spiritus — denaturiert — gegen 'nen faulen Appel, Sie gefallen sich besser in dem Kostüm, wie in größter Walltoilette. Und die Bäckchen würden rot werden, und die Augelnchen blank — ja—a!“

Mzu geschickt ging der biedere Sollenstern nicht vor, die Damen merkten die Absicht und wurden verstimmt.

So kam er also anscheinend nicht zum Ziele. Probieren wir's auf eine derbere Art, sagte er sich.

„Natürlich für den Bullnow wär' das nichts, wird sich schwerlich gern den Wind um die Ohren pfeifen lassen, sieht aus wie 'n Mutterföhnchen, das gern die Füße am Ofen wärmt.“

„Bullnow ist ein sehr gediegener Mensch, der vorwärts kommen wird,“ erwiderte Frau v. Dittmar überzeugt und gereizt.

Sollenstern schmunzelte. Nun konnte das Kessel-treiben beginnen. „Glaub' ich gern, aber 'n richtiger Mann ist der doch nicht! Was so geschneigelt und gebügelt 'rumläuft, mit Fingernägeln so lang wie 'ne Zange und egal das verbindliche Lächeln um den Mund, ist doch bloß 'ne Puppe, die quietscht, wenn man drauf drückt!“



Das war zu viel für Frau v. Dittmar, sie ging aus der Reserve heraus zum Angriff über. „Alles im Leben, Herr v. Sollenstern, ist Geschmacksache, jeder kann den Jhren nicht teilen, und ich und meine Tochter wären sicherlich die letzten, die Sie an Ihrer Seite finden würden. Es gibt nicht zwei Welten, nicht fünf, sondern tausende, und jeder soll versuchen, sich in der seinen so gut zurecht zu finden, wie er kann.“

„Was meinst du zur Ansicht deiner Gattin, Andreas?“

Dem hatten die scharfen Reden, die hinüber und herüber flogen, den Mut gestärkt. „Ich gehe noch weiter, lieber Christoph, wie meine Frau. Jeder einzelne Mensch muß sich seine Welt zusammenzimmern, und ins Allerheiligste läßt er nicht einmal die hinein, die ihm am nächsten stehen!“

„Auch seine Frau nicht?“ fragte Frau v. Dittmar spitz.

„Liebe Therese, auch die nicht,“ erwiderte er mit größter Seelenruhe.

„Da hört doch alles auf!“

„Versteh mich recht, unser innerstes Leben müssen wir ganz allein leben, an das darf man nicht rühren lassen, sonst bleibt man kein Charakter!“

„Um — ja dochchen,“ brummte Sollenstern sehr zufrieden. Nun hatte er die Stelle gefunden, an der er den Hebel einsetzen mußte. „Du willst doch damit sagen, lieber Andreas, man soll sich peinlich hüten, in den tiefsten Kern eines Menschenherzens einzudringen?“

„Ungefähr, Christoph. Leiten sollen wir alle die, die uns anvertraut sind, wir dürfen sie aber nicht auf Wege drängen, die sie nur widerwillig gehen. Hält man ein junges Pferd zu fest an der Kandare, legt es sich gegen sie und geht durch.“

„Oder wird verrissen und hartmäulig.“

„Beides ist vom Übel.“

„Bleiben wir bei dem Wilde. Also lose Hand, auch wenn das junge Tier steigt und Kapriolen macht. Wenn es nur vorwärts kommt und auf der Heerstraße bleibt.“

„So meine ich.“

Gunilbs Blick hing an den Augen ihres Vaters. Frau v. Dittmark zerkrümelte nervös ein Brötchen.

„Vieher Andreas, du sagtest vorhin: wir sollen die Menschen, die uns anvertraut sind, leiten, aber sie nicht drängen. Nicht wahr?“

„Allerdings sagte ich das, Therese.“

„Bist du im Stande, eine klare Grenze zu ziehen?“

„Mit meinem Gefühl, ja, mit Worten nicht. Von Fall zu Fall muß man entscheiden.“

„Da läßt sich natürlich gar nichts darauf erwidern,“ sagte Frau v. Dittmark leichtthin.

So schnell gab ihr aber Sollenstern den Weg nicht frei. „Allgemeine Richtlinien gibt's aber doch, gnädige Frau.“

„Da wäre ich gespannt.“

„Nun zum Beispiel soll man seine Kinder nicht beeinflussen, durchaus das Ziel, das sich Elternliebe gesteckt hat, zu erreichen. Nehmen wir an, Egbert erklärte Ihnen hee, er habe keine Lust mehr, Offizier zu werden — was würden Sie tun?“

„Mich absolut nicht sträuben, wenn er eine andere — natürlich standesgemäße — Laufbahn einschlagen will.“

„Das wollte Ihr Herr Gemahl wohl auch vorhin ungefähr sagen. — Ich könnte noch mehr Beispiele anführen.“

Sollenstern sah Frau v. Dittmark mit einem langen Blicke an. Sie verstand ihn wohl — und auch Gunilb.

Dittmark fand es an der Zeit, das Gespräch wieder

in ein harmloseres Geleise zu bringen. „Herrschaften, hören wir mit solchen philosophischen Gesprächen auf. Die Kinder sitzen mit am Tische.“

„Gott ja, beinahe hätt' ich's vergessen! — Jungens, morgen abend sehen wir uns das neue Blumenthalsche Lustspiel an — Gunildchen, Sie sind auch freundlichst eingeladen! Oder geben Sie mir altem Manne einen Korb? Ich denke, erst essen wir 'nen Happen zusammen, und nach dem Theater wiederholen wir, was wir vorher getan haben. Um Mitternacht liefere ich die Jugend wohlbehalten hier wieder ab.“

Die Jungens jubelten, Gunild wußte nicht recht, was sie sagen sollte. Sie war ganze zwanzig Jahr alt und paßte eigentlich nicht zu den jüngeren Brüdern und — dem alten Sollenstern.

Der Vater sagte schnell für sie zu. „Du bist zu freundlich, lieber Christoph. Natürlich machst du meinen Kindern eine riesige Freude!“

Der alte Junggeselle schmunzelte. „Das wird mal ein Fest für mich! Wenn ich altes Haus mit so 'nem schönen Mädels in die Loge trete, wird man die Hälse reden!“

Gunild verzog den Mund. Diese Ostpreußen waren wirklich ungehobelte Kerle! Und in diese Gesellschaft sollte sie nach der sehr deutlichen Anspielung Sollensterns hineinheiraten? Sie bedankte sich schön! Als junges Ding hatte sie sich ja wunderbar in Masuren amüsiert, aber als Frau brächten sie nicht zehn Pferde in diese Ecke. Die Milchbücher und Schweinefäße zu revidieren und Obst einzumachen, war gar nicht nach ihrem Geschmack.

„Also um sechs holt mich die Jugend morgen im Hotel Continental ab — nicht wahr?“

Die Jungens jubelten, und Gunild stattete mit wohlgelesenen Worten ihren Dank ab.

„Und 'ne gute Laune mitbringen, damit wir beraten können, was wir die anderen Tage anfangen!“

Als Sollenstern gegangen war, begehrte Frau v. Dittmark, sobald die Söhne das Zimmer verlassen hatten, auf. „Lieber Andreas, statt mir, deiner Frau, beizuspringen, munterst du deinen biederen Freund noch auf, mir die Leviten zu lesen!“

„Aber Therese!“

„Allerdings hat er das getan, wenn auch nicht mit allzugroßem Geschick. Ich merkte sofort die Absicht! Wie unerhört taktlos er von Herrn v. Wullnow sprach! Es war deine Pflicht, ihm zu verbieten, in dieser Weise weiter über deinen zukünftigen Schwiegerohn zu reden!“

„Nun, vorläufig habe ich — Gott sei Dank — noch keinen!“

„Soll das vielleicht heißen, du bist mit Gunilds Wahl nicht einverstanden?“

„Du allein hast gewählt, nicht Gunild!“

Die Tochter wollte das Zimmer verlassen.

Frau v. Dittmark herrschte sie an: „Du bleibst hier, sonst heißt es wieder, ich beeinflusse dich!“

Ruhig blieb Gunild an der Tür stehen. Es war nicht die erste Szene zwischen den Eltern, die sie erlebte. Ihr Vater setzte sich behaglich auf einen Stuhl. Ließ er seine Frau ausreden, war's das beste.

„Mich würde es gar nicht wundern, wenn Platztangen morgen auch im Theater wäre!“

„Das glaube ich nicht.“

„Nun, dein guter Freund Sollenstern hat ein dickes Fell! — Und deshalb ist mir's gar nicht recht, daß Gunild mitgehen soll.“

„Ich habe für meine Tochter zugesagt und dabei bleibt es!“

„Du bist es, der sie beeinflussen will, nicht ich!“

„Aber Therese! Nimm selbst an, Plattangen wäre im Theater, hat denn Gunild nicht, von meiner Seite wenigstens, freie Entscheidung, zu handeln wie sie will?“

„Du bist im Komplott mit Sollenstern!“

„Nein — aber gesagt hab' ich ihm, daß mir nichts Besonderes dran liegt, Bullnow zum Schwiegersohn zu haben!“

„Und daß dir Plattangen lieber wäre?“

„Das ist auch meine felsenfeste Überzeugung, liebe Therese.“

„So, Gunild, nun kennst du die Ansicht deines Vaters. — Gehen wir jetzt schlafen, sonst hört die Streiterei doch nicht auf. Mir aber mache, bitte, nie mehr Vorwürfe, daß ich meine Tochter beeinflusse. Es geschieht von deiner Seite!“

\* \* \*

„Du wirst also ganz die gesezte junge Dame sein!“ sagte Frau v. Dittmar am anderen Abend. „Ich vermute, du sollst für Plattangen interessiert werden. Ich will dich natürlich gar nicht beeinflussen, gebe dir aber zu bedenken, was für ein Leben in Masuren auf dich wartet. Dort würdest du binnen wenigen Jahren festfizen, bis du die Augen zumachst, lediglich auf Plattangen angewiesen und die wenigen Nachbarn, die du ja kennst!“

Gunild wollte schon auf ihrer Hut sein, und während die Jungen aufgeregt neben ihr hergingen, beschäftigten sich ihre Gedanken mit Bullnow. Es war doch immer noch sehr die Frage, ob er um sie anhalten würde. Wenigstens hatte sein erster Besuch nach dem Briefe lange genug auf sich warten lassen, und wenn sie ihm nicht über den Weg gelaufen wäre, wer weiß,

ob er sich bis heute eingefunden hätte. Sehr zuvorkommend hatte ihn ihr Vater ja durchaus nicht behandelt. Eine leichte Röte überzog ihr Gesicht. Eigentlich war die Rolle, die sie spielte, doch recht peinlich! Die Mutter bot sie auf dem Präsentierbrett dem jungen Diplomaten an, reinweg vernarrt war sie in ihn.

Sagte sie selbst denn nun wirklich ein tieferes Gefühl für Bullnow? Sie vermochte sich keine klare Antwort darüber zu geben. Jedenfalls wurde sie viel lieber dessen Weib, wie Plattangens. Der war gewiß ein forscher Kerl, aber weder eine Schönheit, noch geistig so bedeutend wie der Legationssekretär. Aber den einen Vorteil hatte er, das gestand sie sich unumwunden ein: er war gerader, ehrlicher, seine Mienen hatte er nicht so in der Gewalt, seine Empfindungen lagen immer offen auf seinem Gesicht. Und das berührt immer sympathisch. Er warb um sie mit einer impulsiven Offenherzigkeit, die einen gewissen Eindruck machte, jedenfalls würde es ihr immer bitter leid tun, ihn kränken zu müssen.

Auch ihr Vater stand auf seiner Seite! Niemals hatte er es ausgesprochen, aber doch durchfühlen lassen, wenn er mit ihr von der Zukunft gesprochen. Wenn sie nur klar über Bullnow sehen könnte, mit ihm ehrlich, vertrauensvoll reden, aber das war in ihren Kreisen nicht Sitte. Man ließ sich den Hof machen, und wenn man glaubte, es wurde Ernst, gab man dem Werber von Zeit zu Zeit ein kleines Zeichen seiner Gunst, wollte man ihn erhören.

Ihre Brüder hatten viel zusammen zu schwagen. Sie hatten bisher nur einige klassische Stücke gesehen, ein paar Opern gehört, und nun wollte sie der gute Onkel Sollenstern mit in ein Lustspiel nehmen. War das eine Freude!

Da durchzuckte Gunild der Gedanke: ich werde überhaupt noch nicht heiraten, weder Wullnow noch Plattangen; zwei, drei Jahre kann ich noch ruhig in Berlin ausgehen, ohne zur alten Garde zu gehören! Doch da drängte sich ihr Blut wieder zum Herzen, denn sie wollte der Vormundschaft der Mutter enthoben sein, die sie auf ihre Art doch recht tyrannisierte. Und dann — das unbekannte Leben, das auf sie wartete, reizte sie, die eigene Häuslichkeit, in der sie schalten und walten konnte nach eigenem Willen. Sie war ihrer Mutter Tochter, sie sehnte sich nach Selbständigkeit. Dieses fortwährende Mahnen fiel ihr auf die Nerven, kein Tag verfloß, an dem ihr nicht gesagt wurde: tue das, tue jenes — hüte dich vor dem, komme dem anderen ein wenig mehr entgegen. „Aber nur ein wenig, liebe Gunild!“ Und als Frau eines Diplomaten würde sie eine andere Rolle spielen, wie als Frau eines Offiziers, mochte er Plattangen oder anders heißen! Abhängig blieb ein Soldat immer in viel höherem Grade, und schließlich winkte ihr doch irgendwo in der Provinz aller Wahrscheinlichkeit nach die Klitsche. Mochte sie nun in Schlesien, Ostpreußen, Pommern, Brandenburg oder sonstwo liegen. Sie gestand sich's ganz ehrlich ein, sie hing weniger an der Person Wullnows als an seinem Berufe, und ob sich ihr die Gelegenheit wieder bot, einen Diplomaten zu heiraten, war doch noch sehr die Frage bei ihrer mäßigen Mitgift.

Doch da waren sie auch schon vor dem Hotel Continental angekommen.

„Tag auch, Herrschaften, hab' euch schon erwartet!“ Aus einem bequemen Sessel im Vestibül erhob sich Herr v. Sollenstern; sein dickes Gesicht glänzte. „Also nun 'nen Kriegsplan! Wo gehen wir jetzt hin? — Gunildchen, machen Sie einen Vorschlag!“

„Es ist mir wirklich ganz gleich.“

„Ich hab's — ihr junges Volk! Bespern wir bei Borchardt ein bißchen Raviar oder sonst was Schönes und trinken wir ein Pullchen Sekt dazu!“

Die Jungens strahlten und stießen sich mit den Ellbogen an.

„Ja, Onkel, das wäre fein!“

„Schönchen — machen wir!“

Und der alte Sollenstern hatte eine heillose Freude über den Appetit von Egbert und Sigismund.

Gunild war ziemlich still. Als aber ihre Brüder einen schier unstillbaren Hunger entwickelten, fing sie an zu mahnen. „Ich dünkte, nun wäre es vorläufig genug!“

„Nee, nee, Jungens, laßt euch nicht stören! Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen — nur beschwipst euch nicht!“

Sie bekamen rote Backen und ließen sich's weiter schmecken.

„Gunildchen, Sie sollten auch mal feste zulangen. Wir Ostpreußen sind nicht zimperlich, uns freut's, wenn unsere Gäste ordentlich futtern!“

Eigentlich war er ärgerlich über die Tochter seines Freundes. Das hübsche Mädcl saß steif wie eine Latte da, nippte einmal am Sektgläs und aß fast gar nichts.

„Ich danke wirklich, Herr v. Sollenstern!“

„Und vor ein paar Jahren haben Sie Bonbonchens genutscht, daß es nur so eine Freude war!“

„Man wird auch älter.“

„Natürlich, Gunildchen, wird man. Aber die Freude am Leben soll man sich nicht nehmen lassen! Unter dem Salonschliff darf der Mensch nicht verloren gehen! Wenn ich denken müßte, Sie würden nichts anderes, wie so'n Modepüppchen, sollte mir's wahrhaftig bitter



leid tun! Gott sei's geklagt, Wirklichkeit und Schein vermischt sich in unserem gebiegenen Preußen immer mehr. Unsere masurische Erde ist zu meiner Freude noch ziemlich von solchen Albernheiten verschont geblieben. Wir haben unsere ehrliche, mitunter etwas derbe Haut behalten — dafür sind wir zuverlässig bis zum letzten Augenblicke, und ich denke, grade das macht ein zufriedenes Leben aus!"

Also schon wieder bekam sie eine nicht mißzuverstehende Andeutung zu hören! Sie warf den Kopf in den Nacken, machte ein hochmütiges Gesicht und schwieg. Sollenstern dachte: Damlische Krät! —

Im Theater bekam er seine alte gute Laune wieder. Er lachte herzlich über die Witz des Stückes, noch mehr aber über die Jungen, die ganz aus dem Häuschen vor Freude waren.

Auch Gumbild gefiel das Stück sehr gut. Die heimliche Angst, Plattangen könne plötzlich auftauchen, war von ihr gewichen, sie lachte wie in ihrer Kindheit Tagen, wenn der gute Onkel Sollenstern mit feierlicher Miene bei Onkel Albrecht eingetreten war und eine große Pralinentüte aus der Tasche gezogen hatte.

Als sich der Vorhang zum letzten Male senkte, klatschten die Jungen wie besessen.

„Onkel, war das fein!"

Der schmunzelte. „Und nun nehmen wir eine Droschke und fahren zu Mitscher zum Abendbrot und trinken Ananasbowle. Das viele Lachen wird euch durstig gemacht haben!"

Und als er gegen Mitternacht die Kinder bei den Eltern ablieferte, hatten die Jungen einen kleinen Schwips.

Frau v. Dittmark drohte mit den Fingern. „Dachte ich mir's doch, Herr v. Sollenstern!"

„Na ja dochchen, sie haben sich halt amüsiert!“

Sigismund, der jüngere, versuchte sofort auf der Teppichkante zu gehen; es gelang ihm auch tabellos.

„Rauch noch 'ne Zigarre bei mir, Christoph,“ sagte der Hausherr.

„Auf die Länge bleib' ich gern noch da, Andreas.“

Die Dienerschaft war schon schlafen gegangen, Gunild stellte die Kisten und eine Flasche Rheinwein zurecht, dann zogen sich auch die Damen zurück.

„Ich hab' heute abend eine ziemlich scharfe Auseinandersetzung mit meiner Frau gehabt, und du warst die Ursache,“ sagte Dittmar nach einer Pause.

„Nimm mir's nicht übel, Andreas, mir tut's nicht weh!“

Der sah dem Rauche seiner Zigarre nach. „Natürlich lag sie mir mit Bullnow in den Ohren, der heute abend kurz vorsprach, wenige Minuten, nachdem die Kinder das Haus verlassen hatten.“

„Du meinst — die beiden finden sich?“

„Die letzten Zweifel nahm mir vorhin meine Frau. Ich war noch nicht vom Dienst zurück, als er kam. Er hat sehr deutlich gesprochen!“

„Und ich sage dir, Andreas, ich bin zwar Partei, glaube aber felsenfest, die Ehe läuft nicht gut aus; der Bullnow macht nicht den Eindruck, als ob er ein Mann wäre nach dem Herzen deines temperamentvollen Mädels.“

„Der Überzeugung bin ich auch! Aber was soll ich tun? Meine Frau hat nun einmal Gunild in den Kopf gesetzt, daß die Diplomatenlaufbahn die Krone aller Berufe sei!“

„Das Mädel ist doch alt genug! Öffne ihr die Augen, wie's im Leben zugeht, daß man vom Knicksen vor allerhöchsten Herrschaften auf die Dauer nicht zufrieden,

nicht glücklich wird! Selbst wenn mein Mannchen nichts von deiner Tochter wissen wollte, so würde ich dir genau so raten. Allerdings bin ich in den Augen der geschneigelten und gebügelten Berliner natürlich weiter nichts wie ein dickfälliger Krakehler aus der masurischen Ecke!“

„Ich weiß, Christoph, du meinst es gut mit uns! Hier in Berlin geht alles im Lauffschritt aneinander vorüber. Nur nicht zu spät kommen! Man hält sich für klüger als die Leute draußen in der Provinz und nimmt sich nicht einmal die Zeit, in Ruhe nachzudenken!“

„Viel Blendung — weiß ich!“

„Richtig, da haben wir's. Und über uns alte Menschenkinder, die groß geworden sind in einer ernsteren Zeit, geht man mit einem spöttischen Lächeln zur Tagesordnung über. — Mein lieber Christoph, ich fühle es in diesen Tagen mehr denn je, ich bin verbraucht, ich habe nicht mehr die Kraft zu einer zähen Opposition, nicht einmal gegen Weib und Kind! Bin zufrieden, wenn man mich ungeschoren läßt!“

Da sah erst der gute Sollenstern, wie tief die Falten waren, die das Antlitz des Freundes durchfurchten. Er schlug mit der Faust auf sein Knie. „Die Jugend ist auch nicht anders! Ich wollte Mannchen die Sporen geben, hab' ihm gesagt, er soll diesen Wullnow bei Gunild aus dem Sattel heben; aber der Junge macht ein trübetümpliches Gesicht und meint, es nütze ja doch nichts! Du lieber Gott, sind das Menschen! Andreas, häng deinen Beruf an den Nagel, komm heim, in unserer Ecke wirst du wieder aufleben, irgendwo in der Nähe werde ich schon ein Herrenhaus für dich zur Miete finden, wenn du dich nicht ankaufen willst!“

„Lieber Christoph, das sagt sich so leicht, aber wenn man verheiratet ist —“

„Da haben wir's! — Gute Nacht, schlaf gut und nimm dir dein Mädcl morgen früh mal tüchtig vor!“

\* \* \*

„Also Mannchen, was ich für dich habe tun können, ist geschehen. Dittmark ist auf deiner Seite, aber seine Frau hat an diesem Wullnow einen Affen gefressen, und Gunildchen scheint nicht recht zu wissen, was sie eigentlich will.“

„Du hast dich ja sehr genau informiert, Onkelchen!“

„Hatt' ich dir doch versprochen! — Und heute zum Abendbrot gehst du mit mir zu Dittmark.“

„Auf keinen Fall.“

„Mannchen, 's kommt mir ja eigentlich komisch vor, den Freierwerber zu spielen, nun hab' ich aber einmal in den sauren Appel gebissen, da esse ich ihn auch auf! — Ich habe dich angemeldet, willst du nicht unhöflich und — feige sein, mußt du also mitkommen.“

„Es hat ja gar keinen Zweck, wird nur ein für alle peinlicher Abend!“

„Möglich. Willst du den Kampf um das hübsche Mädcl einstellen, so hat's natürlich keinen Sinn für dich, hinzugehen. Liebst du Gunild aber aufrichtig, so zeig', daß du dich nicht ins Bodshorn jagen läßt! Vor diesem Wullnow streckte ich noch lange nicht die Waffen!“

Da biß sich Donatus v. Plattangen wütend auf die Unterlippe. Eigentlich hatte sein Onkel recht. Wenn der Vater seine Werbung nicht ungern sah, die Tochter noch keine Entscheidung getroffen hatte, warum sollte er den Kampf nicht aufnehmen? Vor die Tür konnte ihn Frau v. Dittmark doch nicht setzen!

„Ich werde mitkommen, Onkelchen!“

„Das war ein vernünftiges Wort!“ —

Aber der Besuch wurde Plattangen doch recht peinlich. Frau v. Dittmark begrüßte ihn sehr reserviert, desto herzlicher ihr Mann, und Gunild konnte ihre Verlegenheit nicht verbergen.

„Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem letzten Siege,“ sagte sie errötend.

„Vielen Dank, gnädiges Fräulein. Es wird auch wahrscheinlich überhaupt mein letzter auf dem grünen Rasen gewesen sein.“

„Wollen Sie denn Ihren Rennstall auflösen?“

„Gewiß — und mich auf mein Gut in Masuren zurückziehen.“

Sollenstern trat zu den beiden. „Das heißt, Gunildchen, so genau weiß er das noch nicht. Momentan hat er Berlin satt, aber ich denke, wenn's erst wieder Frühling wird, ändert er seinen Entschluß.“

„Du willst es doch selbst, daß ich nach Hause komme!“

„Na ja dochchen — ja, aber der Jugend gehört die Zukunft, nicht mir altem Manne.“

Und dabei sah er Gunild so herzlich mit seinen kleinen hellblauen Augeln an, daß sie den Sinn sofort verstand.

Da meldete der Diener auch noch gerade: „Herr v. Wullnow!“

„Ich lasse bitten,“ sagte Frau v. Dittmark rasch. „Wird das ein netter Abend werden!“

Sollenstern rieb sich vergnügt die Hände. „Das meine ich auch,“ sagte er und stieß seinen alten Freund Andreas mit dem Ellbogen recht ostentativ an.

Gunild und Plattangen wurde es recht ungemütlich. Sollenstern rückte dem jungen Diplomaten noch dazu tüchtig auf den Leib.

„Freut mich, Sie wiederzusehen, Herr v. Wullnow!“

Der machte eine tadellose Verbeugung, ein molantes Lächeln lag um seinen Mund.

„Halten Sie mir Hinterwäldler eine Frage zu gut. Was hat denn eigentlich so 'n junger Diplomat wie Sie zu tun?“

„So mancherlei, Herr v. Sollenstern.“

„Können Sie sich nicht ein bißchen deutlicher ausdrücken, mein Verehrtester?“

„Es kommt ganz darauf an, welchem Ressort man zugeteilt ist. Es gibt juristische Fragen zu erledigen — persönliche!“

„Ich verstehe — Friedenskonferenz!“ Sollenstern lachte laut heraus.

Wullnow stieg die Röte ins Gesicht. „Sie haben doch wohl einen falschen Begriff —“

„Na ja, lassen wir das. Ich hätte mich doch nie zum Diplomaten geeignet, hab' einen zu steifen Buckel immer gehabt, Herr v. Wullnow!“

Gunild hielt den Atem an. Was würde nun kommen? Aber der junge Diplomat wandte sich ruhig mit einem Lächeln an Frau v. Dittmark, und die ging sehr interessiert auf seine Frage ein. Zweifellos beherrschte Herr v. Wullnow die Situation vollkommen, nicht einen Augenblick war er verlegen. Und das machte entschieden Eindruck auf Gunild.

Sie sagte zu Plattangen: „Wenn Sie in Ihre Heimat zurückkehren sollten, werden Sie hoffentlich recht oft bei meinem Onkel in Lampischkehnen verkehren?“

„Sicherlich, gnädiges Fräulein. Bei uns halten die Nachbarn fest zusammen.“

„Ich erinnere mich gern der Zeiten, in denen ich in Masuren war.“

Da sah ihr Plattangen voll ins Gesicht. „Also es hat Ihnen bei uns gefallen?“

„Vorzüglich, das heißt —“

„Ewig möchten Sie nicht in meiner Heimat wohnen — nicht wahr?“

„Nein.“

Wie ein Schuldbewußter senkte er den Kopf. „Ich dacht' es mir.“

Und da trat auch gerade noch mit seinem immer freundlichen Lächeln Wullnow heran.

„Soeben hörte ich mit Bedauern, Sie wollen den Abschied nehmen, Herr v. Plattangen?“

Da reckte sich der Bietenhusar auf. „Vielleicht! Aber was hätten Sie für einen Grund, meinen Entschluß zu bedauern?“

„Nun, der Armee würde sicherlich ein tüchtiger Offizier, dem Rennsport ein vorzüglicher Vertreter verloren gehen.“

„Zu Hause erwarten mich Pflichten, die vorgehen.“

„Natürlich, die Herrschaft wird Ihrer starken Hand bedürfen.“

Er sagte es in einem Tone, der Plattangen nicht gefiel. Aber der erwiderte ruhig: „Sie haben ganz recht, Herr v. Wullnow!“

Und trotzdem ärgerte er sich über den Diplomaten. Der hatte eine so überlegene Art zu reden, daß er immer das Heft in den Händen behielt. Nahm es wunder, daß dies Gunild imponierte?

Sollenstern führte Frau v. Dittmar zu Tisch, Plattangen die Tochter des Hauses, ihr gegenüber nahm Herr v. Wullnow Platz. Er und die Hausfrau beherrschten das Gespräch. Onkelchen hatte sich mit seinem Freunde Andreas in ein landwirtschaftliches Thema verbissen, Gunild war sehr still und antwortete auf Plattangens Fragen nur einsilbig; da hielt er sich

an die Jungen, die für den erfolgreichen Krennreiter natürlich schwärmten.

Nicht allzu spät brach man auf, Plattangen mußte gegen elf nach Rathenow zurückfahren.

„Ich bring' dich zum Zuge, Mannchen,“ sagte Sollenstern auf der Straße. „Gehen wir die paar hundert Schritte nach dem Lehrter Bahnhof!“

„Gott sei Dank, daß der Abend ein Ende genommen!“

„Warst auch der reine Holzloß!“

„So gewandt wie Wullnow bin ich allerdings nicht.“

„Ein fürchterlicher Kerl! Immer Honig um den Mund und schlau wie 'n Fuchs. Dagegen kommen wir nicht auf. Aber der gute Dittmark ist geladen — mag der Himmel wissen, warum!“

„Wirst dich irren, Onkelchen!“

„Er läßt ihn doch ganz links liegen!“

„Wie mich Frau v. Dittmark!“

„Sie war nie meine Passion, begreife den gediegenen Andreas nicht, daß der sich gerade die zur Frau genommen!“

„Den Irrtum wird er auch erst eingesehen haben, wie es zu spät war.“

„Keinen Schritt näher gekommen, Mannchen?“

„Keinen, — im Gegenteil.“

„Na, so laß sie laufen!“

„Es fällt mir doch barbarisch schwer.“

„Vielleicht dankst du später Gott mal auf den Knien dafür!“

„Oder es geht mir wie dir! Frau v. Dittmark in Lampischkehnen heiratetest du heute noch, wenn sie Witwe würde!“

„Halt's Maul, Mannchen!“

Er nickte nur mit dem Kopfe. Wenn der gute Onkel grob wurde, hatte der Lieb gefessen.



„Ja, was ich noch sagen wollte, Kopsdorff läßt sich dir schön empfehlen, er wird Neujahr zur Botschaft nach Petersburg als Attaché kommandiert und fragt an, ob er auf der Hinreise in Klogowen vorsprechen darf?“

„Natürlich! Ich freu' mich, sag ihm das!“

„Hat im Sommer von 'ner Tante unheimlich geerbt, will nun vielleicht ganz zur Diplomatie übergehen.“

„Soll's lassen — sich lieber ankaufen.“

Da lachte Plattangen. „Selbstverständlich in unserer masurischen Ecke — nicht wahr?“

„So 'nen netten Kerl könnten wir schon noch gebrauchen, Mannchen! — Ja, kommst du denn zu Weihnachten heim? Der Agrameit —“

„Nein, Onkelchen. Aber im Frühjahr und dann für immer — sag ihm das!“

Sollenstern blieb stehen und rückte an seinem grünen Güte. „Mannchen, man muß sich das Leben nicht allzu schwer machen, denn oft kommt man mit 'n paar schnoddrigen Redensarten über 'nen ganzen Haufen Unglück weg. Morgen nehme ich Abschied von meinem Freunde Andreas, spreche auch noch mal mit ihm über dich, obgleich ich mir nach dem heutigen Abend wenig Hoffnung mache, und dann fahre ich wieder in die Heimat zurück. Aber das sag' ich dir: Kommst du im Frühjahr nicht, so werd' ich heillos wütend!“

Sie hatten den Bahnsteig erreicht, der Zug stand bereit.

„Ich komme, Onkelchen — verlaß dich felsenfest darauf. — Und hab' vielen Dank für deine Hilfe und alles Gute, das du mir zeitlebens erwiesen.“

„Halt den Schnabel, Mannchen!“

Er küßte seinen Neffen auf beide Wangen, und dabei liefen ihm die Tränen die dicken Backen herunter, als wär's ein Abschied auf Nimmerwiedersehen.

\*            \*            \*

Der Ostwind hatte Schnee und Frost nach Masuren gebracht. Die Seen und Teiche waren halb zugefroren, bereiftes Schilf lag geknickt auf der glitzernden Fläche, über welche die Wildenten und kleinen Wasservögel in niedrigem Fluge flatterten. Die Kronen der schlanken Fichten hatten sich, gebeugt durch Sturm und Schnee, nach Westen geneigt, das Wild trat schon bei Tage weiter auf die Waldwiesen und Stoppelfelder heraus, um sich seine Nahrung an Stellen zu suchen, wo die Sonne mit ihrer matten Kraft die Schneedecke aufgerollt hatte.

Sollenstern sah zum Wagenfenster hinaus und schimpfte. Ihn fro, denn die kleine Seitenbahn war schlecht geheizt.

Endlich hielt der Zug an seiner Station. Leigalat, sein Inspektor, ging auf dem Bahnsteig mit großen Schritten auf und ab, in seinem langen Schnurrbart hing der Reif.

„Guten Morgen, Herr Baron, alles in schönster Ordnung!“

„Na, das freut mich. — Wollen gleich weiter!“

Die Fahrt ging durch den schweigenden Winterwald. Sie und da stieg eine dünne bläuliche Rauchsäule auf von Feuern, die sich die Holzarbeiter angezündet hatten.

Nach einer knappen Stunde bog der Wagen in den Mlogowener Gutshof ein. Der lag am Hange, oben auf dem Hügel stand das alte Herrenhaus, grau und trotzig von einem runden Turme überragt.

Ein paar Jagdhunde stürzten mit Gebell und Ge-

kläff dem Wagen entgegen und vollführten vor lauter Freude die drolligsten Sprünge.

„Ja dochchen — ja, Diana — Männe, du frecher Patron, willst du wohl zurück, — bei einem Haare wäre er unter die Räder gekommen.“

Im Ofen des Arbeitszimmers knisterte das trauliche Feuer, auf dem Schreibtische lag ein Stoß Zeitungen und Briefe.

„Haben der Herr Baron noch Befehle?“

„Ja, Leigalat, um drei Uhr will ich den Wagen haben.“

So, nun war er wieder zu Hause, saß wie immer allein in seinem Zimmer, rauchte seine Zigarre, sah die Postfächer durch und trank ein Glas Rotwein nach dem anderen dazu.

Eigentlich ein verpfushtes Leben, ging es ihm durch den Kopf. Aber wo man auch hinkam, überall steckte Frau Sorge den Kopf zum Fenster herein! Und er hatte es doch verstanden, nach seiner Sturm- und Drangperiode sich die Unannehmlichkeiten nach Möglichkeit vom Halse zu halten. Er verwaltete sein Erbe gewissenhaft, amüsierte sich mit seinen Stunden, seinen besten Freunden, ging auf die Jagd — freilich in der letzten Zeit streiften die alten Knochen gar oft. Zum Arzte war er natürlich nicht gegangen, obgleich er in erster Linie deshalb nach Berlin gefahren war — mein Gott, einen Grund mußte der Mensch doch haben, wenn er sich nach der Residenz aufmachte —, und in der Nachbarschaft hatte man ihn gern. Niemals war er ein Spielverderber, immer fidel, er riß seine Witze, schwerenöterte, und wie er in die Jahre kam, pirschte er sich an die Jugend heran und bestach sie mit Ledereien. Man machte ihn zum Vertrauten der kleineren und größeren Sorgen, er half, wenn es irgend ging, mit

einem guten Worte, mit einer schnellen Lat. Dafür nannte man ihn weit und breit das „gute Onkelchen“, überall streckten sich ihm herzlich die Hände entgegen.

So kam's, daß er auf seine alten Tage mit einem heiteren und einem nassen Auge auf sein Leben zurückblicken konnte.

Er revidierte die Ställe, machte einen Gang durch den Park. Der Ostwind hatte mit neuer Kraft eingesetzt, strich die kleinen morschen Äste von den Bäumen und nahm sie ein Stück Weges mit.

Bald kam Weihnachten heran, und Mannchen würde wieder einmal seinen Baum nicht in der Heimat anzünden. Wenn der Junge nur ahnte, wie das alte Herz seines Onkels an ihm hing! Ein tüchtiger Schreck war ihm in die Glieder gefahren, als er erfahren, wie's um Mannchen stand. Da tauchte das bleiche Gesicht seiner Schwester vor seinem geistigen Auge auf. Ihr Sohn hatte einen guten Teil des schweren Sollensternschen Blutes geerbt, das nahm alles gleich von der tragischen Seite. Ihm war's ja nicht besser gegangen, wie hatte er um Hilde Soffen, die nun seit mehr als fünfundzwanzig Jahren Frau v. Dittmark war, gelitten, es hatte sehr, sehr lange gedauert, bis er überwunden. Das behagliche Glück in Lampischtehen war ihm zu Hilfe gekommen, mit den Jahren fand er immer öfter den Weg dorthin, jetzt streckte er gern seine Füße unter des braven Albrecht Dittmarks Tisch. So ist das Leben. Pflanzen wachsen, treiben Blüten, und wenn der Herbststurm drüber geht, sind sie nimmer da. Und doch, die Erinnerung war geblieben, nicht mehr — oder doch?

„Ah,“ er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und pfiff seine Hunde heran. —

In seinen riesigen Pelz gehüllt, den Stragen hoch-

geschlagen, stieg er Nachmittags in den Wagen. „Nach Lampischkehnen, Karl!“

Die Braunen hatten bereits ihr dickes Winterhaar bekommen, nach der ersten halben Meile dampften sie am ganzen Leibe. Die Wege waren auch zu miserabel, ausgefahren von den schweren Holzfuhrwerken im Herbst, bei feuchtem, klitschigem Boden, nun war er hartgefroren, aber der Schnee lag noch zu spärlich, um den Schlitten herauszuziehen.

„Das nenne ich 'ne reine Freude, Christoph, kaum heimgeflogen, findest du den Weg zu uns!“

„Wieder mal mit schwerem Herzen, Albrecht!“

Der große, wetterfeste Mann mit dem langen grauen Vollbart sah ihn ruhig an, die Zeiten waren vorüber, in denen sich die Jugendfreunde in den Haaren gelegen.

„So komm nur erst 'rein, die Anwesenheit meiner Frau stört wohl nicht?“

„I Gott bewahre!“

„Und Agathe ist drüben in Plausen zu Besuch!“

Ihre beiden älteren Brüder dienten in der Armee, der eine in Königsberg bei den Kürassieren, der andere war Allensteiner Dragoner.

„Herzlich willkommen, Herr v. Sollenstern!“

„Meine gnädigste Frau —“ er küßte Frau v. Dittmar die Hand.

Sie war groß und kräftig, die echte Landjunkerfrau mit gesunden Farben und entschlossenen Bewegungen. Das blonde Haar war einfach geschheitelt, auf ihm trug sie ein dunkles Spizenhäubchen, die blauen Augen verrieten Herzensgüte, wenn es aber sein mußte auch Strenge.

„Ich sagte schon zu Albrecht, ich komme mit 'nem ganzen Pack Sorgen. — Aber vor allen Dingen:

Andreas und sein ganzes Haus senden die besten Grüße. Sind alle miteinander wohlauf, war viel bei ihnen, ja—a und da käm' ich denn zu den Dingen, die mir in Berlin nicht gefallen haben.“

„Ist Therese dran schuld?“ fragte Frau v. Dittmark schnell.

„Gnädige Frau, nichts für ungut, aber so ist's.“

„So erzähle!“ drängte ihr Mann.

Und Sollenstern nahm kein Blatt vor den Mund. „Mannchen geht die ganze Geschichte höllisch nahe, Andreas ist mürbe gemacht worden, und Gunildchen wird mit offenen Augen in ihr Unglück stolpern, weil Ihre Frau Schwägerin dem Mäd'el Rosinen in den Kopf gesetzt hat. Diplomat — große Welt — Zukunft! Na, Sie kennen ja die Musik!“

Dittmarks sahen sich an.

„Natürlich, Therese wollte immer hoch 'raus, Andreas hat ihr's noch lange nicht weit genug gebracht, obgleich er sich, wie er mir eingestanden hat, nach Ruhe sehnt. — Aber da ist nichts zu machen, lieber Christoph, dein Neffe wird sich in das Unvermeidliche fügen müssen.“

„Hat auch seinen Vorteil, denn dann nimmt er seinen Abschied und kommt heim.“

„Er ist jung und wird über die Enttäuschung hinwegkommen.“

„Glauben Sie, gnädige Frau?“

Er sah Frau v. Dittmark mit einem langen Blicke an, so daß sie errötete. —

Sollenstern blieb bis sechs Uhr, dann fuhr er nach Hause zurück. „Ich muß 'rüber, hab' noch 'ne Menge zu tun, wollte nur in Lampischlehnen mein Herz ausschütten, weil ich dachte, du, Abrecht, könntest vielleicht für mein Mannchen etwas tun.“

„Du weißt, ich wäre dazu mit Freuden bereit, aber gegen Therese kommen wir alle nicht auf, jede Vermittlung ist da vergebene Liebesmüh!“

Sollenstern nickte nur traurig mit dem Kopfe, drückte Dittmar's herzlich die Hand und fuhr nach Kłozowen zurück.

Vor dem Inspektorhause stand ein kleines Wägelchen.

„Ist der Ugrameit mit seiner Karrete schon wieder mal da!“ brummte Sollenstern ärgerlich.

Und da kam der auch schon heraus auf den Hof und an den Wagen heran.

„Guten Tag, Herr Baron!“

„Kommen Sie nur wieder mit 'rein! — Also,“ Sollenstern warf die Mütze auf einen Stuhl, den dicken Pelz darüber, „der Herr Oberleutnant kommt im Frühjahr — wahrscheinlich für immer!“

„Wenn ich's nur glauben könnte, Herr Baron!“

„Werden Sie nicht krazbürstig, Ugrameit, und brennen Sie sich 'ne Zigarre an! — Er kommt, vielleicht auch schon früher.“

„Wär' auch höchste Zeit!“

„Nun schimpfen Sie gefälligst nicht mehr und geben Sie mir lieber klare Auskunft! — Langt bei Ihnen drüben das Betriebskapital?“

„Vollkommen, Herr Baron! Der Herr Oberleutnant wollte ja mal mehr haben, als ich entbehren konnte, aber ich hab's ihm einfach nicht geschickt, ihm geschrieben, er möchte selber herkommen und sich überzeugen, daß ich vierzigtausend glatt in der Hand behalten muß. Er ist aber natürlich hübsch in Rathenow geblieben, dafür hab' ich das Holz fällen lassen müssen.“

„Wird nicht wieder passieren, Ugrameit, habe mit dem Herrn Oberleutnant recht deutlich gesprochen!“

„Sonst machte ich auch nicht länger mehr mit!“  
brummte der Verwalter.

„Nur hübsch friedlich, und wenn Ihr Herr nach Plattangen kommt, zeigen Sie ihm ein freundliches Gesicht, das macht Lust und Liebe zur Arbeit!“

Aber die biedere Seele runzelte noch finsterer die Stirn. Natürlich hatte der Herr Oberleutnant seinen gutmütigen Onkel wieder einmal gründlich breit geschlagen und ihm Honig um den Mund geschmiert. „Herr Baron, wenn mein Herr bis zum ersten April nicht mindestens mal auf vier Wochen nach Plattangen kommt, lege ich mein Amt nieder. Noch heut schreibe ich ihm das.“

Da schlägt ihm Sollenstern mit der Hand auf die Schulter. „Tun Sie's, Agrament, meinen Segen haben Sie, und der Teufel soll mich lotweise holen, wenn der Herr Oberleutnant diesmal nicht Wort hält!“

(Fortsetzung folgt.)







## Das Haus ohne Spiegel.

Novellette von Richard v. Wurmb.

Mit Illustrationen  
von Emil Klein.

□ □

(Nachdruck verboten.)

**A**ls die neue Gesellschafterin des alten Fräuleins v. Randen am Gutshaus vorüberkam, tauchte auf einmal ein kleiner corpulenter Herr im Torgebäude auf, zog den grünen Rodenhut und sagte: „Fräulein Helene Martin, wenn ich nicht irre? Ich war gestern bei meiner Tante und erfuhr, daß Sie heute kommen würden. Randen ist mein Name. Wollen Sie mir ein paar Worte gestatten?“

Das junge Mädchen blieb überrascht stehen, knickte dann und antwortete: „Bitte, Herr Baron, ganz wie Sie befehlen.“ Sie stellte die Reisetasche vor sich hin und sah ihn bescheiden an.

Er rückte den Hut hin und her, fand nicht gleich Worte und fing dann an: „Es ist recht einsam im Witwenhaus, Fräulein. Seit dreißig Jahren wohnt Tante Adele dort, und diese ganze Zeit war eine Jugendfreundin als Gesellschafterin bei ihr. Die beiden alten Damen hatten sich so ineinander eingelebt, daß ihnen andere Leute nach und nach völlig überflüssig wurden. Sie zehrten von der Vergangenheit. Das wird Ihnen leicht verständlich werden, wenn Sie meine Tante kennen gelernt haben. Sie ist fast achtzig Jahre alt. Nun erwarte ich von Ihnen, Fräulein Martin, daß Sie etwas Leben in die Bude bringen.“

Sie lächelte selbstbewußt. „Wenn das gnädige Fräulein nicht zu große Ansprüche stellt, dann wird es schon gehen. Ich bin musikalisch und besitze auch sonst Kenntnisse.“

„Ausgezeichnet! Meine Tante schwärmt für Musik. Allerdings nur für die alte. Überhaupt, alles Moderne ist ihr verhaßt.“

„O, es wird schon gehen, ich will mir jedenfalls alle Mühe geben.“

„Das ist brav, geben Sie sich nur Mühe, Fräulein! Schrullen hat die alte Dame freilich die schwere Menge, aber die werden Sie ihr schon austreiben. Nicht? Ein vernünftiges Leben führen, das ist die Hauptsache. Ich erkundige mich öfters nach meiner Tante, sehe auch manchmal selbst nach ihr und hoffe, daß ich dann stets nur Gutes erfahre.“

Das junge Mädchen sah ihn erstaunt an. Schrullen sollte sie austreiben — sie, die Zwanzigjährige einer Achtzigerin? Das dürfte doch wohl keine leichte Aufgabe sein. Und hier auf der kotigen Dorfstraße dieser Überfall! Wie Diethen aus dem Busch war er hervorgebrochen, der Herr Nefte. Und wie er sprach! Als ob er ihr zu befehlen hätte! Im Witwenhause mußte irgend etwas nicht in Ordnung sein. Die alte Dame hatte ihr geschrieben, sie lebe ganz zurückgezogen in Dornsdorf und verkehre nur mit ihrem Neften, einem Witwer. Aber daraus ließen sich keine Schlüsse weiter ziehen.

Er sah, wie sie zweifelte, und sagte gutmütig: „Nur Mut, Fräulein, und die Flinte nicht gleich ins Korn geworfen! Meine Tante ist eine prächtige alte Dame, wenn sie nur nicht so viele Eigenheiten hätte! Die Leute halten sich darüber auf, und das ist mir fatal. Im Dorf gilt sie einfach als verrückt. Ich habe das ewige Gerede aber gründlich satt.“

„Mein Gott, was macht sie denn?“ rief das junge Mädchen erschrocken. „Wenn sie verrückt ist, braucht sie eine Krankenschwester, aber —“

„Schrullen — weiter nichts,“ unterbrach er sie. „Nur keine Angst, denn sie ist das beste und gutmütigste alte Dämchen, das man sich nur denken kann. Aber Sie müssen sie von der Vergangenheit losreißen, wenn es nicht anders geht, mit Gewalt, das ist Ihre Pflicht. Die Vergangenheit hält meine Tante wie mit Ketten gefangen. Und nun gehen Sie, Sie werden schon sehen.“

Er reichte ihr die Hand und verschwand im Torhaus.

Sie sah ihm mißmutig nach. Warum hatte er ihr die Schrullen und Eigenheiten der alten Jungfer nicht näher beschrieben? Vielleicht war es irgend etwas Schreckliches, von dem er sich zu sprechen scheute. Aber was?

Langsam ging sie weiter.

Da kam hinter den Gehöften das Wittwenhaus zum Vorschein. Noch ein paar Schritte, dann lag es vor ihr. Es hatte etwas Sonderbares. Die Fenster waren alle violett verhängt, die Fensterrahmen und die Haustür grau gestrichen, grau die Dachrinnen unter dem hohen blauen Schieferdach, und von den grauen Mauern hoben sich hie und da zopfige und steife Ornamente in verwaschenem Rot ab. Rechts und links war der Garten von einem grauen Zaune begrenzt. Dort sah man geradlinige graue Wege, altmodische Beete, auf denen meist nur violette Astern und gelbe Strohblumen standen, Rosenstöcke an grauen Pfählen und große Büsche von Lilien, Narzissen und Malven.

Das junge Mädchen dachte: sie muß schrecklich pedantisch sein, die närrische Alte, immer dieselben Farben, dieselben Linien, die nämlichen Pflanzen!

Aber dort — was für ein seltsamer Anblick war das! Dort im Hintergrunde standen auf einem langen, rechteckigen Rasenplatz eine Anzahl Lebensbäume, wie Soldaten standen sie dort, einer neben dem anderen in einer Reihe. Die ersten hatten eine erstaunliche Größe, dann wurden sie kleiner bis zum letzten, der nicht größer war als ein halbwüchsiges Kind. Sie waren offenbar nach und nach gepflanzt worden.

Liegen dort Tote begraben? dachte Helene schauernd und ging unwillkürlich langsamer. Sie fürchtete sich.

Da kam der Mann, der ihren Koffer von der Bahn brachte, ließ seinen Schubkarren vor der Tür des Witwenhauses stehen und klingelte.

Schicksal! dachte sie. Es mochte seinen Lauf nehmen. Und im nächsten Augenblick war auch das vorüber, sie warf den Kopf zurück und schritt rasch vorwärts. Es geht ja alles natürlich zu auf der Erde, es gibt nichts Geheimnisvolles, das sich nicht doch schließlich ergründen ließe, und eine alte verdrehte Jungfer kann ihre Mitmenschen wohl ärgern, aber niemals zum Fürchten bringen.

In diesem Augenblick erschien eine ältere saubere Frau in der Tür. Ihre fleckenlose weiße Schürze leuchtete, und dieser glänzende Fleck auf dem braunen Kattunkleide hatte etwas Ermutigendes und Einladendes. Das Bild gestaltete sich plötzlich freundlicher.

Es war die alte Köchin, sie gab der Fremden die Hand und sagte etwas von glücklicher Reise und schönem Wetter, und daß ihre Herrin eben die Treppe herunterkäme.

Wirklich da war sie und streckte auch schon ihre welken Hände nach dem jungen Mädchen aus. Edelsteine, grüne und blaue, und Diamanten funkelten daran.

Sie blieb auf der letzten Stufe stehen und sagte:  
„Gott segne Ihren Einzug, mein liebes Kind, und wenn  
Sie es auf sich nehmen wollen, mich ein wenig zu unter-



halten, so bin ich Ihnen Dank schuldig. Aber ob es  
Ihnen bei mir gefallen wird?“

Sie sahen sich beide an, die Alte und die Junge,  
und fanden Gefallen aneinander.

Und als die eine freundlich nickte, sagte die andere: „Ich bin bei meiner Großmutter aufgewachsen, gnädiges Fräulein, weiß also mit alten Damen umzugehen. Auch werde ich mir alle Mühe geben.“

Das sollte ein Versprechen sein, aber statt des Dankes ging ein Rucken über das alte Gesicht, die tausend Fältchen darin bewegten sich, die matten Augen bligten wie blaue Perlen.

„Es ist ein Jammer — das Alter!“ sagte sie, und dabei bebte ihre Stimme ein wenig. „Aber die Menschen ertragen es doch, jeder auf seine Weise, viele mit Mißmut, andere mit Geduld, wenige mit Humor. Ich fühle es nicht. Ich weiß oft selbst nicht, ob ich alt bin oder jung. Das ist eine Kunst, mein Kind, eine Himmlsgabe, ein herrliches Geschenk. Hätte ich es nicht, ich käme mir längst gestorben vor.“

Das junge Mädchen stieg neben ihr die Treppe empor, schwieg und staunte. War das nicht schon eine von den Schrullen, die den Herrn Neffen so arg genierten? Wie kann man nicht wissen, ob man alt oder jung ist!

Nett und sauber war das Zimmer, das Köchin und Hausmädchen für Helene Martin hergerichtet hatten. Die alten Möbel aus der Zeit des ersten Napoleon sahen so neu und frisch aus, als wären sie erst heute aus der Werkstatt hervorgegangen.

Die alte Dame strich zärtlich über die Politur und sagte: „Von der Ausstattung meiner Großmutter.“ Und nun fing sie an, die Bilder an den Wänden zu erklären. Dies Jagdstück hatte Herzog Max ihrem Großvater geschenkt, diese Landschaft stammte von ihrem Großoheim, dem General v. Eltersdorf, der im dänischen Kriege fiel. Das hatte die Großmutter einst in Paris gekauft, jenes in Venedig. Es waren alles mehr oder weniger wertvolle Andenken.

Dann ging sie, und Helene kleidete sich um. Als sie aber ihr Haar ordnen wollte und einen Spiegel suchte, war keiner da. Überall Bilder, Bürsten und Vasen, alles reich und vornehm, warum aber nicht auch ein schöner Spiegel? Ohne Spiegel kann eine Frau doch nicht leben! Man mußte es rein vergessen haben, einen herzuhängen. Sie klingelte dem Hausmädchen.

Das kam, schüttelte den Kopf, sprach kein Wort und starrte sie verlegen an.

„Wollen Sie mir einen Spiegel bringen? — So antworten Sie mir doch!“ rief Helene ärgerlich.

Da zeigte das Mädchen auf seine Lippen und zuckte die Achseln. Es war offenbar stumm.

Wie sonderbar! Eine stumme Dienerin — das war ja etwas ganz Besonderes. Gewiß wieder eine von den Schrullen.

Nun gut, es mußte eben einmal auch ohne Spiegel gehen.

Als sie unten in den Salon trat, fiel ihr sofort ein lebensgroßes Bild in die Augen. Es war Adele v. Manden in der Tracht der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts. Zweifellos eine Schönheit ersten Ranges, blaue sinnende Augen, schwarze Haare, ein prachtvoll geschnittener kleiner Mund, das Oval des Gesichtes von entzündenden Linien.

Die alte Dame war geräuschlos eingetreten. „Wie gefällt Ihnen mein Bild, liebes Kind?“

Helene Martin fuhr herum und sah sie an. Der Unterschied zwischen einst und jetzt war schrecklich. Und doch — die entflohene Schönheit hatte einen Hauch zurückgelassen. Und auch in ihrer Sprache lag etwas Anziehendes, sie war sanft und melodisch. Alte Leute haben das sonst nicht.

Denn aßen sie zusammen. Das stumme Haus-

mädchen bediente, es verstand jeden Wink und jeden Blick. Helene musterte das Speisezimmer; es war sehr schön, aber einen Spiegel sah sie nicht. Auch im Salon war keiner.

Die alte Dame erzählte ganz reizend aus ihrer Jugendzeit. Sie hatte ein erstaunlich gutes Gedächtnis, nannte Namen und gab in jedem einzelnen Fall Jahr, Tag und Stunde an.

Sie hatte allen Glanz des Lebens gekostet. Ihr Vater war Oberzeremonienmeister gewesen, in seinem Hause hatte sich die vornehme Welt getroffen, auch der König und die Königin waren oft seine Gäste gewesen. Helene aber war die Tochter eines armen Landarztes und hatte noch dazu ihre Eltern früh verloren. Nun klangen die Erzählungen des alten Fräuleins wie Berichte aus einem Märchenlande in ihre Ohren.

Endlich rief sie aus: „O, wie glücklich waren Sie doch!“

„Glücklich? Ja, das Leben brachte mir keine Enttäuschungen, und das liegt daran, daß ich das Leben stets verstand.“ Dann lächelte sie und freute sich über die Aufmerksamkeit, mit der das junge Mädchen zuhörte. „Wir werden uns ineinander einleben,“ sagte sie zuversichtlich.

Als es Abend wurde, wollte sie Musik hören. Aber ja nicht Wagner, denn von dem wollte sie nichts wissen, er war ihr stets unverständlich gewesen. Ihrer Ansicht nach bestand seine Kunst in einem Gewirr von Tönen und immer wiederkehrenden Motiven, und sie glaubte allen Ernstes, die meisten Leute gingen nur in seine Opern, weil es die Mode verlangte. Aber Mozart, den liebte sie, Karl Maria v. Weber war ihr Entzücken, und in den Liedern Franz Abts lag ihrer Meinung nach



mehr Sinn und Poesie als in allen modernen Tonwerken zusammen. „Diese drei haben die Musik völlig erschöpft,“ sagte sie, „alles Melodische stammt von ihnen.“

Helene schüttelte leicht den Kopf und dachte wieder: Schrullen!

Da sagte die alte Dame: „Ich lebe in der Vergangenheit, deshalb kann ich auch die Gegenwart nicht hochschätzen.“

Warum das alles schweigend hinnehmen? Nein, die gute alte Jungfer war auf Abwege geraten, man mußte ihr helfen. Das junge Mädchen sagte also sehr bestimmt: „In der Vergangenheit leben, das ist kein Leben, sondern ein Träumen. Das mag schön sein, aber es ist nicht gut.“

„Ich würde krank vor Sehnsucht werden, wenn ich mir das versagen wollte. Ich würde wahrscheinlich sterben, wie eine Blume stirbt, der man die Sonne raubt.“

Dann öffnete die alte Dame eine Kommode. Dort lagen Stöße alter Noten, obenauf ihre Lieblingslieder.

Das junge Mädchen spielte auf dem schönen alten Flügel. Und während Mozarts weiche Melodien erklangen, dachte auch Helene an die Vergangenheit. Wie schwer war ihr nicht das Leben geworden, wie leicht dem alten Fräulein! Ein himmelweiter Unterschied lag zwischen ihnen. Und es mußte wunderhübsch gewesen sein — damals vor fünfzig, sechzig Jahren, ganz anders als heute, wo die Leute nur für fauchende Automobile und Geldverdienen schwärmen. Ach, und der Kampf ums Dasein war damals auch nicht so rücksichtslos gekämpft worden!

Da fiel ihr plötzlich ein, daß sich jetzt ihr Leben ändern könne. Diese liebenswürdige alte Jungfer ver-

langte ja nur ein wenig Aufmerksamkeit und Hingabe von ihr, denn alle wirtschaftlichen Sorgen trug die Köchin. Und der Gehalt war sehr anständig. Eine Liebe ist der anderen wert, warum sollte sie ihr also nicht den Gefallen tun und sie nach Belieben träumen lassen? Was lag auch daran, wenn solch ein altes Menschenkind blieb, wie es war? Nein, Hofmeistern und gute Lehren erteilen war hier nicht angebracht und übrigens — hätte sie denn dazu ein Recht gehabt? Nein, es wäre anmaßend gewesen.

Während sie das alte Fräulein zu Bett brachte, fiel ihr der fehlende Spiegel wieder ein. Weder im Schlafzimmer, noch im Toilettenzimmer war einer, wahrscheinlich gab es im ganzen Hause keinen. Warum? Natürlich eine Schrulle! Sie überlegte. Sollte sie darum bitten? Aber nein, sie wollte sich hier einleben, es mußte auch ohne Spiegel gehen. —

Als sie am anderen Morgen aufwachte und sich in dem großen Himmelbett mit den blauseidenen Vorhängen behaglich streckte, wurde ihr erst das neue Glück ganz offenbar. Wie eine Prinzessin wohnte sie hier. Ja, dies Witwenhaus war ein Paradies! Die alte Jungfer aber glich ganz und gar einer jener guten Feen, die jede Gestalt annehmen können, und deren Aufgabe es ist, den Menschen angenehme Überraschungen zu bereiten.

Dann dachte sie auch an den kleinen korpulenten Neffen und seine Straßenpredigt. Lächerlich! Der Mann hatte absolut keine Berechtigung, ihr Befehle zu erteilen. Und nun nahm sie sich vor, doppelt aufmerksam und zuvorkommend gegen ihre Herrin zu sein. Wie harmonisch konnte sich das Zusammenleben gestalten! Und Dank verdiente sie sich auch damit, Dank, vielleicht einmal einen klingenden Dank, wenn der Tod

an die Thür des Witwenhauses pochte. Aber das sollte noch lange nicht geschehen.

Schon an diesem Tage fand sie Gelegenheit, ihre guten Vorsätze zur Tat werden zu lassen.

Nach dem Essen brachte die alte Dame ein vergilbtes Zeitungsblatt und bat sie, es ihr vorzulesen.

Gleich das erste waren Hofnachrichten. Der König beabsichtigte zur Feier des Geburtstages der Königin eine große Parade abzuhalten, der Kronprinz wurde aus Rom zurückerwartet, eine Palastdame war plötzlich erkrankt, und der Kammerherr v. Ganderleben zur persönlichen Dienstleistung bei Seiner Majestät eingetroffen. Dann kam ein Artikel, der sich mit den politischen Bestrebungen Hannovers in Ostfriesland befaßte, und endlich das große Ereignis des Tages, nämlich das Maskenfest beim englischen Gesandten, und daß die Baronesse Adele v. Manden unter den Schönen die Schönste gewesen sei. Als Sultana hatte sie die Herzen der Männer bezaubert, eine Sultana in schwerer Seide mit Perlen und Diamanten. Endlich folgten die Todesanzeigen, die Geburten, Trauungen und anderen Anzeigen.

Das alles war vor sechzig Jahren gedruckt worden.

Die alte Dame war überaus lebhaft. Ihre sonst etwas matten Augen blitzten, und alle Augenblicke unterbrach sie die Lektüre. An jeden Namen knüpfte sie eine kleine Erzählung, unermüdlich holte sie die Toten aus ihren Gräbern und zeigte sie dem jungen Mädchen, so wie sie damals gewesen, damals beim englischen Gesandten — alles ganz genau, sogar die kleine Narbe über dem linken Auge des Husarenrittmeisters, die er in einem Duell davongetragen hatte. Umbach war sein Name gewesen. Was der König gesagt, und warum die Königin so fröhlich gelacht hatte,

wußte sie auch. Aber der König und die Königin lagen doch schon seit dreißig Jahren still und stumm in ihrer Marmorgruft, und von allen den Herren und Damen lebte nur noch sie, die Königin des Festes. Und doch tat sie, als ob alle diese Menschen noch auf Erden wandelten und nächstens wieder beim englischen Gesandten tanzen und lachen würden.

So erzählte die alte Dame und saß unter ihrem Bilde aus der Jugendzeit. Das war ein gar seltsamer Anblick, er stimmte das junge Mädchen traurig, und Tränen wie glänzende Perlen rannen über ihre Wangen.

Die alte Dame sah sie nicht, sie sah nur die Vergangenheit.

Es war dunkel geworden, als sie sich plötzlich erhob und eine Kerze anzündete. Dann führte sie Helene Martin in ein Zimmer, in dem rings an den Wänden hohe Schränke standen. Einen davon schloß sie auf. Da hing das Kleid der Sultana, scharlachrot und silbern.

„Prachtvoll!“ rief Helene entzückt, denn so etwas Kostbares hatte sie noch nie gesehen. „Und das hier, was ist das?“

Es war ein Domino aus Goldbrokat, innen grüne Seide. Die alte Dame nahm ihn heraus, schlüpfte gewandt hinein und drehte sich hin und her, damit das Prunkstück recht zur Geltung käme. „Darin hab' ich mit dem Kronprinzen getanzt,“ sagte sie.

Das junge Mädchen riß die Augen weit auf. „Wie muß einem zu Mute sein, wenn man mit einem Kronprinzen tanzen darf! Da muß man sich wohl ganz anders benehmen als im gewöhnlichen Leben?“

„So,“ sagte die alte Dame und verneigte sich tief. „Und wenn der König kommt — so.“ Und wieder verneigte sie sich, noch tiefer und ehrerbietiger. Dabei erstarrte aber das Lächeln auf ihren Lippen, ihr Ges

sicht nahm einen automatenhaften Ausdruck an. Das sah geziert und unnatürlich aus, denn sie gab sich offenbar Mühe, die Jugend wieder hervorzuzaubern.



Das junge Mädchen dachte: Komödie und eine unwürdige dazu! Niemand kann die Vergangenheit lebendig machen. Sie ist tot — tot! Schon lange! Schon lange!

Die Komödiantin aber war glücklich. Sie lachte, es klang manchmal ein wenig schrill, aber die alten Augen strahlten dabei.

Und so wie es an diesem Tage gewesen war, war es am nächsten und am übernächsten. Sie lebten vor fünfzig, sechzig Jahren und waren immer mitten unter Toten. Die Gegenwart verschwand.

Manchmal schalt sich Helene eine Närrin und dachte: ist das nicht ein kindisches Dasein! Aber dann gedachte sie wieder ihrer guten Vorsätze und gab sich der Vergangenheit mit Eifer hin. Sie malte sich diese Vergangenheit in glänzenden Farben aus und suchte sich einzubilden, damals mitgelebt zu haben. Oft gelang es ihr auch, ja manchmal war es, als ob ihre Seele sich verwandle. In solchen Augenblicken dachte sie nicht mehr, wie es ihrer Natur nach eigentlich selbstverständlich gewesen wäre, sondern ihre Gedanken schienen das Echo einer anderen Seele zu sein. Diese andere Seele aber war die der alten Jungfer.

Und immer wieder las sie ihr alte Zeitungen vor, Novellen von Schriftstellern, deren Namen längst vergessen, und Briefe von Leuten, die längst begraben waren. Dabei entrollte die alte Dame ihr ganzes Leben vor den Augen der Gesellschafterin. Ballkönigin war sie gewesen — jahrelang, und Körbe hatte sie ausgeteilt, große und kleine. Einmal hatte sie wirklich heiraten wollen, aber sich noch im letzten Augenblick bedacht. Nein, sie hätte ihm nicht treu sein können!

„Nicht treu?“ fragte das junge Mädchen erstaunt. Wie konnte man schon vor der Hochzeit auf solche Gedanken kommen!

Die alte Dame lachte. „Was für eine spießbürgerliche Frage!“ rief sie. „Ob wir treu oder untreu sein

sollen, bestimmt unser Temperament. Er hat sich übrigens getröstet und war bis zu seinem Tode ein flotter Cavalier.“

Helene seufzte und fand, daß sie sich in dieser fremden Welt hier nie würde heimisch fühlen können. Und jedesmal, wenn ihr das wieder klar wurde, ärgerte sie sich über dies dumme Traumleben und meinte dann, die Gegenwart biete so viel des Neuen, Interessanten, daß man die Vergangenheit nicht nötig hätte.

Ein paarmal versuchte sie auch, diese Weisheit anzubringen, aber die alte Dame verhielt sich stets ablehnend. Nein, sie gehörte ganz der Vergangenheit an, die Gegenwart konnte ihr nichts bieten.

„Auch Ihre Familie kann das nicht?“ fragte das junge Mädchen.

„Meine Familie? Sie ist tot bis auf den Neffen und seine beiden Söhne. Die Jungen kenne ich wenig, denn er läßt sie in einem Berliner Institut erziehen, aus Grundsatz sagt er, aus Bequemlichkeit sage ich. Er hat überhaupt schrecklich moderne Anschauungen. Am liebsten spricht er von der heiligsten Pflicht der Menschen, nämlich der Pflicht gegen sich selbst. Die faßt er so auf: denke möglichst wenig, iß gut und trink noch besser und ärgere dich nicht! — Dann und wann denkt er aber doch an seine Seele, das heißt er geht an den großen Feiertagen in die Kirche und fürchtet sich eine Stunde lang vor dem lieben Gott. Auch die Gesellschaft fürchtet er, und darunter versteht er die paar Landjunker hier in der Gegend, die mit ihm Skat spielen, und wenn er sie nicht fürchtete, würde sein Lebenswandel noch trostloser sein. Aber ich — wie verschieden bin ich nicht von ihm! Mein Glück gleicht einem immergrünen Baume, es wurzelt tief und fest in der Vergangenheit. Die Stürme des Lebens können

es nicht zerstören. Ja, Traum und Leben ist bei mir eins!"

Sie schwieg eine Weile und faltete die Hände im Schoß auf dem grauen glänzenden Seidenkleide. Die Edelsteine an den Ringen blitzten auf der gelben faltigen Haut. Es sah aus, als läge dort eine Krone. —

Und wieder vergingen einige Tage. Helene gab sich Mühe, der alten Dame den Willen zu tun und das Traumleben möglichst in Wirklichkeit umzusetzen. Aber mit jeder Stunde wurde es ihr klarer, daß mit einer Träumerin zu träumen kein erträgliches Dasein sei. Fremde Träume mitträumen! Ja, wenn es noch die eigenen wären!

Eines Tages suchte sie die alte Dame zu bewegen, Zeitungen und Zeitschriften zu halten, und da es im Witwenhause keine Bücher gab, welche zu kaufen. Aber die meinte, um zu lernen wäre sie zu alt, und Schilderungen von Menschen und Verhältnissen, die ihr völlig gleichgültig seien, könnten sie nicht befriedigen. So blieb eben nur die Vergangenheit.

Oft war es aber doch sehr interessant, und Helene horchte auf, wenn die alte Dame von Bällen, Toiletten und Schmuck sprach; aber die Lebensbeschreibung dieses oder jenes Kavaliere, der mit der jungen Adule Manden getanzt hatte, ließ sie kalt. Dafür kamen dann und wann kleine hübsche Hiftörchen vor, intime Hergänge aus Hofreisen, die nicht in die Öffentlichkeit kommen, oder es fiel ein Name, den sie schon einmal gelesen hatte, ein Diplomat, ein General, ein Prinz erschien und flößte ihr von neuem Interesse ein.

Aber sehr oft legte sie sich banges Herzens die Frage vor: soll das immer so weitergehen, Woche um Woche, Jahr um Jahr? Man aß und trank im Witwenhause gut, aber das war auch das einzige, was ein vernünftiger



Mensch an diesem spiegellosen Gefängnis schätzen konnte. Ja — Gefängnis, das war die richtige Bezeichnung, denn selbst in die Kirche kam man nicht, geschweige denn in die Nachbarschaft.

„Gott hört mich auch in meiner Kammer,“ sagte die alte Dame, „und die Nachbarn würden mich mit ihrem langweiligen Geschwätz peinigen.“

Eines Abends ging sie mit dem jungen Mädchen im Garten hin und her. Da blieb sie plötzlich vor dem langen Rasenplatz mit den Lebensbäumen stehen und sagte: „Mein liebes Kind, morgen ist ein großer Tag. Morgen werden es zweiundsechzig Jahre, daß ich am Arme meines unvergeßlichen Vaters zum ersten Male den Ballsaal betrat. Es war ein Sommerfest, das die Prinzessin Margarete gab. Ich trug ein weißes Kleid mit einer blauen Schärpe und dunkelrote Rosen im Haar. Diesen Tag feiere ich schon seit langen Jahren wie ein Feldherr seinen ersten Sieg. Alle meine guten Freunde und Freundinnen werden kommen, meine Eltern, auch mein Bruder, der auf dem Schlachtfeld fiel. Wir sind zusammen vierundzwanzig Personen.“

Helene versuchte zu lächeln, dabei entsetzte sie sich. Das konnte man schon nicht mehr unter die Schrullen rechnen, das war einfach verrückt.

Und da sah sie, wie die alte Dame die Hand ausstreckte und die Lebensbäume zählte. Auf jeden einzelnen wies sie hin und nannte einen Namen.

Es waren dreiundzwanzig.

„Dreiundzwanzig liebe Gäste,“ sagte sie weich. „Wenn einer starb, pflanzte ich einen Baum, nun ist die Reihe voll. Morgen werden sie mit mir tafeln, wie so oft schon.“

Sie schwieg und nickte den Lebensbäumen zu. Die standen starr und steif auf dem grünen Rasen, und ihre

dunklen Spitzen hoben sich scharf vom lichten Abendhimmel ab.

Dann fuhr sie fort: „Dieser dort, den ich kurzweg Paul nannte, ist er, der mich vergötterte wie sonst keiner. Auch er wird kommen.“



Helene erbleichte und zitterte ein wenig. Das war ja furchtbar! Heller Wahnsinn! Sie nahm sich aber zusammen und sagte, um die alte Dame auf andere Gedanken zu bringen: „Warum haben gnädiges Fräulein ihn nicht geheiratet? Wenn man liebt, ist man auch treu.“

„Er hatte schwarze Augen und schwarze Haare — das mag ich nicht.“

„Aber schwarze Augen sind doch schön!“

Das alte Fräulein kniff den Mund zusammen. „Am besten ist es, gar nicht zu heiraten — merken Sie sich das. Der Apostel Paulus rät es allen Christen. Was ein Apostel sagt, muß wahr sein.“

„Aber dann würde ja das Menschengeschlecht —“  
Sie vollendete nicht und errötete heftig.

Die alte Dame sah es und lachte. Es klang ein wenig hart, aber doch gutmütig, und dann sagte sie: „Mir wäre das völlig gleichgültig. Ich kümmere mich um die Zukunft nicht. Die Ehe ist ein Leiden. Die meisten Männer heiraten ja nur, weil sie müssen. Gewöhnlich brauchen sie die Frau so notwendig wie der ausgediente Offizier die Pension, um leben zu können. Die Frauen aber heiraten, weil sie erwarten, der Mann werde ihre Illusionen in Wirklichkeit verwandeln. Das Resultat ist natürlich eine beiderseitige Enttäuschung.“

War das Ernst oder Spott? Das junge Mädchen wunderte sich; halb närrisch, halb weise kam es ihr vor. Noch nie hatte man so mit ihr über die Ehe gesprochen.

„Meine ältere Schwester heiratete einen Lehrer. Er ist vierundzwanzig, sie neunzehn. Wie glücklich leben die beiden!“

„Ja, das lebt so hin seit Adams Zeiten. Aber an solche Leute dachte ich nicht.“

„Aber wir sind doch alle Menschen!“ rief Helene außer sich über den Hochmut, der da zum Vorschein kam. „Und ist nicht Liebe ein allgemeines Gut?“

„In einer wahrhaft glücklichen Ehe herrscht die Gleichgültigkeit, und die Gesellschaft stellt den Geist über die Liebe.“

Schweigend gingen sie ins Haus zurück. Auf der Treppe blieb die alte Dame stehen und sagte: „Also morgen abend! Liebes Kind, meine Gäste sollen Sie nicht schrecken, speisen Sie deshalb auf Ihrem Zimmer.“

War sie wirklich wahnsinnig? Aber sie sprach so ruhig, so lieb und freundlich; es war kaum denkbar, daß ihr Geist umnachtet sei. Und da tauchten plötzlich allerhand unklare Ideen von Schatten und Gespenstern im Kopf des jungen Mädchens auf. Kühnen sich nicht die Spiritisten, die Seelen der Gestorbenen bannen zu können? Vielleicht war die Alte eine Spiritistin.

Die schien diese Gedanken zu erraten und sagte lächelnd: „Sie sitzen mit mir an der Tafel, die guten Freunde und Verwandten, essen und trinken und plaudern wie einst. Vielleicht steht auch mal einer auf und bringt einen Trinkspruch auf den König aus, und dann folgt sicher ein anderer mit ein paar Worten auf die Damen. Sie aber, liebe Helene, würden es nicht hören, auch wenn Sie mitten unter ihnen saßen, und würden sie auch nicht sehen.“ Da Helene betroffen schwieg, fuhr sie fort: „Ich habe einen Brief erhalten, lesen Sie ihn mir vor. Er ist von Marie, der Tochter des Finanzministers, die sich mit ihrer Mutter in Paris aufhält.“

Das junge Mädchen gehorchte still und las den Brief, den eine längst Gestorbene vor fünfzig Jahren geschrieben hatte.

---

Am nächsten Morgen kam Herr v. Randen, um sich nach dem Befinden seiner Tante zu erkundigen. Es ging dabei sehr förmlich zu, das Gespräch drehte sich fast nur um ihr Befinden und um das Wetter. Von Zeit zu Zeit sah er die Gesellschafterin fragend an. „Tußt du auch deine Schuldigkeit?“ sollte das heißen.

Aber sie wußte nichts darauf zu antworten und war froh, als er fortging.

Dann sagte sie leichthin: „Herr v. Randen ist ja sehr besorgt um das gnädige Fräulein!“ Und dabei hoffte sie, es werde sich ein vernünftiges Gespräch daraus entspinnen und die Vergangenheit eine Zeitlang verdrängen.

Die alte Dame schüttelte den Kopf. „Er spielt Komödie. Ich habe ihm Dorndorf verpachtet, nun hofft er wohl, ich möge bald sterben, damit er der Herr hier wird.“

„Aber einen habgierigen Eindruck macht er doch nicht.“

„Ich kenne ihn. Es ist schon eine Reihe von Jahren her, meine Freundin Pauline nahm damals Ihre Stellung ein, da wollte er mich ins Irrenhaus bringen. Aber ich merkte, was mir zugebracht war, telegraphierte an meinen Rechtsanwalt, und der vereitelte den Plan. Dann versöhnten wir uns, und er versprach, mir meinen Frieden zu lassen. Dafür schenke ich ihm die halbe Pacht.“

Nun seufzte sie in Erinnerung dieser peinlichen Vorgänge, und das junge Mädchen fühlte ein tiefes Mitleid mit ihr. Nein, wahnsinnig war die alte Jungfer nicht! Wer so rasche, klare Entschlüsse fassen kann, muß im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte sein, und der Neffe hatte ganz abscheulich gehandelt.

Aber schrecklich war das alles doch! —

Als Helene gegen Abend am Speisezimmer vorüberkam, sah sie, wie die Stumme die Tafel deckte. Da lag prachtvolles Damastzeug mit großen eingewebten Wappen, Meißner Porzellan von seltener Schönheit, Silberschalen, geschliffene Gläser und Vasen mit roten Rosen standen dort.

Das war doch toll! Also ein richtiges Gespensterdiner. Vierundzwanzig Gedecke.

Die alte Dame saß im Salon und studierte das Menü. Sie reichte es Helene. Die nahm es stirnrunzelnd und las. Zehn Gänge mit seltenen Weinen, und darüber stand als Datum: der sechzehnte August achtzehnhundertzweiundvierzig.

Dann sollte sie ihr bei der Toilette helfen.

„An einem solchen Tage muß man sich hübsch machen,“ sagte die alte Dame. „Ich war schrecklich eitel früher, und so oft ich mich dieses Fehlers erinnere, begehe ich diesen Fehler von neuem. Ja, wer jung bleiben will, braucht nur seine Jugendfehler zu wiederholen.“

„Das ist eine sonderbare Theorie.“

„Eine ausgezeichnete! Natürlich paßt sie nicht für moderne Menschen. Die Unglücklichen! Wenn sie weniger nüchtern wären, würden sie mehr vom Leben haben.“

Sie zog ein altmodisches weißes Kleid an und legte eine blaue Schürze um. Dann puderte sie sich ein wenig. Nun holte sie ihren Schmuckkasten. Zu Duzenden lagen hier große und kleine Etuis, und wenn sie eines öffnete, blitzte eine bunte Pracht daraus hervor. Endlich wählte sie ein Perlenhalsband.

Dann stand sie vor dem jungen Mädchen, wedelte mit dem parfümierten Taschentuch, um den leichten Kampfergeruch zu vertreiben, der aus dem alten Kleide kam, lächelte und sagte leise: „Wie sehe ich aus? Aber ganz ehrlich, wenn ich bitten darf, mein Fräulein!“

Helene Martin sah eine juwelengeschmückte Greifin im Kleide eines jungen Mädchens. Es war zum Erbarmen. Aber in den alten Augen lag eine rührende Bitte: täusche mich, wenn du es vermagst, sei nicht grausam!

Da log sie und sagte: „Gnädiges Fräulein sehen wirklich sehr gut aus.“

Die alte Jungfer aber flüsterte: „Damals, als ich dies Kleid zum ersten Male trug — o, wie schön war ich damals! Damals brauchte ich keine Juwelen.“ Sie schwieg und betrachtete ihre Ringe. Und dann auf einmal, als ob ihr die Wichtigkeit dieses Schatzes zum Bewußtsein käme, sagte sie sanft: „Sie sind wundervoll jung, mein liebes Kind, wundervoll jung. Und die Jugend ist der einzig wertvolle Besitz.“

Sie nickte freundlich und ging.

Und dann begann das seltsame Fest. Helene horchte an der Tür und hörte, wie sie mit ihren Freunden und Verwandten tafelte. Sie sprach mit ihnen, schien Antworten zu erhalten und lachte manchmal laut und herzlich. Dann war sie plötzlich eine ganze Weile still, und dann rief sie laut: „Hoch! Hoch! Hoch!“ Einer von ihren Schattengästen hatte wohl einen Trinkspruch ausgebracht, vielleicht auf den König.

Bis tief in die Nacht hinein ging das so.

Als Helene in ihrem Zimmer ein Fenster öffnete, sah sie vor dem Hause Leute stehen. Männer und Weiber, leise miteinander redend, starrten herauf.

Es war ein Skandal, dieses Traumleben, das die alte Jungfer führte! Und unheimlich war es auch. Es schien in der That eine Art Geisteskrankheit zu sein, und eines Tages konnte sie vielleicht doch in Raserei ausbrechen. Leicht möglich, denn ihr Gehirn mußte bis zum äußersten dadurch angestrengt werden.

War es hier nicht Pflicht, Wandel zu schaffen? Der Nefte — mochte er sein, wie er wollte. — hatte ganz recht, man mußte ihr die Schrullen und Eigenheiten abgewöhnen. Aber wie? Vielleicht hätte ein Nervenarzt hier helfen können. Aber der hätte wahr-

scheinlich gesagt: ins Irrenhaus mit ihr! Und das wollte sie ja nicht.

Stundenlang grübelte Helene darüber nach, ehe sie einschlief.

Am anderen Morgen fand sie die alte Dame im Salon wie gewöhnlich unter dem Bilde sitzen. Ihr Gesicht war runzlicher und welker denn je, die Augen stumpf und farblos, die ganze Gestalt wie gebrochen. Kein Zweifel — das Leben, das sich ihre Seele geschaffen hatte, verdarb ihren Körper.

„Ich habe gestern des Guten zu viel getan,“ sagte sie matt. „Spielen Sie mir etwas, ich brauche Musik. Sie lindert meinen Gram. — Ja, meinen Gram! Staunen Sie mich nur an, mein Kind, denn nicht, daß man alt wird, ist der Fluch des Alters, sondern daß man jung bleibt. O, wie glücklich sind Sie!“

„Ich werde, wenn ich alt geworden bin, nie wünschen, jung zu sein,“ sagte Helene ernst, „denn das erscheint mir widersinnig.“

Es klang hart, und eine scharfe Beurteilung lag darin.

Die alte Dame zuckte schmerzlich zusammen. Dann sagte sie weich: „Warum zürnen Sie mir? Ich tat doch nichts, was Sie hätte kränken können. Und was Sie da sagten, war unüberlegt. Eine billige Dugendweisheit, weiter war es nichts.“

Helene wurde rot und schämte sich, aber sie hatte sich einmal vorgenommen, die alte Jungfer wieder dem Leben zuzuführen. Nun spielte sie zwar eines jener alten Lieder, ließ es aber nach und nach in ein modernes Musikstück übergehen. Vielleicht gelang es ihr auf diese Weise.

Nach einer Weile seufzte die alte Dame hörbar. Und dann sagte sie: „Sie wollen mich quälen, liebe



Helene. Meine Gedanken weilen in den schönen Zeiten der Vergangenheit, Ihre Musik aber sucht sie mit Gewalt in die häßliche Gegenwart zu ziehen. So bleibt mir nichts weiter übrig, als Ihnen zu verbieten, weiterzuspielen.“

Das junge Mädchen gehorchte. Auf diese Weise war also nichts zu erreichen.

Aber wenn das große Bild hier verschwände! Dies Bild war das Heiligtum der alten Jungfer, ihr Jungbrunnen. Wenn sie es nicht mehr sah, ging ihr vielleicht der Wunsch verloren, ihm immer ähnlich zu sein.

Aber wie es entfernen? Es schien unmöglich.

Da fiel ihr etwas anderes ein. Wenn sie einen Spiegel ins Haus brachte und die Ewigjunge zwang, ihr wahres Gesicht zu schauen! Das war ein Plan! Der Anblick mußte mit einem Schläge alle Illusionen zerstören. Denn das war es ja eben, was sie fürchtete, deshalb hatte sie ja alle Spiegel aus ihrer Umgebung verbannt.

Als sie sich nach Tisch zurückgezogen hatte, um zu ruhen, durchsuchte Helene das ganze Witwenhaus, alle Zimmer und Kammern, aber nirgends fand sich ein Spiegel. Sie stieg auf den Boden hinauf, aber auch hier war nichts, was einem Spiegel glich — man schien gründlich damit aufgeräumt zu haben. Ganz verzweifelt lief sie schließlich in den Keller hinab.

Und dort war wirklich einer. In einen alten Teppich eingewickelt lag er hinter einem Haufen leerer Kisten. Es war ein großer Spiegel in venezianischem Glasrahmen und so schwer, daß ihre Kräfte kaum ausreichten, ihn aufzuheben. Aber es ging, und sie trug ihn bis an die Treppe.

In der Nacht wollte sie dann ihren Plan ausführen. Im Toilettenzimmer der alten Dame war gerade der

Tür zum Schlafzimmer gegenüber ein starker Haken in der Wand, an dem wahrscheinlich schon früher ein Spiegel gehangen hatte — dorthin sollte der Venezianer. —

Um Mitternacht stand Helene auf und schlich in Strümpfen die Treppe hinab, trug keuchend den Spiegel herauf und hing ihn an den Haken. Dann wischte sie ihn sorgfältig ab. Es war wundervolles Kristallglas, rein und klar.

Du tußt ein gutes Werk, dachte sie, du machst sie vernünftig. Jetzt ist sie halb toll. Immer im Traume zu wandeln, was ist das für ein Dasein! Ein menschenunwürdiges! Und habe ich nicht auch ein Recht, für mich zu sorgen? Gewiß, denn ich bin arm, und im reichen Witwenhaus gefällt mir's, aber jetzt ist's hier eine Qual. Nein, solch ein Dasein ist unerhört!

Aber wird sie nicht wütend werden, die Alte? Vielleicht wirft sie mich zum Hause hinaus? Nun gut, dann gehe ich, denn so kann ich nicht weiterleben. Leicht möglich aber ist's auch, daß sie ihre Narrheit ablegt und vernünftig wird. Dann wird sie mir's danken.

Eine Weile lag Helene noch und lauschte, aber alles blieb still. Dann schlief sie ein.

Sie träumte gerade von den Juwelen der alten Dame, da hallte ein langer, gellender Schrei durchs Haus.

Dann war's still — totenstill.

Helene sprang auf und lief, von einer schrecklichen Angst befallen, in das Zimmer, wo der Spiegel hing. Dort lag die Alte starr und steif am Boden.\*)

Die Diensthoten kamen und weinten. Dann rannte die Stumme fort, um Herrn v. Randen zu holen.

---

\*) Siehe das Titelbild.

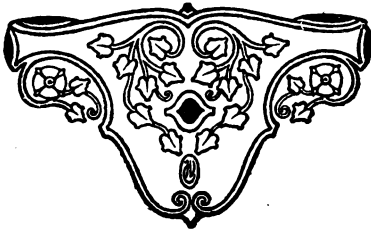
Er erschien erst um Mittag mit dem Arzte.

„Herzschlag,“ sagte der.

„Tot — ganz tot?“ fragte der Nefte, als könne er das noch gar nicht fassen.

Da sah er den Spiegel und schien den Zusammenhang zu begreifen. Er warf einen forschenden Blick auf das junge Mädchen und flüsterte: „Sie ist vor Schreck gestorben — die Arme!“

„Nein, sie ist an ihrem Spiegelbilde gestorben,“ sagte Helene und brach in Tränen aus.





# Küstenschutz.

Technische Skizze von M. Elsner.

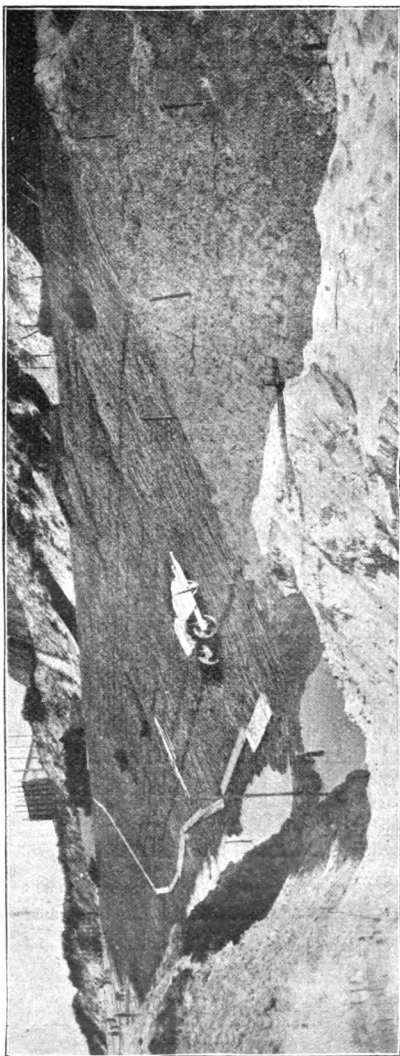
Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Nicht von jenem Küstenschutz soll hier die Rede sein, der die meerbespülte Grenzstrecke eines Landes gegen kriegerischen Angriff verteidigen und vor dem Eindringen feindlicher Streitmächte sichern soll; aber um die Abwehr eines in seinem Landhunger geradezu unerfättlichen Feindes handelt es sich nichtsdestoweniger auch in unserem Falle. Nur daß gegen ihn weder mit Küstenforts noch mit den schwersten Geschützen auch nur das allergeringste auszurichten wäre, denn der Feind, von dem wir reden, ist das Meer selbst, das Segen und Verderben bringende, das Schätze spendende und Schätze raubende, das von seinen Anwohnern ebenso innig geliebte als zitternd gefürchtete Meer.

Je nach ihrer Bildung spricht man bekanntlich von flachen und steilen Küsten, und besonders die letztgenannten sind es, denen die unablässig nagende See mehr oder weniger übel mitzuspielen liebt. Während das Meer die von ihm bewegten Mengen von Sand und Gerölle an den Flachküsten abzusetzen und dadurch ein allmähliches Anwachsen des Strandes herbeizuführen pflegt, übt es an der Steilküste die gerade entgegengesetzte Wirkung aus. Hier wird durch die brandenden Wogen unablässig eine Menge von Material abgelöst, das sich auf dem Meeresgrunde ansammelt

und für die Bildung neuen Festlandes verloren ist. Findet an solchen Steilküsten ein Wechsel von Ebbe und Flut statt, wie es ja heinahe überall der Fall ist, so wird durch den abwechselnden Einfluß der Luft und des Wassers der Zerküsterungsprozeß noch mehr begünstigt. Er geht natürlich um so rascher vor sich, je weicher die diesen feindlichen Einflüssen ausgesetzte Gesteinsart ist. Durchaus feste Felsen, wie der Gneis der norwegischen Küsten, vermögen selbst einem so hartnäckigen

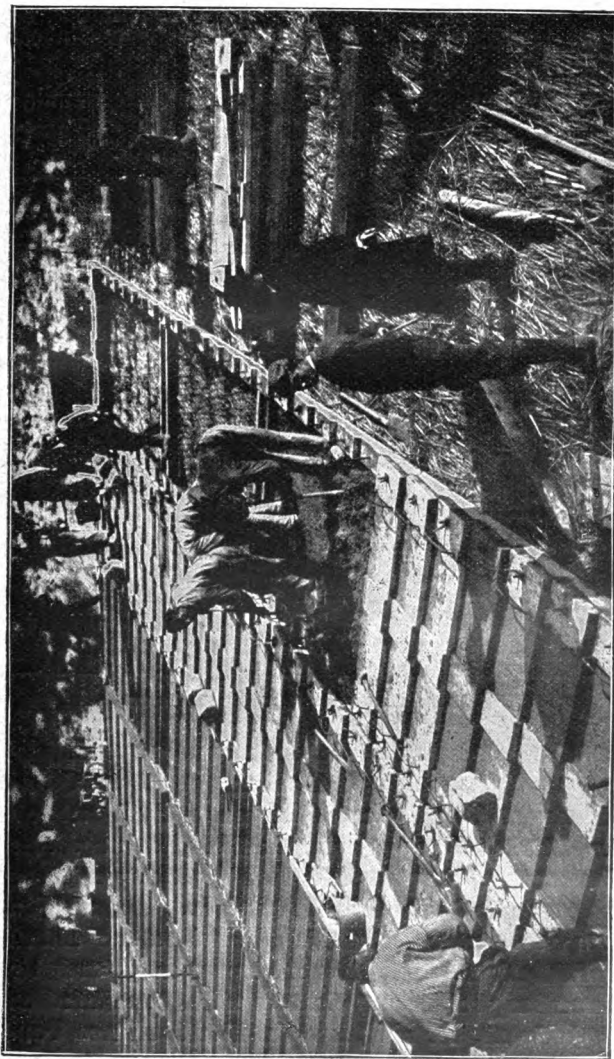


Dorbereitung einer Sanddüne für die Befestigung durch Eisenbeton: Die Oberfläche wird geebnet und mit Strohmaten belegt.

Gegner, wie es das Wasser ist, Widerstand genug entgegenzusetzen, um Jahrhunderte hindurch keine wesentliche Einbuße an ihrer Masse zu erleiden, immerhin aber beweisen auch hier die glatt gewaschenen Wände und die wilden Zerklüftungen der besonders exponierten Partien, welche von beiden kriegsführenden Mächten die stärkere ist.

An minder wehrhaft gerüsteten Gestaden aber kann der von der gefrässigen See geübte Landraub Dimensionen annehmen, die den Küstenbewohner wohl besorgt machen und zu ernster Abwehr aufstacheln müssen.

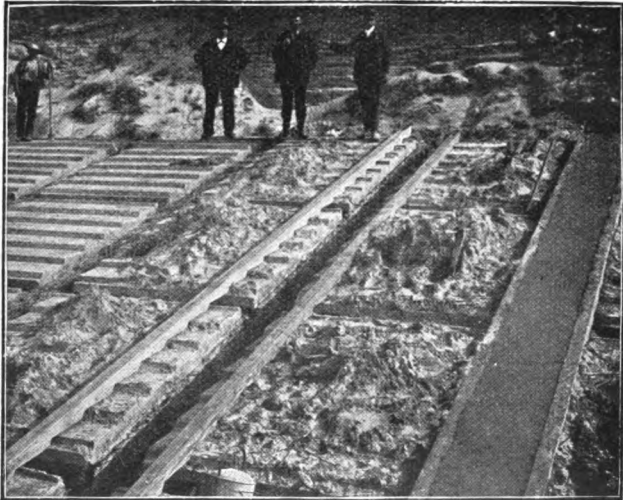
Englische Forscher haben auf Grund sorgfältigster Beobachtungen und Messungen ausgerechnet, daß an der Küste von Holderness, der fruchtbarsten Halbinsel Großbritanniens, das Meer alljährlich nicht weniger als 1,904,194 Tonnen Landes verschlingt. Die Küstenlinie von Flamborough bis Spurn Heads in der Grafschaft Yorkshire verändert fast mit jedem Tage ihre Gestalt, und bei Bridlington verursachte die künstliche Befestigung eines Küstenstreifens von etwa zwei Kilometer Länge einen Kostenaufwand von mehr als zwei Millionen Mark. In und bei Lowestoft, der bekannten Seestadt in der englischen Grafschaft Suffolk, hat die Nordsee im Verlauf der letzten zwanzig Jahre insgesamt 288,860 Quadratfuß festen Landes auf Nimmerwiedersehen weggeschwemmt. Man wird es danach kaum für Übertreibung erklären können, wenn behauptet worden ist, daß die britischen Inseln alljährlich um ein gutes Stück kleiner werden, und man wird es begreiflich finden, daß die Ingenieure und Wasserbau-techniker der verschiedensten Nationen eifrigst darauf bedacht sind, für die Befestigung gefährdeter Küstenstriche ein System zu erfinden, das mit wirklicher und



Herstellung der Unterlage.

dauernder Widerstandsfähigkeit den Vorzug verbindet, in der Herstellung nicht zu kostspielig zu sein.

Man hat sich in dieser Hinsicht bisher auf die mannigfache Weise zu helfen versucht — von der Befestigung



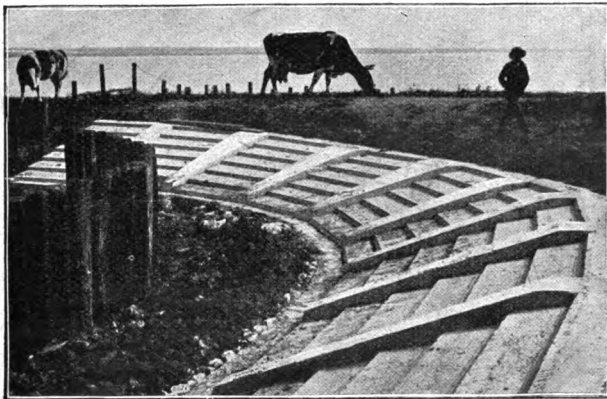
Herstellung der mit Beton auszufüllenden Rinnen.

der Sanddünen mit Strohmatte und Grasanzpflanzungen angefangen bis zur Errichtung gewaltiger Steindämme aus Granit- oder Basaltquadern, die schon durch den Transport des gewichtigen Materials ungeheure Summen verschlangen. Aber diese Vorkehrungen haben sich zumeist als unzulänglich erwiesen. Am nächsten kam man dem erstrebten Ziele überall da, wo es den Umständen nach möglich war, immer noch durch die Anwendung des Betons, eines unter Wasser erhärtenden Grobmörtels, der nicht, wie der Mörtel unserer Bauhandwerker, als Bindemittel zwischen Steinen, sondern



zur Herstellung selbständiger Mauerkörper dient. Im allgemeinen versteht man unter Beton, auch Konkret genannt, ein Gemenge von mehr oder minder groben Steinbrocken (Kies) mit einem Wassermörtel, wobei der Mörtel die Steinbrocken ganz einhüllen und die dazwischenliegenden Räume vollständig ausfüllen muß.

Den Hauptbestandteil bildet dabei der Zement, und zwar für die hier in Betracht kommenden Zwecke der sogenannte Portlandzement, eine künstliche Nachahmung der hydraulischen Kalke, die den natürlichen Zement abgeben. Die Herstellung erfolgt, indem man kohlen-sauren Kalk mit Ton auf feuchtem oder trockenem Wege sehr innig mischt, das Gemisch zu Ziegeln formt, trocknet



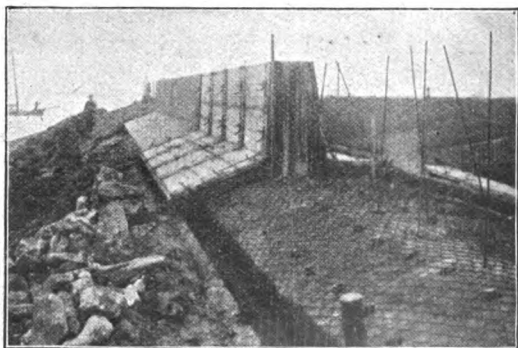
Fertiggestellte Befestigung nach dem Erhärten.

und in Schacht- oder Ringöfen bei Weißglut brennt. Man benützt hauptsächlich Kalkmergel, Kreide und mulmigen Süßwasserkalk, sowie einen Ton, der durch Schlämmen sorgfältig von allen Sandbeimischungen befreit worden ist. Der gebrannte Zement wird sortiert,

auf Steinbrechmaschinen gebrochen und zu feinstem Pulver zermahlen.

Dieser hell bis dunkel graugrünlich gefärbte Portlandzement ist wesentlich dichter als der natürliche, gibt daher auch einen festeren Mörtel und hat außerdem den Vorzug, die Feuchtigkeit und die Kohlensäure der Luft weniger begierig anzuziehen.

Für das weiter unten beschriebene Verfahren der

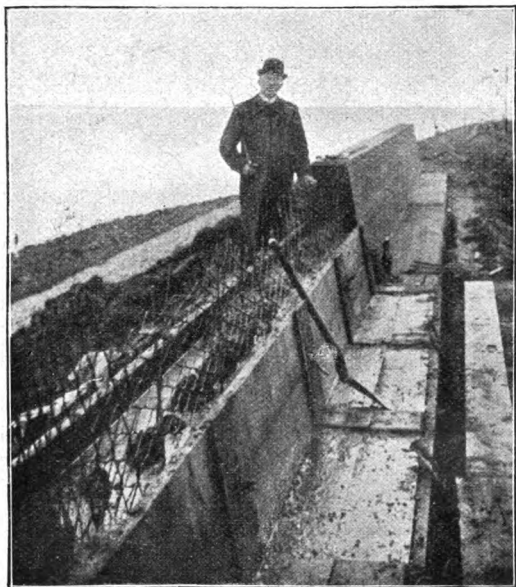


Die befestigte Grundlage und das Bohlengerüst für die eigentliche Schutzmauer.

Küstebefestigung, das neuerdings unter dem Namen des Ferrokonkretsystems bekannt geworden ist, bedient man sich zur Beton- oder Konkretherstellung folgender Mischungen: Für die dauernd oder zeitweilig der direkten Einwirkung des Wassers ausgesetzten Partien des Bauwerks nimmt man ein Gemenge von 3 Teilen Portlandzement, 5 Teilen Sand, 8 Teilen Kies und  $\frac{1}{2}$  Teil Traßstein. Für die oberen, von der Flut nicht mehr berührten Partien genügt ein Gemisch von 1 Teil Portlandzement, 3 Teilen Sand und 4 Teilen Kies.

Der als Zusatz erwähnte Traß- oder Duffstein ist

eines von jenen in der Natur vorkommenden Mineralien, welche die Eigenschaft besitzen, bei einfacher Vermischung mit gelöschtem Kalk ebenfalls einen hydraulischen Mörtel zu liefern. Es sind dies meist vom Wasser fortgeschwemmte und abgelagerte Trümmer vulkanischer

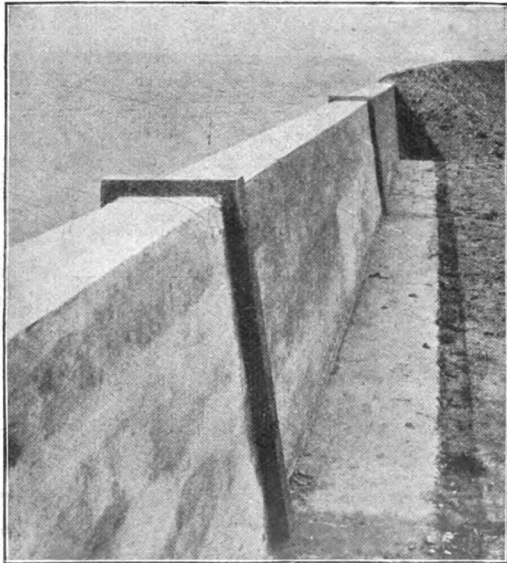


Anordnung des Eisengerippes.\*

Auswurfstoffe, die eines künstlichen Brennens nicht mehr bedürfen, weil sie durch die vulkanische Hitze bereits aufgeschlossen worden sind. Dahin gehört außer dem Traß, der zumeist in den trachytischen Gesteinen des Brohltales am Rhein gefunden wird, besonders noch die Pozzuolanerde vom südwestlichen Abhange der Apenninen.

Der Wert des Zements und des mit ihm hergestellten

Konkrets beruht nun in der Hauptsache auf seiner Eigenthümlichkeit, nach dem Anmachen mit Wasser zu einer einheitlichen, steinigen Masse zu erhärten. Beim Anrühren des Portlandzements mit Wasser findet kaum



Das fertige Bauwerk nach dem Erhärten.

noch eine Erwärmung statt. Er soll nicht schneller als in zwanzig Minuten und nicht später als nach Verlauf von höchstens sechs Stunden abbinden, das heißt aufhören, plastisch zu sein. Er bildet dann eine noch wenig feste Masse, die indessen bei fortwährender Anwesenheit von Wasser allmählich steinhart wird. Im allgemeinen ist diese Versteinerung nach drei Monaten vollendet. Je schwerer und je feiner zermahlen der zur Anwendung gelangte Zement war, desto wider-

standsfähiger ist der nach Ablauf des Erhärtungsprozesses erhaltene Stein. Seine Festigkeit wird dann nur noch von der des Granits und des Basalts übertroffen, und die Verwitterung ist bei glatten Oberflächen so geringfügig, daß sie der Dauerhaftigkeit des aus Beton hergestellten Bauwerks keinen Abbruch zu tun vermag.

Das bei Betonbauten für Uferschutzzwecke geübte Verfahren bestand nun bisher zumeist darin, daß man die weiche, bildsame Masse in eine aus einem Bohlengerüst gebildete Hohlform eingoß oder einstampfte, um dadurch nach dem Erhärten einen einzigen, zusammenhängenden Stein, einen sogenannten Monolithen, zu erhalten. Abgesehen von anderen, hier nicht zu erörternden Mängeln hatte dies Verfahren den Nachteil,



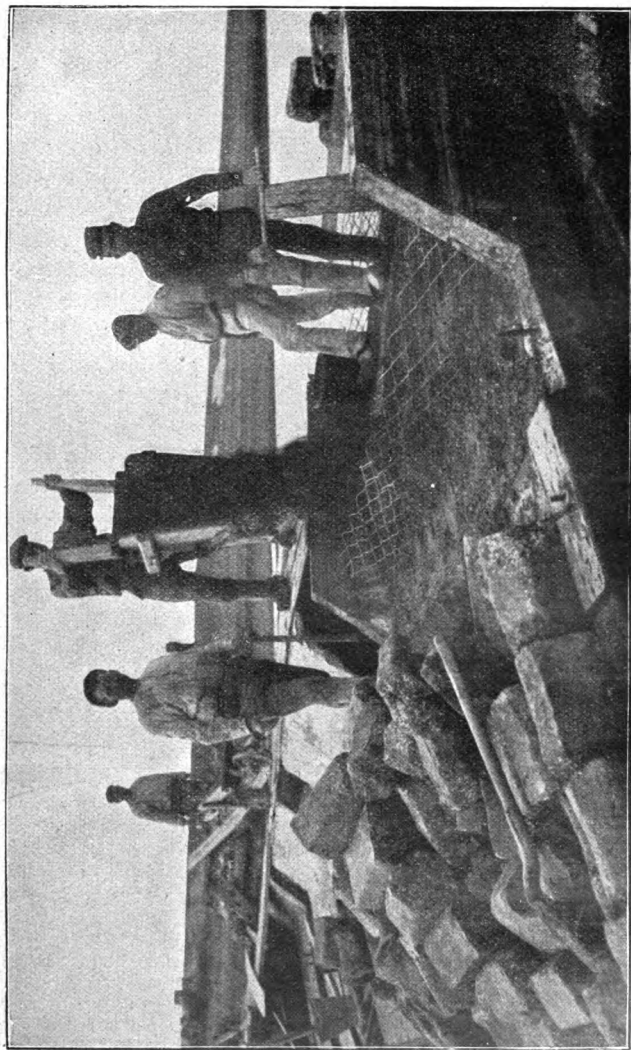
Belastung des Bohlengerüsts auf einer im Bau begriffenen Bühne vor Eintritt der Flut.

daß eine Ausbesserung entstandener Schäden, mit denen bei heftigen Sturmfluten oder anderen elementaren Ereignissen immer gerechnet werden muß, überhaupt nicht oder nur unter erheblichen Schwierigkeiten, unter großem Aufwand an Zeit und Kosten, möglich war.

Diesem sehr ins Gewicht fallenden Übelstande in wirksamer Weise zu begegnen, ist ein Vorzug, den das von dem Ingenieur Robert de Muralt erfundene Eisenbetonsystem für sich in Anspruch nimmt. Der Erfinder lebt in Zierikzee auf der Insel Schouwen, der uralten und ehemals hochberühmten niederländischen Handels- und Hansestadt. Die Küstenverhältnisse seiner Heimat, die von der unerfättlichen Sandgier des nagenenden Meeres nicht weniger zu leiden hat als die britischen Inseln, gaben ihm Anlaß genug, sich mit dem Problem einer zweckmäßigen Befestigung zu beschäftigen.

Wie schon der Name erkennen läßt, handelt es sich bei dem von ihm vorgeschlagenen und heute bereits vielfach erprobten Verfahren um eine Verbindung von Beton mit Eisen, aber nicht etwa in der Weise, daß dem Zement Hammerschlag oder Feilspäne beigemischt werden, wie es ja zu anderen Zwecken vielfach geschieht, sondern insofern, als ein nehartiges, weitmaschiges Gerippe von Eisenstäben in die nach dem oben angegebenen Mischungsverhältnis zusammengesetzte Betonmasse eingefügt wird. Die unserer Skizze beigegebenen photographischen Aufnahmen lassen die einzelnen Stadien des Verfahrens mit solcher Deutlichkeit erkennen, daß wir uns auf eine sehr kurze Erläuterung beschränken dürfen.

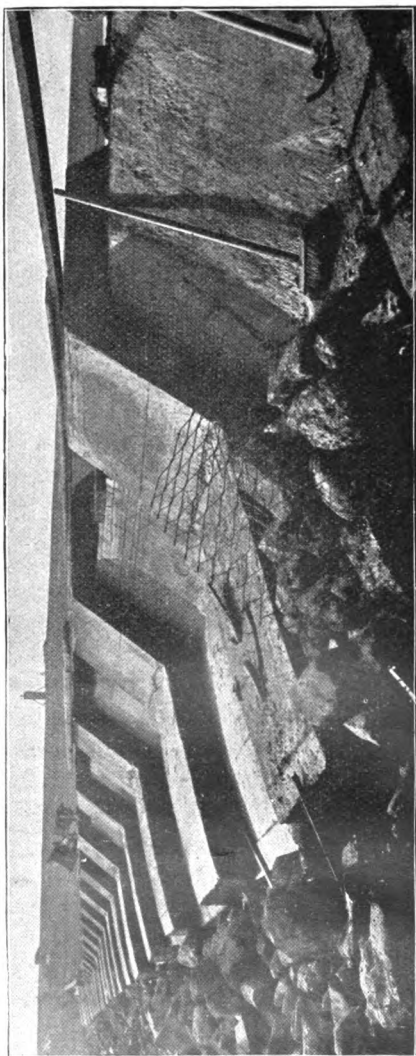
Gilt es, eine erdige Deichböschung, eine Sanddüne oder dergleichen zu befestigen, so wird der Abhang zunächst geebnet und mit Strohmatte belegt, die hier nicht, wie sonst bei ihrer Verwendung, den Zweck haben, ein Austrocknen oder Ablösen des Erdreichs zu verhindern, sondern die lediglich den Füßen der Arbeiter einen Halt gewähren sollen. Durch diese Maten werden in Zwischenräumen von ungefähr zwölf Zoll kleine hölzerne Stäbe in den Boden eingetrieben mit



Das Ausfüllen des Eisengerippes mit der Betonmischung.

der Bestimmung, der Betonschicht, die auf sie zu liegen kommt, gewissermaßen als Verankerung zu dienen. Man läßt die Köpfe der Stäbe ungefähr einen Zoll hoch über den Boden emporragen und verbindet sie durch Metallstreifen, durch die sie unverrückbar in ihrer Lage erhalten werden.

Darüber kommt eine dünne Schicht Beton und auf diese in stufenförmiger Anordnung, wie sie aus unseren Abbildungen klar ersichtlich ist, das Netz von Metallstäben, in dessen Maschen eine weitere Betonschicht von der je nach den vor-

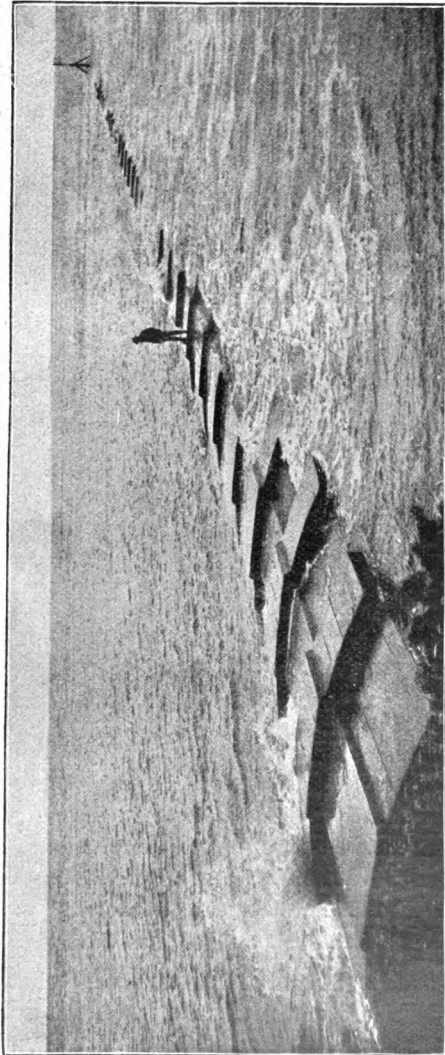


Russführung der zur Befestigung dienenden Betonriegel.



hältnissen erwünschten Dide eingestampft wird.

Eine wichtige Besonderheit des Systems besteht darin, daß die Gesamtanlage in Sektionen eingeteilt wird, die, ob zwar zu einem fest zusammenhängenden Ganzen vereinigt, doch verhindern, daß etwaige Beschädigungen einen gewissen, engbegrenzten Bezirk überschreiten, und die es zugleich ermöglichen, solche Beschädigungen ohne wesentliche Schwierigkeiten und in sehr kurzer Zeit auszubessern.



Die fertige Bühne zur Zeit der Flut.

Zu diesem Zweck werden quadratische Abschnitte in der Höhe von sechs Stufen und von entsprechender Breite mit einer achtzehn Zoll tiefen Rinne umzogen, auf deren Boden ein die Sektion umschließender Eisenrahmen zu liegen kommt, und die dann ebenfalls mit Beton ausgefüllt wird, derart, daß die erhärtete Substanz die von ihr umschlossenen Stufen um einiges überragt. Eine durch elementare Ereignisse oder andere äußere Einflüsse bewirkte Beschädigung wird sich in den allermeisten Fällen auf das Innere einer solchen Sektion beschränken. Eine Unterwaschung der benachbarten Regionen ist durch die Art der Anlage so gut wie unmöglich gemacht, die Verankerung im Boden und die erhöhte Einfassung verhüten ein Fortspülen größerer Stücke der Befestigung, und die Ausbesserung innerhalb des Betonrahmens einer Sektion läßt sich vornehmen, ohne daß dabei die weitere Umgebung irgendwie in Mitleidenschaft gezogen werden müßte.

Unsere Abbildungen zeigen, daß die Anwendung des Eisenbetons keineswegs auf mehr oder weniger sanft geneigte Böschungen beschränkt ist, sondern daß sich nach diesem Prinzip auch freistehende Schutzwälle, und auf einer Unterlage von Granit oder anderem Felsgestein auch Steinbuhnen oder Molen von sehr beträchtlicher Ausdehnung herstellen lassen.

Bei mauerartigen Uferschutzbauten muß die Anordnung des Eisengerippes natürlich in senkrechter statt in wagrechter Richtung erfolgen, und es bedarf eines das Ganze umschließenden Bohlengerüstes, in das der Beton eingestampft wird, und das erst nach dem vollständigen Abbinden desselben entfernt werden darf.

Der Bau einer Buhne oder Mole erfolgt nach demselben Schema. Statt der erhöhten, mit Eisen armierten Betonränder, die bei der Dünenbefestigung die ein-

zelen Sektionen umschlossen, werden hier in gewissen Zwischenräumen breite, erhöhte Betonriegel hergestellt, die den ganzen Bau umfassen und ihm eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit verleihen.

Die ersten praktischen Versuche mit dem Eisenbetonsystem wurden in der Heimat des Erfinders, an den Küsten der Insel Schouwen, angestellt, und die Ergebnisse haben die gehegten Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern sogar in geradezu überraschender Weise übertroffen. Stürme und Hochfluten von außergewöhnlicher Heftigkeit, die der Basaltbefestigung einzelner Küstenstreden schweren Schaden zufügten, gingen an den mit Eisenbeton geschützten, der Wut der Elemente nicht weniger ausgesetzten Stellen vollkommen spurlos vorüber. Dieser Erfolg ist um so höher zu bewerten, als die Kosten der Herstellung hier erheblich weniger als die Hälfte des für ein Steinmauerwerk von gleichem Umfange aufzuwendenden Betrages ausgemacht hatten.

Der Kostenanschlag für die auf unserem letzten Bilde in ihrer Vollendung dargestellte Mole belief sich bei einer Ausführung aus Basaltquadern, wie sie ursprünglich geplant, aber wegen der hohen Kosten wieder aufgegeben worden war, auf 40,000 Mark. Aus Eisenbeton konnte sie für 15,000 Mark hergestellt werden. Nach solchen Erfolgen darf man wohl behaupten, daß das Muraltische Eisenbetonsystem als das wirksamste und zugleich wohlfeilste Verfahren für den Schutz gefährdeter Küstenstriche anzusehen ist.





## Odorigen und Odorinal.

Phantastische Humoreske von Friedrich Streifler.

(Nachdruck verboten.)

1.

**I**n einem von dem großen chemischen Laboratorium getrennten, stets versperreten und nur den Vertrautesten des Hauses in Begleitung des Chefs oder obersten Leiters zugänglichen Zimmer, dem sogenannten „Geheimlaboratorium“, standen Doktor Türmer, erster Chemiker, und Max Hellmann, alleiniger Inhaber der berühmten chemischen Fabrik M. Hellmann.

Türmer, ein Mann von sechsunddreißig Jahren, seit acht Jahren bei der Firma M. Hellmann in Stellung, hatte sich durch Erfindung einer Reihe kosmetischer Präparate, die reißenden Absatz fanden, das Vertrauen des Chefs erworben und war an die erste Stelle aufgerückt. Er hatte noch drei Chemiker und eine Anzahl Hilfsarbeiter zu seiner Verfügung, und es verging fast kein Monat, wo er nicht seinen Chef mit einer neuen Erfindung überraschte.

Heute mußte aber etwas Besonderes vorliegen. Türmer hatte Hellmann gebeten, zur Mittagszeit, wenn alles zu Tische war, mit ihm ins Geheimlaboratorium zu kommen; er habe ihm eine Erfindung zu unterbreiten, welche die ganze Welt in Aufregung versetzen

und die ganze Psychologie und Psychiatrie umwälzen würde.

So hatten sich die beiden Männer jetzt zusammengefunden. Das Laboratorium war in einem isolierten, hinter dem Fabrikgebäude gelegenen Bau untergebracht. Türmer ging schweigend vor Hellmann in dem Raume auf und ab; man sah es ihm an, daß er die letzte Zeit schwer gearbeitet haben mußte, und seine bleiche Gesichtsfarbe war der beste Beweis für seine große Erholungsbedürftigkeit. Gespannt erwartete Hellmann den Augenblick der ihm angekündigten Eröffnungen.

Endlich blieb der Chemiker vor seinem Chef stehen; aus einem auf dem Tische stehenden Blechkasten nahm er einen weißen Briefumschlag und aus diesem ein dünnes, vollständig durchsichtiges Blättchen. Dieses übergab er seinem Chef und fragte: „Herr Hellmann, haben Sie eine Ahnung, was das ist?“

Hellmann schüttelte zweifelnd den Kopf und erwiderte endlich: „Es hat Ähnlichkeit mit Marienglas, erinnert auch an Gelatinefolien oder an sehr gut gearbeitetes Diaphaniepapier. Es ist aber offenbar ein ganz neues Produkt, denn es unterscheidet sich von allem Ähnlichen, was mir bekannt ist. Kann ich es auch auf den Geschmack prüfen?“

„Tun Sie dies vorläufig nicht, nicht etwa wegen Vergiftungsgefahr, denn obwohl der Stoff nicht ganz giftfrei ist, so schadet er in geringen Mengen doch nichts, die Folie erleidet aber durch die Geschmacksprüfung Veränderungen, welche die weiteren damit anzustellenden Experimente beeinflussen. Das Geheimnis dieser Folie werden Sie bald genug erfahren. Ich bitte Sie jetzt, Ihre Brust zu entblößen.“

„Wozu?“ fragte Hellmann verwundert.

„Das werden Sie bald erfahren,“ erwiderte Türmer

und begann Hellmanns Weste aufzuknöpfen. „Haben Sie keine Furcht,“ meinte er lächelnd, „ich kann Ihnen die Anwendung dieser Folie nicht anders veranschaulichen, als an Ihrem Körper; aber Sie werden nicht den geringsten Schaden erleiden.“

Bald war auch das Hemd geöffnet, und Türmer befestigte das durchsichtige Blättchen mit Heftpflaster an Hellmanns entblößter Brust. Als dies geschehen war, ließ er die Brust wieder bedecken, zog einen Revolver und sagte mit ernster Stimme: „Herr Hellmann, wir sind allein; machen Sie keinen Versuch, Alarm zu schlagen, es hört Sie doch niemand, ganz abgesehen davon, daß ich Sie beim ersten Laut, den Sie von sich geben, niederschleße. — Ich fordere Sie jetzt auf,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, ihm den Revolver vor die Brust haltend, „mir sofort Ihren Kassenschlüssel auszufolgen. Ich werde Sie dann fesseln und hier liegen lassen. Bis man Sie von Ihren Fesseln befreit, habe ich Ihre Kasse längst geplündert und bin verschwunden. Versuchen Sie keinen Widerstand, es würde Ihnen das Leben kosten.“

Der kleine, schwächliche Hellmann, ein schon ältlicher Herr, vermochte nicht im entferntesten an Widerstand zu denken. Er schlotterte an allen Gliedern und stammelte mühselig: „Aber — Herr — Doktor!“

„Ersparen Sie sich alle Worte! Den Kassenschlüssel oder —“

Eine nicht mißzuverstehende Bewegung mit dem Revolver ließ Hellmann über die Absichten seines Gegners nicht im unklaren. Kalter Angstschweiß trat dem Fabrikherrn auf die Stirn, sein Haar sträubte sich, und wie geistesabwesend griff er in die Tasche, um Türmer, der mit vorgehaltenem Revolver vor ihm stand, den verlangten Schlüssel zu geben. Was war mit dem

Chemiker nur geschehen? Hellmann konnte das Entfessliche gar nicht fassen.

Türmer nahm den Schlüssel, reichte Hellmann lachend die Hand und sagte: „Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen Schrecken eingejagt habe. Der Revolver ist nicht geladen. Hier haben Sie ihn, und wenn Sie mich damit niederschließen wollen, so tun Sie es meiner wegen. Da haben Sie auch Ihren Rassenschlüssel wieder. Ich denke natürlich nicht daran, Sie zu berauben.“

„Aber — was soll das bedeuten?“

„Das werden Sie gleich sehen,“ erwiderte Türmer, nahm aus dem Blechkasten wieder eine Folie und sagte zu Hellmann: „Wollen Sie mir jetzt gefälligst die an Ihrer Brust befestigte Folie geben und an deren Stelle diese hier befestigen. Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich Ihnen von neuem Schrecken einjage.“

Erleichtert atmete Hellmann auf, und Türmers liebenswürdiges Gebaren trug dazu bei, die letzte Erregung zu verscheuchen. Um so gespannter war er auf des Rätsels Lösung.

In kaum drei Minuten hatte Türmer die beiden Folien auf der Brust Hellmanns ausgetauscht. „Sehen Sie sich hier die erste Folie an und betrachten Sie, welche Veränderung sie erlitten hat, während sie an Ihrer Brust haftete.“

Hellmann prüfte neugierig das ihm überreichte Blättchen und bemerkte mit Erstaunen, daß es nicht mehr wasserhell, sondern weiß, ähnlich wie Milchglas, geworden war.

Er warf einen fragenden Blick auf seinen Chemiker.

Türmer lächelte: „Ich muß Ihnen wohl die Erklärung geben, denn von selbst kommen Sie doch nicht darauf. Ich habe nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Ausatmung beziehungsweise die Ausdünstung des

Körpers je nach der seelischen Stimmung Veränderungen erleidet. Furcht, Zorn, Trauer, Freude, Liebe, allen diesen Stimmungen entsprechen besondere Gase, die der Körper ausscheidet. Die Folie ist nun ein Reagens, das, auf den Körper gelegt, durch seine Veränderung verrät, welche Gemütsstimmung vorherrscht. Ich habe Ihnen Furcht eingejagt, und durch Furcht wird die Folie weiß gefärbt, wie Sie sehen.“

„Ah!“ rief Hellmann erstaunt. „Ist es möglich? Ist das keine Täuschung?“

„Die Herstellung eines solchen Blättchens kommt auf etwa fünf Mark zu stehen; es läßt sich aber ganz gut ein Verkaufspreis von hundert Mark dafür ansetzen, denn diese Blättchen werden ein wichtiges Hilfsmittel bei gerichtlichen Untersuchungen bilden, und auch in der Nervenheilkunde werden sie eine große Rolle spielen.“

Hellmanns Augen leuchteten. Das war tatsächlich eine außerordentliche Erfindung. Er sah sich schon im Geiste von der ganzen wissenschaftlichen Welt bewundert, und ein Glücksgefühl, wie er es kaum jemals empfunden hatte, durchströmte ihn.

Wieder griff Türmer in den Blechkasten, entnahm ihm eine dritte Folie und ersuchte Hellmann, sie gegen die auf der Brust befestigte zweite Folie umzutauschen. Voll Neugierde entsprach der Fabrikant diesem Wunsche, und staunend sah er, daß sich die zweite Folie rosa gefärbt hatte.

„Hier sehen Sie den erneuten Beweis, wie genau die Folien auf die Seelenstimmung reagieren. Ihre Freude bei meinen Eröffnungen verursachte die Rosafärbung. — Zu meinem Bedauern muß ich Ihrer Freude aber einen kleinen Dämpfer aufsetzen. Unsere Konkurrenz Romberg & Sohn hat leider, wie ich von



einem Kollegen, der dort arbeitet, erfahren habe, eine ähnliche Erfindung gemacht, und wir werden mit der Konkurrenz schwer zu kämpfen haben.“

Der leicht erregbare Hellmann schlug mit der Faust wütend auf den Tisch, daß die Glasinstrumente klirrten. „Ist es möglich?“ rief er empört. „Müssen uns denn die Kerle überall in den Weg kommen!“

Wieder griff Türmer in den Blechkasten, um diesem eine vierte Folie zu entnehmen, und wieder ersuchte er Hellmann, die auf der Brust geheftete Folie abzunehmen und dafür eine andere zu befestigen; die dritte Folie war gelb geworden.

„Hier sehen Sie zum dritten Male,“ versetzte Türmer lächelnd, „wie genau diese Folien Ihre Seelenstimmung anzeigen. Gelb ist die Farbe des Argers, und daher wurde die Folie gelb, als Sie sich über die Konkurrenz aufregten. Aber beruhigen Sie sich, ich habe diesen Argers nur des Experiments willen bei Ihnen wachgerufen. In Wirklichkeit habe ich nichts davon erfahren, daß Romberg & Sohn eine ähnliche Erfindung gemacht haben.“

Ganz verdußt stand Hellmann da; so war er noch nie als Versuchskaninchen behandelt worden, wie von diesem verteufelten Türmer. Er wußte nicht, ob er sich über den wiederholten Hereinfall ärgern oder über die Erfindung freuen sollte. Aber vorläufig wollte er in Erinnerung dessen, daß wieder eine Folie auf seiner Brust haftete, überhaupt keiner Seelenstimmung Raum geben; die Folie auf seiner Brust sollte unverändert bleiben. Er steckte die Miene des Prinzipals auf und sagte, indem er Türmer die Hand schüttelte, etwas förmlich: „Die Erfindung ist, vorausgesetzt, daß das, was Sie mir vorführten, nicht nur Laboratoriumsversuch ist, sondern auch in der allgemeinen Praxis sich

bewähren wird, sehr bedeutend. Unbeschadet meiner besonderen Anerkennung, die ich Ihnen nicht vorenthalte, gestatte ich mir doch, Sie daran zu erinnern, daß laut des zwischen uns geschlossenen Vertrages alle Ihre Erfindungen, die Sie während der Dauer unseres Vertrages machen, meiner Firma gehören.“

„Ganz richtig,“ erwiderte Türmer ebenso förmlich. Sarkastisch lächelnd fügte er dann hinzu: „Was tun Sie aber, mein werter Herr Hellmann, wenn ich das Rezept zur Herstellung dieser Folien vergessen haben sollte? Kein Assistent hat mir bei meiner Tätigkeit beigeistanden, sondern ich habe ganz allein daran gearbeitet. Wie wäre es, wenn ich Ihnen kündigen würde? Wer hindert mich, diese Erfindung nach einiger Zeit, wenn unser Vertrag gelöst ist, von neuem zu machen?“

„Lieber Herr Doktor, Sie müssen nicht gleich die äußersten Konsequenzen ziehen.“

„Das weiß ich sehr wohl, daß auch Sie in diesem Falle nicht auf Ihrem Schein bestehen werden, und daß wir uns nicht trennen, ist ebenfalls sicher. Aber Sie haben die Frage in einer Form angeschnitten, daß ich in gleicher Form antworten mußte.“

„Gut, so will ich eine andere Form wählen,“ sagte Hellmann. „Nachprüfung Ihrer Erfindung vorbehalten, was beanspruchen Sie?“

„Bevor ich diese Frage beantworte,“ entgegnete Türmer, „möchte ich wissen, welchen Reingewinn Ihre Firma nach der letzten Bilanz im abgelaufenen Geschäftsjahre gebracht hat.“

Hellmann fühlte sich bei dieser Frage nicht behaglich. Er merkte wohl, daß der Chemiker seine Forderung nach dem geschäftlichen Ertrage bemessen wollte. Er rechnete damit, daß Türmer eine Lantieme von dem Ertragnisse

der Erfindung beanspruchen werde; möglicherweise forderte er aber noch eine Pauschalsumme. Sollte er ihm den wirklichen Geschäftsertrag nennen? Er fürchtete indessen, daß in diesem Falle Türmers Forderung zu hoch ausfallen könnte. Nachdem er eine Weile überlegt hatte, sagte er: „Das letzte Jahr war schlecht. Der Reingewinn betrug, soviel ich mich erinnere, etwa dreißigtausend Mark.“

Da griff Türmer wieder in den Blechkasten, entnahm diesem eine fünfte Folie und sagte zu Hellmann: „Wollen Sie nicht die Güte haben, die befestigte Folie wieder abzulösen und dafür diese zu nehmen? Es geschieht nur, um Ihnen den Wert und die Anwendbarkeit meiner Erfindung vor Augen zu führen.“

Hellmann war ganz betroffen, denn er hatte die an der Brust befestigte Folie ganz vergessen gehabt. Aber was konnte diese jetzt verraten? Er war selbst neugierig darauf und ließ Türmer gewähren, der die Folie ablöste und eine neue befestigte.

Beim ersten Anblick zeigte die abgelöste Folie keine Veränderung; Türmer hielt sie aber gegen das Licht und sagte zu Hellmann: „Sehen Sie her! Das Blättchen zeigt einen leichten rosigen Schimmer als Nachglanz der Freude, die Sie empfunden haben, als ich Ihnen meine Erfindung darlegte. Die volle Freude zeigt die zweite Folie, die eine ganz rosige Färbung aufweist. In der Intensität der Färbung kommt nämlich die Stärke der jeweiligen Seelenstimmung zum Ausdruck. Während aber die ersten drei Folien eine reine Färbung aufweisen, zeigt diese vierte Folie Schmutzflecken und, wie Sie hier deutlich erkennen können, auch verschiedene wirre Linien. Wissen Sie, was das bedeutet?“

„Wie soll ich das wissen?“ antwortete Hellmann, der nun auf das höchste gespannt war.

„Das bedeutet, daß Sie mit voller Überlegung eine Unwahrheit gesagt haben.“

Hellmann errötete; er blickte den Chemiker starr an. Das überstieg doch schon die Grenzen des Menschenmöglichen. Die Bedeutung der Erfindung wuchs im Geiste Hellmanns ins Ungeheuerliche. Er war nicht fähig, zu antworten.

Türmer fuhr fort: „Nun darf ich aber wohl erwarten, daß Sie mir die reine Wahrheit sagen. Welchen Reingewinn erzielten Sie im abgelaufenen Geschäftsjahre?“

„Siebenundachtzigtausend Mark,“ antwortete Hellmann.

„Haben Sie die Güte, es zu wiederholen.“

„Siebenundachtzigtausend Mark.“

„Jetzt bitte ich um die Folie an Ihrer Brust.“

Hellmann ließ sich die Folie abnehmen. Türmer untersuchte sie sorgfältig und sagte: „Sehen Sie sich diese Folie an; sie ist ganz rein und weist nur einen ganz schwachen grauen Hauch auf. Dies deutet auf die Bestürzung und Beschämung, als ich Ihnen die Unwahrheit zum Vorwurf machte. Sie haben aber jetzt die Wahrheit gesagt. Übrigens, Herr Hellmann, nichts für ungut. Sie haben nicht im entferntesten in meiner Achtung eingebüßt, weil Sie mir nicht gleich die Wahrheit bezüglich Ihres Reingewinns gestanden haben. Das tut kein Geschäftsmann, und ich an Ihrer Stelle hätte es auch nicht getan. Ich habe aber dabei Gelegenheit gehabt, die wunderbare Eigenschaft meiner Folien zu beweisen. Um nun auf die Kardinalfrage zurückzukommen, bemerke ich, daß der Reingewinn Ihrer Firma bei Ausbeutung meiner

Erfindung auf wenigstens fünfhunderttausend Mark steigen würde, und ich glaube deshalb nicht unbescheiden zu sein, wenn ich den Anspruch erhebe, als gleichberechtigter Teilhaber in Ihre Firma einzutreten. Meine Einlage ist die Ihnen vorgeführte Erfindung und alle weiteren Erfindungen, die ich noch machen werde.“

„Einverstanden, vorbehältlich näherer Prüfung Ihrer Erfindung. Meine prinzipielle Zustimmung haben Sie. Aber sagen Sie mir, wie nennen Sie Ihre Folien?“

„Oborigen.“

„Oborigen? Woher stammt dieser Name?“

„Mein Präparat besteht aus Riechstoffen.“

„Riechstoffe? Ich merke keinen Geruch.“

„Dies fordert eine längere Auseinandersetzung, die ich Ihnen augenblicklich nicht geben kann, denn ich bin abgespannt und hungrig, und ich glaube, auch Sie werden es sein. Ich möchte Sie also bitten, mich für heute zu entlassen. Der Zweck unserer Zusammenkunft, Ihnen meine Erfindung vorzuführen, ist, wenn auch mit Hilfe eines nicht geladenen Revolvers, erfüllt worden.“

„Sie haben recht,“ antwortete Hellmann; „wir können ja alles weitere morgen besprechen. Jedenfalls reiche ich Ihnen schon jetzt als meinem Geschäftsteilhaber die Hand. Das Oborigen möge der Grundstein sein zu einer neuen, die Welt in Erstaunen setzenden wissenschaftlichen Leistung der Firma Hellmann & Türmer. Der Adlerflug Ihrer Ideen wird unseren Ruf in alle Zonen verbreiten.“

„Hoffentlich zu beiderseitigem Glück!“ fügte Türmer hinzu.

2.

Gedankenvoll legte Hellmann den Weg nach seiner Villa zurück. Träume zukünftiger Größe nahmen ihn

gefangen, und er fühlte sich so glücklich, als ob ihn die erste Liebe erfüllte. Hellmann war ebenso sehr Gelehrter als Industrieller, und wenn er nicht seinen Doktor gemacht hatte, so lag dies nicht an seiner Unfähigkeit, sondern daran, daß sein vom Krämergeist befeelter Vater dies für überflüssig erachtet hatte. Was hätte ihm der Dokortitel auch genützt? Er hatte mit Leib und Seele Chemie studiert und war dann in die chemische Fabrik seines Vaters eingetreten, die damals allerdings nur einige wenige kosmetische Präparate nach alten gekauften Rezepten herstellte. Der wissenschaftliche Unternehmungsgeist des Sohnes hatte die Fabrik auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Er hatte ein modernes Laboratorium eingerichtet, intelligente Chemiker angestellt und auf diese Weise es ermöglicht, jährlich mit neuen Erfindungen auf den Markt zu kommen, die zu steten Erweiterungsbauten der Fabrik nötigten.

Der alte Hellmann hatte noch eine Reihe von Jahren Gelegenheit gehabt, sich am Wirken seines Sohnes zu erfreuen. Vor etwa zehn Jahren war er gestorben. Die Fabrik hatte sich seitdem immer weiter entwickelt. Aber die letzte neue Erfindung Türmers übertraf doch alles bisher Dagewesene, und es war daher sehr begreiflich, daß sich die Gedanken Max Hellmanns jetzt in Regionen bewegten, die wenig Irdisches an sich hatten. Die wissenschaftlichen Aussichten, welche die Erfindung Türmers eröffneten, schienen unbegrenzt zu sein, und fast ebenso unbegrenzt die Millionen, die damit zu verdienen waren. Mit unzählbarer Sehnsucht sah er dem nächsten Tage entgegen, an dem ihm Türmer die Zusammensetzung des Odorigen näher erklären sollte.

Seine Frau, eine Dame Anfang der Vierziger-

jahre, die bei aller Bärtlichkeit gegen ihren Gatten doch gern das Zepter des Hauses in der Hand behielt, kam ihm mit etwas ärgerlicher Miene entgegen.

„Aber Max, wo bleibst du nur so lange? Bereits vor einer Stunde habe ich nach der Fabrik geschickt, aber das Bureau war geschlossen, und auch der Portier wußte nicht, wo du zu finden wärst. Wo hattest du denn gerade während der Essenszeit zu tun?“

Hellmann achtete kaum auf die Worte, denn sein Geist war noch ganz vom Dorigen in Anspruch genommen. Er dachte sich nur so von ungefähr, daß ihm Vorwürfe wegen des späten Kommens gemacht würden, und mechanisch blickte er nach seiner Uhr. Es war allerdings schon drei Uhr geworden, während er sich sonst um ein Uhr zum Essen einzufinden pflegte. Hellmann versuchte nicht im entferntesten, sich gegen die Vorwürfe zu verteidigen, denn seine Gedanken weilten bei Duft- und Riechstoffen, die ja bei der Erzeugung des Dorigens die Hauptrolle spielen sollten.

Inzwischen war er aus dem etwas dunklen Korridor in das helle Speisezimmer getreten, und Frau Hellmann, die ihren Gatten mit einem raschen Blick gemustert hatte, rief halb erstaunt und durch seine Schweigsamkeit auch etwas beunruhigt: „Aber Max, wie siehst du denn aus?“

Er warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel und lächelte. Durch die Vorgänge im Laboratorium war seine Toilette allerdings etwas in Unordnung geraten. Mit einer Fülle neuer wissenschaftlicher Gedanken beschäftigt, hatte er sein Äußeres gar nicht beachtet. So kam es, daß die im Laboratorium abgelegte Krawatte dort liegen geblieben, und die Weste nur mit einem Knopfe zugeknöpft war. Was mochten wohl die Leute gedacht haben, die ihn in solcher Verfassung gesehen

hatten? Aber solche kleinlichen Erwägungen machten ihm jetzt wenig Sorgen, denn das Odrigen war gewiß eine Erfindung, derentwegen man es schon wagen konnte, mit offener Weste und ohne Krawatte über die Straße zu gehen.

„Beruhige dich, liebe Emilie,“ sagte er beschwichtigend; „ich habe es mir nur im Geheimlaboratorium bei einigen Experimenten bequem gemacht, und als ich wegging, vergessen, meine Toilette wieder in Ordnung zu bringen. Die Experimente waren so außergewöhnlicher Art, daß ich sie nicht früher abbrechen konnte. Dies ist auch der Grund, daß du mich im Bureau nicht gefunden hast, und daß ich so spät komme. — Aber was will das sagen,“ fügte er mit leuchtenden Blicken hinzu, „wir werden mit einer Erfindung in die Öffentlichkeit treten, die uns einen Weltruf und viele Millionen einbringen wird!“

„So — so!“ antwortete Frau Hellmann zweifelnd. „Bist du dessen so sicher?“

Hellmann war überrascht, er hatte nie Luftschlösser gebaut, und seine Frau hatte solche Nachrichten von neuen Erfindungen stets mit freudigem Interesse begrüßt. Es war das erste Mal, daß sie, ohne zu wissen, um was es sich handle, einer derartigen Nachricht Zweifel entgegensetzte. Hier mußte etwas Besonderes vorliegen, worauf er um so gespannter war, als er Türmer's Erfindung mit höchster Begeisterung aufgegriffen hatte. „Wie kommst du zu dieser Frage?“ fragte er erstaunt.

„Nun, andere Leute können auch was erfinden. Was hältst du zum Beispiel von Romberg & Sohn?“

Hellmann erstaunte von neuem. Wie kam seine Frau dazu, Romberg & Sohn zu erwähnen? Auch Türmer hatte im Geheimlaboratorium diese Firma



genannt. Sollte sie ihm bei der neuen Erfindung doch in die Quere kommen?

Frau Hellmann fuhr fort: „Du steckst stets in Plänen und Erfindungen, und dein Doktor Türmer hilft dir getreulich. Aber daß man nebenbei auch noch Mensch ist und auch Pflichten als Familienvater hat, daran denkst du nicht!“

„Aber Emilie, was soll das heißen?“

„Gerade heute erwartete ich dein Kommen mit fieberhafter Aufregung, und gerade heute mußt du zwei Stunden länger bleiben. Es ist nicht etwa das verdorbene Essen, das mich ärgerlich macht. Wenn es nur dieses wäre! Aber daß du nicht daran denkst, daß unsere Klara schon zweiundzwanzig Jahre alt ist und bald zu den alten Jungfern gezählt werden kann, und während du mit deinen Retorten und Chemikalien beschäftigt bist, sich im Schoße deiner Familie Ereignisse abspielen, die wohl hätten verhindert werden können, das —“

„Aber komme doch endlich zum Ziele! Was sollen denn alle diese Vorwürfe? Ich habe ja keine Ahnung, was du eigentlich willst.“

Frau Hellmann pläzte heraus: „Unsere Klara ist verliebt.“

„Wenn es nichts weiter als das ist! Du warst ja auch einmal verliebt — in mich nämlich; ob du es noch bist, weiß ich zwar nicht, aber als Unglück hast du doch deine Liebe nicht empfunden?“

„Spotte nur!“ meinte Frau Hellmann schmollend. „Das Verlieben ist nicht das, was mich ärgert, aber daß wir einem Chemiker zum Versuchskaninchen dienen sollen, das ist doch —“

„Was? Wir als Versuchskaninchen?“ fragte er betroffen. Er dachte sofort an Türmer, dem er ja selbst

bereits als Versuchskaninchen gedient hatte. Wollte dieser etwa die ganze Hellmannsche Familie zu seinen Experimenten gebrauchen? „Aber nun höre endlich einmal auf mit den dunklen Andeutungen und erzähle klipp und klar, was dich so in Harnisch bringt. Kommt Türmer in Frage?“

„Ach, wenn es der wäre! Der ist aber so sehr in seine Analysen vertieft, daß er zum Verlieben keine Zeit hat. Lies diesen Brief!“

Damit reichte Frau Hellmann ihrem Gatten ein acht engbeschriebene Seiten umfassendes zierliches Schreiben.

Mit einiger Spannung nahm es Hellmann entgegen und las es. Während des Lesens spiegelten sich in seinem Gesichte ein Gemisch von Jorn und Überraschung wider. Dann durchmaß er in sichtlicher Erregung das Zimmer mit großen Schritten. Wahrhaftig — Grund zur Erregung hatte er genug! Der Brief lautete:

„Mein teures Klärchen!

Sollte es Dir denn so unmöglich sein, eine Gelegenheit zu finden, daß wir uns wiedersehen könnten? Fast vier Wochen sind es, seit ich das Glück hatte, Dich zu sehen, aber nunmehr mußt Du es möglich machen, mir wieder eine Zusammenkunft zu gewähren, und ich weiß, Du wirst es können, wenn Du hörst, um was es sich handelt.

Daß ich Dich liebe, und daß ich nichts Sehnlicheres wünsche, als Dich mein zu nennen, brauche ich Dir wohl nicht noch zu versichern. Warst Du es doch allein, die ich beim letzten Chemikerballe aus all den Schönen erkor, und deren Bild mich nie wieder verlassen hat. Das Unglück will nun, daß Dein Vater gerade Hellmann und meiner Romberg heißen muß — ein Zu-

sammentreffen wie Feuer und Wasser. Ich habe noch nicht gewagt, meinem Vater die Liebe zu Dir zu gestehen, denn er gerät stets in eine gelinde Raserei, wenn er den Namen Hellmann hört. Daß die Gefühle Deines Vaters zu unserem Hause nicht anders sind, kann ich mir lebhaft vorstellen. Sollen wir unter diesem Konkurrenzkampfe nun bis an unser Lebensende leiden? Nein — nimmermehr! Meine Wissenschaft hat mir aber jetzt einen Ausweg gezeigt. Die Chemie soll uns helfen! Höre und verzeihe, wenn ich etwas wissenschaftlich werde.

Die Redensarten ‚giftiger Haß‘, ‚giftiger Neid‘ und so weiter sind heute so in den Sprachgebrauch aller Völker übergegangen, daß man sie anwendet, ohne dabei an Gift als chemische Substanz zu denken. Nun ist es aber Professor Elmer Gates vom psychologischen Laboratorium zu Washington nach einer Reihe von Experimenten gelungen, die Leidenschaften in ‚chemischen Formeln‘ auszudrücken. Nach den Lehren des genannten Forschers zeigt sich jede Änderung des Gemütszustandes in der Zusammensetzung der Ausatmungsgase. Man kann nun die Ausatmungsgase auffangen und verdichten, wobei sie je nach der Gemütsstimmung dessen, von dem sie herrühren, eine verschiedene Färbung erkennen lassen. Wurden zum Beispiel die flüchtigen Atembestandteile eines Ärgerlichen verdichtet, so erhielt Professor Gates einen braunen Niederschlag, einen grauen dagegen von einem Betrübten und einen fleischfarbenen von einem Menschen, der sich mit Selbstvorwürfen quälte, und so weiter. Der Gelehrte impfte eine geringe Dosis der braunen Substanz Menschen und Tieren ein und erzielte in allen Fällen eine ärgerliche Erregung oder Reizbarkeit. Bei seinen Experimenten mit den Nieder-

schlägen der Eifersucht impfte er diese einem Meer-schweinchen ein, und dieses starb nach wenigen Minuten (töbliche Eifersucht!). Im Verlauf seiner Untersuchungen stellte Professor Gates fest, daß Haß die höchste Verausgabung von Lebensenergie bedeutet. In einer Stunde heftigen Hasses wird so viel Gift ausgeatmet, daß es genügen würde, vier kräftige Personen zu töten, da dieses Gift das stärkste ist, welches die heutige Wissenschaft kennt.

Diese durch die Fachpresse aus Amerika erhaltene Nachricht hat mich zum Nachdenken angeregt, und ich kam zu folgendem Ergebnis: Wenn eine bestimmte Seelenstimmung die Ausatmung bestimmter Gase hervorruft, so muß doch umgekehrt die Einatmung dieser Gase die entsprechende Seelenstimmung erzeugen. Wenn es also gelingt, diese Stimmungsgase künstlich herzustellen, so kann man damit bei Menschen jede gewünschte Stimmung hervorrufen. Um diese Theorie in die Praxis umzusetzen, sammelte ich vorerst solche auf natürlichem Wege entstandenen Stimmungsgase und analysierte sie, das heißt ich zerlegte sie in ihre Bestandteile. Nachdem mir dies gelungen war, suchte ich sie synthetisch herzustellen, das heißt durch Aufbau, durch Zusammenfügung der einzelnen Bestandteile im Laboratorium zu erzeugen.

Nun, meine teure Klara, ich kann Dir die freudige Nachricht geben, daß meine Bemühungen von Erfolg gekrönt waren. Es ist mir gelungen, die organischen gasförmigen Auscheidungen von Liebe, Haß, Mut, Furcht, Kraft, Sanftmut, Zuneigung, Abneigung, Ehrgeiz, Eifersucht, Freude und Jorn in Form von ätherischen Ölen herzustellen. Es ist damit möglich, in jedem Menschen durch das entsprechende Öl beziehungsweise durch die Einatmung des von demselben ausströmen-

den Duftes, das gewünschte Gefühl zu erzeugen. Du wirst nun gewiß fragen, mein geliebtes Klärchen, warum ich Dir dies so genau mitteile. Vielleicht glaubst Du auch, daß die Chemie mich weit mehr in ihrem Bann hält als Du. Nein — im Interesse unserer Liebe habe ich gearbeitet und geforscht. Noch weiß selbst mein Vater nichts von meiner Erfindung. Er soll erst davon erfahren, wenn sie bereits auf ihn gewirkt hat, und auch Du sollst sie bei Deinen Eltern in Anwendung bringen.

Dies soll in folgender Weise geschehen: Ich will Dir einige Fläschchen ‚Liebe‘ und ‚Sanftmut‘ geben. Besprenge mit diesem Seelenduft die Schlafftube, besonders die Bettkissen, ferner die Taschentücher und andere Gegenstände des täglichen Gebrauchs, natürlich ohne daß Deine Eltern davon wissen. Ich will meine Eltern der gleichen Behandlung unterziehen. Unter diesen Einflüssen müssen unsere Eltern in kurzer Zeit den gegenseitigen Haß ablegen. Sie werden alsdann, ganz von Sanftmut und Liebe erfüllt, unserer Verbindung nicht mehr widersprechen. Wenn ich die Zeit für gekommen erachte, werde ich mich meinem Vater entdecken, und auch Du wirst Deinen Eltern unseren Liebesbund mitteilen. Wir werden unter diesen Umständen keinen Widerstand finden, denn nicht nur die eingeatmete ‚Liebe‘ und ‚Sanftmut‘ hat dann gewirkt, sondern ich werde zu gleicher Zeit meinem Vater auch noch meine Erfindung enthüllen, die unserer Firma gewiß einen Weltruf verschaffen und sie zu ungeahnter Höhe bringen wird. Mein Vater wird mir aus diesem Grunde meinen Willen lassen müssen, und auch Dein Vater wird dann gegen meine Werbung nicht nein sagen können. Dieses Resultat wird in wenigen Wochen erzielt sein.

Darum, meine teure Klara, teile mir sofort unter bekannter Chiffre mit, wann und wo ich Dich sehen kann. Schiebe die Zusammenkunft nicht hinaus, wende alles daran, um sie zu ermöglichen. Nicht nur, daß ich mich so sehr nach Deinem Anblick sehne, ich will Dir auch die erwähnten Fläschchen ‚Liebe‘ und ‚Sanftmut‘, sowie die nötigen Anweisungen geben. Meine Erfindung — ich habe sie ‚Odrinal‘ getauft — wird uns an das Ziel unserer Wünsche bringen. Wir werden siegen! Odrinal wird der Retter unserer Liebe werden. Vorläufig im Geiste, bald aber ‚mündlich‘ tausend Küsse von Deinem

Dich innig liebenden

Walter.“

Der Traum von unantastbarem Weltruf, in den sich Hellmann gewiegt, schien ihm in weite Ferne gerückt. Was bedeuteten die Reagenzfolien Türmers gegen das Rombergische Odrinal? Das Odrigen konnte bloß die Gefühle erkennen, das Odrinal dagegen erzeugte sie. Hellmann schäumte innerlich vor Wut. Nein, er konnte sich unmöglich von den Rombergs überflügeln lassen — hier mußte entgegen gearbeitet werden!

Frau Hellmann hatte ihren Gatten eine Weile stumm beobachtet, und sie merkte wohl, welchen Eindruck der Brief auf ihn machte. Sie erinnerte sich indessen schließlich ihrer Pflicht als Hausfrau, schellte dem Dienstmädchen und befahl das Essen.

„Meinst du, ich wäre jetzt fähig, einen Bissen hinunterzuwürgen?“ stieß Hellmann hervor.

„Aber Max, dich so aufzuregen, liegt doch kein Grund vor! Ich für meinen Teil brauche nicht erst mit Odrinal behandelt zu werden; ich sehe kein Unglück darin, wenn unsere Klara den jungen Romberg zum Mann bekommt.“

„Ja, ja, so seid ihr Weiber! Ihr wollt nur zusammenkuppeln! Wir Männer müssen uns schinden, um uns zu behaupten, und müssen uns von der Konkurrenz immer den Weg versperren lassen. Nein, Romberg & Sohn dürfen nicht das Odorinal erfinden! — Wo ist Klara?“

„Weißt du denn nicht mehr, daß sie mit ihren Freundinnen heute einen Ausflug gemacht hat.“

„Woher hast du den Brief?“

„Klara hat aus Versehen ein Fach ihres Schreibtisches offen gelassen; ich habe ein wenig herumgeschmüffelt und dabei den Brief gefunden.“

„Klara weiß also noch nicht, daß wir ihr Geheimnis kennen?“

„Nein.“

Hellmann warf einen Blick auf das Datum des Briefes. Ein Gedanke durchzuckte ihn. Er stürzte ins Nebenzimmer ans Telephon. Frau Hellmann eilte ihm nach, denn sie wollte doch auch wissen, was er vorhatte.

„Nummer 1764!“ rief er in den Fernsprecher mit mühsam unterdrückter Erregung.

„Hier Romberg & Sohn — wer dort?“

„Ist Herr Doktor Walter Romberg zu sprechen?“ fragte Hellmann.

„Bedaure; der Herr Doktor ist momentan nicht anwesend. Bitte, wer dort? Ich will Herrn Karl Romberg rufen.“

„Nein, das hat keinen Zweck; ich muß Herrn Doktor Romberg sprechen. Wissen Sie vielleicht, wann er kommt?“

„Heute gewiß nicht mehr, denn er hat eine kleine Reise gemacht. Was kann ich ihm ausrichten?“

„Ich danke — Schluß!“

Damit hing Hellmann das Hörrohr wieder an den Haken. Seine Ahnung schien ihm zur Gewißheit geworden zu sein.

Erstaunt hatte Frau Hellmann vernommen, daß ihr Gatte Romberg angerufen hatte. Was wollte er von ihm durch das Telephon?

Hellmann verstand den fragenden Blick seiner Gattin und sagte: „Du meinst also, Klara habe mit ihren Freundinnen einen Ausflug gemacht? Sieh dir doch das Datum dieses Briefes an. Der Brief ist vier Tage alt, Klara hat ihn also schon beantwortet. Eben habe ich mich durch das Telephon überzeugt, daß Doktor Romberg heute auch verreist ist. Wenn mir dies ein Angestellter des Kontors sagt, wird es wohl wahr sein. Was liegt da näher, als zu vermuten, daß Klara und Romberg heute zusammengekommen sind, und daß Klara Abends die Fläschchen ‚Liebe‘ und ‚Sanftmut‘ nach Hause bringen wird, mit denen sie uns behandeln will?“

Frau Hellmann konnte sich dieser Logik nicht verschließen. Es berührte sie zwar unangenehm, daß ihre Tochter so krumme Wege wandelte, aber aus der Welt zu schaffen war angesichts des verräterischen Briefes die Tatsache nicht. „Du hättest Geheimpolizist werden müssen,“ meinte sie nach einer Pause. „Was gedenkst du jetzt zu tun?“

„Lege den Brief dorthin, wo du ihn gefunden hast, und wenn Klara nach Hause kommt, laß nichts merken, daß wir von ihrem Geheimnis wissen.“

„Weiter.“

„Ich bringe heute abend Chloroform mit, und wenn Klara eingeschlafen ist, wird sie noch ein wenig von mir chloroformiert, damit wir vor Überraschung gesichert sind. Dann durchsuchen wir ihre Stube nach



der mitgebrachten ‚Liebe‘ und ‚Sanftmut‘. Wenn wir die Fläschchen finden, fülle ich die Flüssigkeit um und fülle in die Originalfläschchen irgend ein unschuldiges Parfüm, womit uns dann meinetwegen Klara behandeln kann.“

Frau Hellmann war mit diesen Maßnahmen nicht ganz einverstanden. Das Chloroformieren erschien ihr fast wie ein Verbrechen und ebenso das geheime Vertauschen der Flüssigkeiten. Was sollte übrigens mit der ganzen Geheimnistuerei bezweckt werden? Sie äußerte ihre Bedenken, wobei sie auch andeutete, daß dies nicht der Weg sei, um Klara zu verheiraten.

„Das wird sich finden. Unsere Tochter wird nicht sitzen bleiben. Jetzt gilt es aber vor allem, das Oborinal in die Hände zu bekommen.“

„Du wirst nicht in Klaras Stube kommen können, denn sie pflegt sich Nachts einzuschließen.“

„Dem ist leicht zu begegnen: entweder du ziehst gleich den Schlüssel ab, oder du steckst einen kleinen Nagel oder sonst einen Metallgegenstand in das Schlüsselloch, so daß man nicht zuschließen kann.“

Diese Vorbereitung wurde sofort getroffen, indem Hellmann selbst den Schlüssel von Klaras Zimmer abzog. Dann aß er eine Kleinigkeit. Sein Geist war von den beiden Erfindungen zu sehr in Anspruch genommen, als daß er es vermocht hätte, seinem Körper große Rücksichten angedeihen zu lassen.

### 3.

Mit zwei sorgfältig verpackten Flaschen von je etwa zweihundertfünfzig Kubikzentimeter Inhalt beladen ging Hellmann am nächsten Morgen nach seiner Fabrik. Sein sonst so festes und sicheres Auftreten war heute nicht wiederzuerkennen; es hatte den Anschein, als ob

er bei jedem Schritte erst überlegte, wohin er den Fuß setzen solle. Er war voll Angst, daß den so kostbaren Flaschen Unheil widerfahren könne, und wich deshalb jedem Passanten weit aus.

Endlich langte er in seinem Privatkontor an und legte daselbst die in Watte gepackten Flaschen sorgfältig in einen Schrank. In aller Eile sah er die eingelaufene Post durch, gab dem Prokuristen die nötigen Anweisungen und nahm dann die Flaschen wieder an sich, um sich mit ihnen in das Geheimlaboratorium zu begeben. Daselbst angekommen, packte er sie aus; es waren gewöhnliche runde Flaschen, die er mit den Etiketten I und II versehen hatte. In sie hatte er den Inhalt der beiden Flaschen umgegossen, die er bei Alara gefunden hatte. In Flasche I war die „Liebe“ und in Flasche II die „Sanftmut“ gefüllt worden.

Er ließ sofort Türmer rufen, der auch augenblicklich kam.

„Sie können sich wohl denken,“ nahm Hellmann sogleich nach der Begrüßung das Wort, „daß ich Näheres über Ihr oder sagen wir unser Odrigen erfahren möchte. Wollen Sie mir nicht ein Blatt geben?“

Türmer schloß den Blechkasten auf, in welchem er seinen Schatz verwahrt hatte, und reichte Hellmann einen Umschlag mit dem seltsamen Stoffe. Hellmann nahm eine reine Glasplatte aus einem Regale, legte das Odrigenblättchen darauf, entkorkte die Flasche I und ließ einen schweren Tropfen auf das Blättchen fallen.

Etwas neugierig sah Türmer dem Gebaren Hellmanns zu, seine Neugierde verwandelte sich aber in das höchste Staunen, als er sah, wie der Tropfen auf dem Odrigen einen roten Fleck erzeugte und dieser Fleck immer größer wurde, bis die ganze Folie eine einheitliche rote Fläche bildete.

„Das scheint ja konzentrierte Liebe zu sein!“ rief er in einiger Erregung.

Hellmann empfand über diesen Effekt eine gewisse Genugtuung; er wollte sich nunmehr für die Aufregung rächen, die ihm Doktor Türmer Tags vorher bereitet hatte. „Geben Sie mir noch ein Blatt Oborigen,“ sagte er ruhig.

Türmer reichte es ihm. Hellmann nahm eine zweite Glasplatte, legte das Blatt darauf und ließ dann auf dasselbe einen Tropfen aus der Flasche II fallen. Eine taubengraue Verfärbung war das Ergebnis.

Sprachlos starrte Türmer die graue Fläche an; dann stürzte er wie besessen zur Tür hinaus.

Wie leicht erklärlich, machte sich Hellmann über dies Benehmen seines Chemikers die verschiedenartigsten Gedanken. Was sollte das bedeuten? Dann tauchte wieder die Konkurrenz von Romberg & Sohn vor seinem geistigen Auge auf, die noch nie so drohend erschienen war wie jetzt. Aber nur wenige Minuten hing er diesen Gedanken nach, da erschien Türmer wieder. Er brachte einen großen, schwarzen, flachen Kasten, ähnlich einem Muster- oder Hausierkasten, den er hastig öffnete.

Innen war dieser Kasten in zweiunddreißig Fächer geteilt; in jedem Fache befand sich ein etikettiertes, wohlverkorftes Fläschchen.

Türmer stellte den geöffneten Kasten auf den Tisch und sagte: „Herr Hellmann, bitte, lesen Sie die Etiketten.“

Hellmann betrachtete die Etiketten, die, wie er erkannte, von Doktor Türmer geschrieben waren. Mit Staunen las er die Aufschriften: Liebe, Haß, Eifersucht, Herrschsucht, Feigheit, Mut und so weiter; kurz, er fand hier eine Sammlung so ziemlich aller menschlichen Seelenstimmungen. Er warf einen fragenden

Blick auf den Chemiker, dieser aber nahm zwei Fläschchen aus dem Kasten, legte zwei Blättchen Oborigen nebeneinander auf eine Glasplatte und ließ von jedem der beiden Fläschchen einen Tropfen auf je eine Folie fallen. Die beiden Folien verfärbten sich wie vorher bei dem Experimente Hellmanns: die eine wurde rot und die andere taubengrau.

Die Rätsel nahmen kein Ende; in Hellmanns Kopf wirbelte es, denn eine Überraschung folgte auf die andere.

„Ist das, was Sie in Ihren Flaschen haben, dasselbe, was ich hier besitze?“ fragte Türmer.

„Die gleiche Frage wollte ich an Sie richten, Herr Doktor,“ antwortete der Gefragte. „Was ich in meinen Flaschen habe, weiß ich offen gestanden selbst nicht, und wie ich dazu gekommen bin, sollen Sie noch erfahren. Bitte, wollen Sie es in aller Eile untersuchen.“

Türmer nahm zwei Reagenzglaschen von einem Ständer, füllte jeden zur Hälfte mit der Flüssigkeit aus den Flaschen I und II und goß dann aus verschiedenen anderen Flaschen einzelne Tropfen dazu, wodurch die Proben in den Reagenzglaschen sich deutlich verfärbten. Die ganze Untersuchung dauerte kaum zehn Minuten, dann sagte er kopfschüttelnd: „Es unterliegt keinem Zweifel — es ist meine Erfindung. Es sind die Substanzen der Liebe und der Sanftmut. Ich muß Sie nunmehr auf das dringendste ersuchen, mir mitzuteilen, wie Sie zu diesen Flüssigkeiten gekommen sind.“

„Bevor ich Ihnen hierauf antworte,“ entgegnete Hellmann etwas gereizt, „möchte ich wissen, wie es kommt, daß Sie mir von dieser Erfindung noch nichts gesagt haben. So bedeutend mir gestern Ihr Oborigen erschien, so schrumpft die Bedeutung dieser Erfindung

doch zusammen gegenüber den Stoffen, die Sie geheim hielten.“

„Für die vorläufige Geheimhaltung dieser Erfindung hatte ich sehr wichtige Gründe, die in unserem beiderseitigen Interesse liegen. In erster Linie — vorausgesetzt, daß die Erfindung in der Praxis hält, was sie theoretisch verspricht — mußte ich fürchten, daß uns die Fabrikation im staatlichen Interesse verboten wird. Stellen Sie sich einmal vor, zu welchen ungeheuren Konsequenzen es führen muß, wenn man jedem Menschen jedes beliebige Gefühl einflößen kann. Jede Wirtschaftlerin, jedes Dienstmädchen hat es in der Hand, sich mit Hilfe des Mittels von ihrer Herrschaft als Universalerin einsetzen zu lassen; welche Verbrechen können durch Beibringung tödlichen Hasses veranlaßt werden, wofür dann die im Grunde genommen unschuldigen Verbrecher büßen müssen, während den eigentlich Schuldigen kein Verdacht trifft!“

„Mit derselben Begründung müßte aber,“ warf Hellmann ein, „auch die Fabrikation von Schießpulver, Dynamit und Giften jeder Art verboten werden. Statt dessen begnügt man sich damit, Herstellung und Vertrieb unter gewisse Bedingungen zu stellen, die den Mißbrauch nach Möglichkeit ausschließen. Es werden einfach konzessionierte Betriebe geschaffen, und selbstverständlich erhalten die Erfinder die erste Konzession.“

„Ganz richtig,“ entgegnete Türmer, „im vorliegenden Falle haben mich aber ganz andere Erwägungen noch bestimmt, mit der Bekanntgabe der Erfindung zurückzuhalten. Nichts ist schädlicher, als mit einer nicht vollständig durchgearbeiteten und praktisch noch nicht erprobten Erfindung auf den Markt zu treten. Dieses ätherische Öl kann ich noch nicht als fertige Erfindung bezeichnen. Es war gewissermaßen eine Vorstufe, eine

Durchgangstation zur Erfindung des Oborigen. Ich wurde durch die in der Fachpresse veröffentlichte Entdeckung des amerikanischen Professors Gates darauf geführt. Dieser Gelehrte entdeckte, daß der Mensch in jeder Seelenstimmung besondere Gase ausatmet, und es gelang ihm auch, diese zu verdichten. Was lag nun näher, als diese Auscheidungen zu analysieren und sie dann synthetisch wiederherzustellen? Das Produkt dieser Synthese sehen Sie in diesen zweiunddreißig Flaschen. Die Theorie sagt nun, durch Einatmung dieser ätherischen Öle müßten die entsprechenden Seelenstimmungen erzeugt werden, für die Praxis aber war die Frage zu beantworten, ob die Beeinflussung dauernd ist, das heißt ob das Temperament des Menschen dadurch vollständig geändert werden kann. Diese Frage ist nur nach langen Versuchen zu beantworten. Dabei müssen die Versuche derartig gemacht werden, daß die Versuchsobjekte nichts davon merken, denn es ist einleuchtend, daß ein Mensch, dem seine Eigenschaft als Versuchsobjekt bekannt ist, sich der Beobachtung, je nachdem wie er den Versuchen gegenübersteht, nicht ganz unverhüllt offenbaren wird. Er wird durch Vortäuschung von irgendwelchen Gemütsbewegungen ein falsches Urteil veranlassen können. Erst wenn durch geheime Versuche die dauernde Temperamentsveränderung nachgewiesen wird, ist es möglich, die Erfindung auf den Markt zu bringen. Sollten diese Öle aber nur eine vorübergehende Veränderung, etwa wie einen Rausch, herbeiführen, so hat die Erfindung sehr untergeordnete Bedeutung, denn es fehlt nicht an Genußmitteln und Medikamenten, die einen ähnlichen Erfolg haben. Jeder Lump trinkt sich zu einer besonderen Untat mit Schnaps ‚Mut‘ an, und wie viele Menschen suchen und finden im Alkohol Trost im Leiden.

Die zahlreichen ‚niederschlagenden‘ Mittel, die der Arzt aufgeregten Patienten verschreibt, das Brom, das Morphium, alle diese Sachen dienen zur Herbeischaffung einer anderen Seelenstimmung. Kurz, ich finde nichts, wodurch die Ole, wenn sie nur vorübergehend wirken, sich nach dieser Richtung auszeichnen könnten, es wäre denn, daß durch zahlreiche Versuche in Krankenhäusern sich herausstellte, daß beim Gebrauch dieser ätherischen Ole die Nerven weniger angegriffen werden, überhaupt weniger schädliche Neben- und Nachwirkungen auftreten als bei Gebrauch anderer bereits bekannter Mittel. Diese Feststellungen bedürfen aber, wie gesagt, langer Zeit, und deshalb suchte ich nach einem sofort zu verwirklichenden greifbaren Ergebnis. Als solches schien mir ein Reagens für Seelenstimmungen, eben mein Odorigen, als das allerwichtigste, denn damit war gegebenen Falls die Wirkung dieser ätherischen sogenannten Seelenstimmungsöle offensichtlich zu verfolgen. Die Ole leisteten mir umgekehrt unschätzbare Dienste bei der Erprobung des Odorigen, denn ich bedurfte nicht mehr Menschen, die mich über ihre Stimmung täuschen konnten, zur Hervorbringung der Reaktion auf Odorigen, sondern konnte dafür meine Ole benützen, da ich ja zweiunddreißig verschiedene Seelenstimmungen in diese Flaschen gebannt hatte. Ein Tropfen aus jeder Flasche genügte, um die Art der Reaktion erkennen und hiernach die Stala der Farben aufstellen zu lassen, die der jeweiligen Seelenstimmung entsprechen. — So, nun habe ich Ihnen ausführlich Rechenschaft gegeben von meinem Tun, das wohlüberlegt und begründet ist. Nun verlange ich aber auch von Ihnen Rechenschaft, wie Sie zu diesen beiden Fläschchen kommen.“

Mit steigendem Interesse hatte Hellmann dem Vor-

trage Türmers zugehört, der ihn außerordentlich befriedigte. Schöpfte er doch aus diesen Darlegungen die Gewißheit, daß er es nicht nötig haben würde, den Rombergs eine Erfindung zu stehlen. Denn daß es Diebstahl war, was er in vergangener Nacht begangen hatte, mußte er sich in seinem Innern eingestehen. Er war noch nie solche Wege gewandelt, er war stets ein ehrlicher Konkurrent gewesen, aber der Gedanke, daß Romberg & Sohn mit einer Erfindung vor die Öffentlichkeit treten sollten, die den Glanz der Firma Hellmann zu verdunkeln schien, war ihm so ungeheuerlich vorgekommen, daß er sich zum ersten Male auf Wege verirrt hatte, die seiner nicht würdig waren. Er war nun doppelt froh, keine Schuld auf sich laden zu müssen, aber er empfand doch eine gewisse Scham, es Türmer mitzuteilen, wie er zu den Flaschen gelangt war. Endlich sagte er: „Die Flaschen stammen von Doktor Walter Romberg.“

Türmer glaubte nicht richtig verstanden zu haben, aber Hellmann wiederholte seine Antwort.

„Nicht möglich! Wie stehen Sie denn mit Romberg in Verbindung?“

Hellmann kämpfte noch eine Weile mit sich selbst, ob er Türmer die Wahrheit sagen solle. Er sah aber keinen anderen Ausweg, wenn er jedem Mißtrauen und jedem Zwist vorbeugen wollte. So erzählte er denn von dem aufgefundenen Liebesbriefe, und wie er dann bei Alara die Fläschchen gefunden und sie umgefüllt habe, während seine Tochter nunmehr vergeblich auf die Wirkung warten werde, die das ihr unterschobene unschuldige Parfüm bewirken sollte.

Mit steigender Erregung hatte Türmer der Erzählung Hellmanns gelauscht. „Ist dies nur denkbar!“ rief er endlich aus.



Hellmann hatte den Eindruck, als ob die Erregung Türmers noch andere Ursachen habe als nur die Sorge, daß ihm seine Erfindung von einem anderen streitig gemacht werden könnte. Aber wie sollte er das Geheimnis ergründen?

„Sie haben eigentlich keine Veranlassung, sich besonders zu ärgern,“ versetzte er bedächtig. „Da wir nun wissen, daß die Rombergs die gleiche Erfindung auf den Markt bringen werden, so müssen wir, um uns die Priorität zu wahren, sofort unser Patent anmelden. Romberg & Sohn werden im günstigsten Falle erst in einigen Wochen ihre Anmeldung einreichen, da der junge Romberg ja erst den Erfolg abwartet, den meine Tochter erzielen soll.“

„Aber wo bleibt mein Versuch?“ entgegnete Türmer. „Ich habe ja auch noch das Resultat eines Versuches abzuwarten.“

„Darf man fragen, wer Ihr Versuchsobjekt ist?“

Türmer schwieg und blickte wie traumverloren zum Fenster hinaus. Hellmann fühlte, daß hier ein Geheimnis im Spiele war. Er wiederholte daher seine Frage.

„Karl Romberg ist's,“ antwortete Türmer mit abgewandtem Gesicht.

„Karl Romberg in Firma Romberg & Sohn?“ fragte Hellmann in höchster Überraschung.

„Derselbe.“

„Wie soll ich das verstehen? Wie kommt der alte Romberg dazu, Ihnen als Versuchsobjekt zu dienen?“

„Genau so, wie Sie dazu kommen sollten, dem jungen Romberg zu demselben Zweck zu dienen.“

Ein starres Staunen ergriff Hellmann, er ahnte zwar jetzt den Zusammenhang, vermochte ihn aber doch nicht ganz zu erfassen. „Erklären Sie sich etwas deutlicher,“ sagte er.

„Ich liebe Fräulein Romberg.“

Die widersprechendsten Gefühle durchzogen Hellmanns Brust. Mußte sich Türmer gerade in die Romberg verlieben? Konnte er nicht sein Auge auf Klara geworfen haben? Wie schön wäre es doch, wenn er jetzt nicht nur sein Teilhaber, sondern auch sein Schwiegersohn geworden wäre! Dann dachte er wieder an das Verhältnis Klaras zu dem jungen Romberg. Schändlich! Konnte der Liebesgott nicht auch ein wenig auf das Geschäft Rücksicht nehmen? Darauf fiel ihm die nächtliche Szene ein, da er wie ein Verbrecher mit Chloroform gearbeitet hatte, und in Anknüpfung daran wandten sich seine Gedanken der Mission zu, die Fräulein Romberg von Türmer aufgetragen worden war.

Er gab dieser Erwägung sofort Ausdruck. „Ich kann Ihnen selbstverständlich aus Ihrer Liebe keinen Vorwurf machen und möchte nicht in Ihre Privatgeheimnisse dringen, aber — wie soll ich mich nur ausdrücken, um meinen Worten alles Verlegende zu nehmen — sind Sie auch sicher, daß Fräulein Romberg genau nach Ihren Anweisungen handeln wird?“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Türmer.

„Ich meine, ob es nicht möglich ist, daß Doktor Romberg erst seine Erfindung von seiner Schwester, das heißt also von Ihnen erfahren hat?“

„Fräulein Romberg ist keines Verrats fähig,“ erwiderte Türmer etwas heftig.

„Bitte, ich spreche nicht von Verrat in bösem Sinne, aber es sind doch sehr gut zwei Möglichkeiten denkbar. Entweder die Geschwister lieben sich und vertrauen sich ihre Herzensgeheimnisse an, und dann kann Fräulein Romberg ihrem Bruder das von Ihnen erfundene Mittel angegeben haben, damit er sein Ziel bei meiner

Tochter erreicht, oder auch Doktor Romberg hat die Erfindung seiner Schwester in ebensolcher Weise abgenommen wie ich meiner Tochter —“

„Oder,“ fuhr Türmer dazwischen, „der junge Romberg ist wirklich ebenso wie ich durch die Forschungen des Professors Gates angeregt worden, die Seelenstimmungen zum Objekt chemischer Untersuchungen zu machen, und ist dadurch ebenso selbständig wie ich zur gleichen Erfindung gekommen. Man muß nicht immer das Schlechteste voraussetzen, wenn noch eine harmlosere Erklärung möglich ist. Ich übergab Fräulein Romberg meine Erfindung allerdings als Geheimnis; die Eltern wissen von unserem Verhältnisse nichts. Da ich noch vertragsmäßig mehrere Jahre an Ihr Haus gebunden bin, so kann ich nicht voraussetzen, daß die Rombergs meine Werbung günstig aufnehmen, denn sie werden den leitenden Chemiker ihrer Hauptkonkurrenz kaum zum Schwiegersohn haben wollen. Ich bin aber, obwohl Fräulein Romberg mein Mittel schon etwa zwei Wochen besitzt, noch nicht unterrichtet, ob es irgendwie gewirkt hat, weil ich inzwischen noch nicht Gelegenheit hatte, sie zu sprechen.“

„Trösten Sie sich, Herr Doktor,“ meinte Hellmann launig; „Sie haben wenigstens noch die Hoffnung, Gutes über den Versuch zu hören. Doktor Romberg dagegen, der mit Spannung auf den Bericht meiner Tochter wartet, muß später notwendigerweise arg enttäuscht werden. — Aber lassen wir jetzt die Verhältnisse, die mich als Vater und Sie als Verliebten betreffen, außer Spiel, und betrachten wir die Angelegenheit vom Standpunkte unseres Geschäftes. Es bleibt uns eben nichts anderes übrig, als sofort unser Patent anzumelden, da wir keine Zeit zu weiteren Versuchen haben. Jede Bögerung vermehrt die Gefahr, daß uns

Doktor Romberg mit der Anmeldung zuvorkommt. Wir riskieren dabei allerdings, daß sich die Erfindung noch als unvollkommen erweist, nun, dann bezahlen wir eben die Patentgebühr für ein Jahr umsonst und lassen die Sache nachher fallen. Diese Möglichkeit darf uns aber nicht bestimmen, den Rombergs den Vorrang zu lassen, denn ich habe zu dieser Erfindung weit mehr Vertrauen als Sie.“

Türmer konnte sich diesen Darlegungen nicht verschließen. „Wie wollen wir aber diese ätherischen Ole nennen?“ fragte er.

„Odorinal,“ antwortete Hellmann, der es verschwiegen hatte, daß dieser Name bereits von Doktor Romberg gewählt war.

„Der Name gefällt mir; er ist ein Seitenstück zum Oborigen. Also melden wir Odorinal und Oborigen gleichzeitig zum Patent an, doch möchte ich dies in unser beider Namen tun, und ich bitte Sie deshalb vorerst, unser Gesellschaftsverhältnis festzulegen und meine Eintragung als Gesellschafter im Handelsregister zu bewirken. Ich habe jetzt ein besonderes Interesse daran, daß diese Angelegenheit so rasch wie möglich erledigt wird. Sie wissen schon — — von — wegen Fräulein Romberg.“

Hellmann lächelte über diese etwas verlegen vorgebrachte Begründung. „Gut, wir können sofort unseren Gesellschaftsvertrag erörtern.“

Die Beratungen wurden sogleich in Angriff genommen, und es kam in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem beide Teile befriedigenden Abschluß.

#### 4.

Eine Woche war vergangen. Die Inhaber der Firma Romberg & Sohn, Karl Romberg und Doktor

Walter Romberg, saßen im Privatkontor ihrer Fabrik beisammen und sahen die Post durch. Bald waren die eingegangenen Briefe an die Abteilungsleiter verteilt, und die beiden Chefs machten sich nun an die Lektüre der Fachpresse und Zeitungen, deren Inhalt zu verfolgen das Geschäftsinteresse forderte. Da gab es sämtliche inländischen und eine Anzahl ausländische Chemikerzeitungen, sowie die pharmazeutische Fachpresse zu studieren; auch die Drogistenzeitungen durften nicht unbeachtet bleiben. Ebenso mußte der „Reichsanzeiger“, der sämtliche Eintragungen in das Handelsregister und die Patentliste bringt, genau verfolgt werden, ganz abgesehen von den Zeitungsausschnitten, die täglich ein Berliner Ausschneidbureau lieferte.

Karl Romberg wollte sich soeben in die amtlichen Bekanntmachungen versenken, da entfuhr ihm ein Ausruf der Überraschung, so daß ihn sein Sohn erstaunt fragte, was es gebe.

„Da lies selbst!“

Doktor Walter Romberg las unter Eintragungen in das Handelsregister: „Die Firma M. Hellmann betreffend ist eingetragen worden: Der Chemiker Doktor Eduard Türmer ist als Gesellschafter eingetreten, und die Firma lautet künftig Hellmann & Türmer.“

„Was soll das bedeuten?“

„Was das bedeuten soll? Das läßt sich schwer sagen. Jedenfalls ist sicher, daß Doktor Türmer nicht durch eine Geldeinlage Kompagnon geworden ist, denn er besitzt kein Vermögen, und Hellmann wiederum braucht kein Geld, denn er hat selbst genug.“

„Dann bleibt nur die Deutung übrig, daß Türmer eine besonders bedeutende Erfindung gemacht hat, wofür er mit der Teilhaberschaft belohnt wird.“

Diese Bemerkung Walters machte seinen Vater

etwas nachdenklich. Die Firma Romberg & Sohn hatte schon längere Zeit nichts Neues gebracht, und wenn auch das „Violanol“, vor dem selbst der Glanz des altberühmten Kölnischen Wassers weichen mußte, den Ruf der Firma aufrecht erhielt, und auch das „Dentol“ als Mundwasser einzig dastand, so waren es doch schon ältere Erzeugnisse. Hellmann dagegen hatte durch Türmers Tüchtigkeit die Interessenten stets durch neue Artikel in Atem gehalten. Da war das „Pebinal“, ein wunderbar wirkendes Mittel, das den hartnäckigsten Fußschweiß in wenigen Tagen ohne Gesundheitschädigung vertrieb, das „Manuplen“, ein unfehlbares Mittel gegen Schreibkrampf, das „Tuffinal“, das den schlimmsten Husten im Handumdrehen heilte, und noch manche andere. Er dachte in seinem Innern, daß sein Sohn die Firma Romberg & Sohn wissenschaftlich nicht so fördere, wie die Firma Hellmann von Doktor Türmer gefördert wurde.

Er ließ diesem Gedanken auch Ausdruck, indem er sagte: „Es läßt sich nicht leugnen, daß Türmer seiner Firma große Dienste geleistet hat; spricht man doch in Fachkreisen davon, daß alles, was Hellmann in den letzten Jahren herausbrachte, von der ersten Idee bis zur vollendeten Ausführung Schöpfungen Türmers sind. Diese Fruchtbarkeit der Ideen scheint dir vollständig abzugehen.“

Walter fühlte sich verletzt. „Meinst du?“ entgegnete er etwas gereizt. „Glaubst du denn, daß ich meine ganze Zeit vergeblich dem Laboratorium widme? Sei beruhigt, ich werde dir eine Erfindung unterbreiten, welche die Firma Hellmann & Türmer mit all ihren Rinkerlißchen hell überstrahlen soll.“

Romberg blickte seinen Sohn neugierig an. „Darf man erfahren, welcher Art diese Erfindung ist?“

„Du wirst es früh genug erfahren. Im Grunde genommen ist meine Erfindung bereits fertig, und ich hätte keinen Grund, dir sie länger vorzuenthalten, wenn —“

„Nun wenn? In Anbetracht der Mühsigkeit Türmers ist jeder Tag, den wir bei der Herausbringung eines neuen Artikels verlieren, unersehlicher Verlust.“

„Das ist richtig, aber bevor ich dir mehr sage, möchte ich doch erst genau wissen, was es mit der Teilhaberschaft Türmers für eine Bewandnis hat. Sollte er tatsächlich etwas Neues herausbringen, so würde ich nicht zögern, auch hervorzutreten, anderenfalls wäre es mir doch lieber, zu warten, um die Erfindung erst in der Praxis zu erproben.“

„Ich kann dir darüber nichts weiteres sagen; übrigens scheint jeder andere Grund für die Teilhaberschaft ausgeschlossen zu sein, es wäre höchstens noch der Fall möglich, daß er von Hellmann als Schwiegersohn in Aussicht genommen wurde, und die Teilhaberschaft die Mitgift bedeutet.“

Walter sprang erregt auf. „Was sagst du? Türmer soll Hellmanns Schwiegersohn werden? Nicht möglich! Das kann nicht sein! Das darf nicht sein!“

„Manu, was kümmert dich das? Dir kann's doch gleichgültig sein!“

„Nein, nein und dreimal nein! Türmer darf Klara nicht —“

„Klara? Warum nicht gleich Klärchen?“

Walter sah, daß er sich verraten hatte, und eigentlich war er froh, das Geheimnis, das ihn so schwer bedrückte, von seiner Brust gewälzt zu haben. „Ja, ich liebe Fräulein Hellmann,“ presste er heraus. „Hältst du das für ein Verbrechen?“

Eine kurze Weile war der alte Romberg ganz starr.

„Ein Verbrechen,“ sagte er dann gedehnt, „ist es nicht. Das Haus Hellmann ist durchaus achtbar, und ebenso die Tochter, und eine Verbindung mit diesem Hause kann nur als wünschenswert —“

„Vater, du machst mich glücklich, doppelt glücklich! Auch meine Erfindung hat also ihre Probe glänzend bestanden! Du sollst alles erfahren!“

„Junge, hast du denn dein bißchen Verstand verloren? Was hat deine Liebe mit deiner Erfindung zu tun? Hast du etwa die Liebe als chemischen Stoff entdeckt?“

„Du hast es beinahe erraten! — Du hast also nichts dagegen, wenn ich Fräulein Hellmann heirate?“

„Hör mal, dümmer kannst du wirklich nicht mehr fragen. Was soll ich gegen Fräulein Hellmann einzuwenden haben? Aber du scheinst so bis über die Ohren verliebt zu sein, daß du wahrscheinlich kein Gefühl hast für die Blamage, die nicht nur dir, sondern auch mir zugefügt wird, wenn du dir einen Korb holst. Bist du auch sicher, bei deiner Angebeteten wie bei deren Eltern Gehör zu finden?“

„Mara liebt mich — ihr Jawort ist mir sicher. Herr und Frau Hellmann werden mir keinen Korb geben, denn dafür sorgt meine Erfindung.“

„Deine Erfindung? Was haben die Hellmanns dabei zu tun? Du wirst Ihnen doch nicht deine Erfindung anbieten? Um was handelt es sich eigentlich?“

„Es ist etwas Wunderbares. Die erste Wirkung meiner Erfindung sehe ich an dir. Noch vor zwei Wochen hast du ganz anders über Hellmann gesprochen als heute.“

„Du phantasierst. Daß ich Hellmann als meinen Konkurrenten in die Hölle wünsche, ist selbstverständlich, und diese Gesinnung hege ich heute noch genau so wie



früher. Wo aber Hellmann rein persönlich als Mensch in Frage kommt, da muß ich der Wahrheit die Ehre geben und ihm wie den Seinen alle Hochachtung zollen. Kann ich es aber wissen, ob er ebenso objektiv denkt, und ob nicht unsere Konkurrenz ihn veranlaßt, dir eine demütigende Abweisung zu geben? — Jetzt möchte ich aber endlich wissen, was es mit deiner Erfindung für eine Bewandnis hat, und in welchem Zusammenhange sie mit deiner Liebe steht.“

„Komm mit ins Laboratorium, wo ich dir alles zeigen und erklären werde,“ sagte Walter, der durch die versöhnliche Stimmung seines Vaters auf das freudigste erregt war.

Der alte Romberg folgte ihm in höchster Spannung.

Im Laboratorium angelangt, öffnete Walter einen verschlossenen Schrank, dem er einige Flaschen seines Odorinals entnahm, und hielt seinem Vater Vortrag über die Erfindung, wie er darauf gekommen sei, und wie man sie anwende. Er gestand ihm auch, daß er einige Flaschen Odorinal Fräulein Hellmann übergeben habe, daß diese ihre Eltern damit behandle, und daß er auch ihn selbst seit einigen Tagen einer Odorinalbehandlung mit „Liebe“ und „Sanftmut“ unterzogen habe. Er sei überrascht, wie schnell das Odorinal wirke, denn ohne diese Kur hätte er gewiß keine so wohlwollende Aufnahme seiner Liebe gefunden.

Mit Erstaunen nahm der alte Romberg diese Eröffnungen auf. Sein Denken und Fühlen entsprang also nicht seinem individuellen Ich, sondern es war ihm durch ein in seinem Laboratorium erzeugtes Mittel eingefloßt worden! Dies war nichts mehr und nichts weniger als eine Umwertung aller feelischen Werte. Aber er dachte weniger daran, daß er selbst als Versuchsobjekt gedient hatte, sondern er sah nur die Größe der

Erfindung ins Ungemessene steigen, und er sah den Weltruf seiner Fabrik damit gegründet.

Herzlich drückte er seinem Sohne die Hand. „Walter, du machst mich glücklich!“ sagte er bewegt. „Gebe der Himmel, daß du auch in deiner Liebe siegst. Meinen Segen sollst du haben, aber — zögere keinen Augenblick, die Erfindung muß sofort patentamtlich angemeldet werden!“ —

Noch am selben Tage schrieb Doktor Walter Romberg unter verabredeter Chiffre hauptpostlagernd folgenden Brief:

„Meine teure Klara!

Ich habe gesiegt! Oder richtiger gesagt, meine Erfindung hat gesiegt! Ich habe mich meinem Vater entdeckt, und er wird Dich gerne als Schwiegertochter begrüßen. Das Odorinal hat ihn gänzlich umgewandelt. Auch meiner Mutter bin ich sicher. Mein Vater wünscht nur, ich möge vorsichtig sein und erst sondieren, ob ich bei Deinen Eltern gute Aufnahme finde, denn eine Abweisung würde er als schwere Beleidigung empfinden. Hierin muß ich ihm recht geben, denn ich würde einen Korb nicht nur als Beleidigung, sondern auch als Unglück empfinden, das mich zur Verzweiflung brächte.

Ich bitte Dich deshalb, vielgeliebte Klara, mir mitzuteilen, ob Du schon eine Wirkung des Odorinals erkennst, und ob ich es wagen kann, bei Deinen Eltern um Dich zu werben. Vielleicht entdeckst Du Dich erst Deiner Mutter, denn diese wird jedenfalls leichter zugänglich sein, weil sie die Schärfe des Konkurrenzkampfs, den unsere Väter führen, weniger fühlt. Ich bitte Dich, mir recht bald zu schreiben, damit ich weiß, woran ich bin. Du kannst jetzt Deine Briefe an mich an die Geschäftsadresse richten unter Beifügung meines Namens,

also an Doktor Walter Romberg in Firma Romberg & Sohn. Ich habe dann Deine lieben Zeilen früher in Händen, als wenn ich sie von der Post abhole. Sende aber Deinen Brief so ab, daß ich ihn früh mit der ersten Post erhalte, weil ich diese stets selbst in Empfang nehme, und da ist es ausgeschlossen, daß Dein Brief in fremde Hände gerät.

In sehnsüchtiger Erwartung Deiner Zeilen küßt Dich  
im Geiste tausendmal Dein Walter.“

---

Zwei Tage später liefen beim Kaiserlichen Patentamte in Berlin mit der gleichen Post folgende Patentanmeldungen ein:

### I. Ätherisches Öl „Odorinal“.

Zweck der vorliegenden Erfindung ist es, ein ätherisches Öl herzustellen, durch dessen Einatmung die verschiedensten psychischen Stimmungen, wie Freude, Liebe, Zorn, Haß, Abneigung, Zuneigung, Eifersucht, Ehrgeiz, Sanftmut, Kraft, Mut, Furcht, ausgelöst werden.

Es soll dies nach vorliegender Erfindung dadurch erreicht werden, daß ein ätherisches Öl aus denselben chemischen Grundstoffen hergestellt wird, die der Mensch durch die Poren der Haut oder durch die Atmungsorgane ausscheidet, wenn er sich in der betreffenden Seelenstimmung befindet. Das so erzeugte ätherische Öl soll als „Odorinal“ bezeichnet werden.

Wenn das Odorinal von einem Lebewesen eingeatmet wird, so löst es bei ihm die gleiche Gemütsstimmung aus, welche den Stoffen entspricht, die in dieser Gemütsstimmung ausgeschieden werden, und aus welchen das Öl besteht. So kann also dem Menschen irgend eine der aufgeführten Stimmungen eingestößt werden, je nachdem er die eine oder die andere Nummer

---

des Odorinals einatmet. Es kann auch eine Stimmung durch eine andere erhöht oder herabgesetzt werden; so kann man zum Beispiel den Haß durch Beimengung des Odorinals, welches Sanftmut auslöst, mildern. Man hat dementsprechend nur die betreffenden Nummern des Odorinals miteinander zu vermengen. Auf diese Weise ist es möglich, alle erdenklichen Seelenstimmungen bei Menschen zu erzeugen.

#### Patentanspruch:

Ätherisches Öl, genannt „Odorinal“, dadurch gekennzeichnet, daß der ätherische Stoff aus den gleichen Grundstoffen zusammengesetzt ist, die der Mensch ausatmet, wenn er sich in einer bestimmten Seelenstimmung befindet, zu dem Zwecke, umgekehrt durch Einatmung des „Odorinals“ die gleiche Seelenstimmung bei einem Lebewesen auszulösen.

Karl Romberg und Dr. Walter Romberg  
in Firma Romberg & Sohn.

#### II. Ätherisches Öl „Odorinal“.

Zweck der vorliegenden Erfindung ist die Herstellung eines ätherischen Öls, durch dessen Einatmung jede beliebige Seelenstimmung erzeugt werden kann.

Die vorliegende Erfindung ist eine synthetische Herstellung aller jener Stoffe, die der Mensch in einer bestimmten Seelenstimmung durch Atmung und durch die Poren der Haut ausscheidet, und die, wenn sie eingeatmet werden, im Menschen wieder jene Stimmung erzeugen, die bei der Ausatmung vorgeherrscht hat. Das aus diesen synthetisch hergestellten Stoffen erzeugte Öl heißt „Odorinal“. Das Odorinal wird in zweiunddreißig verschiedenen Nummern erzeugt, welche zweiunddreißig verschiedenen Gemütsstimmungen entsprechen, und je nach der Nummer des Odorinals,

welche man einatmet, wird die Seelenstimmung oder Gemütsstimmung erzeugt.

Patentanspruch:

Atherisches Öl, „Odorinal“ genannt, welches dadurch gekennzeichnet ist, daß es aus denselben Grundstoffen besteht, die der Mensch in einer bestimmten Seelenstimmung ausatmet, so daß durch Einatmung des in zweiunddreißig Nummern hergestellten und zweiunddreißig Seelenstimmungen entsprechenden „Odorinals“ die betreffende Seelenstimmung, welche der gewählten Nummer entspricht, im Menschen erzeugt wird.

Max Hellmann und Dr. Eduard Türmer  
in Firma Hellmann & Türmer.

### III. Dborigenfolie.

Die Folie, welche als „Dborigen“ bezeichnet werden soll, ist nach vorliegender Erfindung ein Mittel, um die verschiedensten Gemütsstimmungen eines Lebewesens erkennen zu können. Die Folie wird aus einer Reihe von Riech- und Duftstoffen hergestellt, die sich infolge besonderer atomistischer Lagerung in ihrer Wirksamkeit gegenseitig aufheben, so daß sie geruch- und farblos ist. Sie nimmt aber unter der Einwirkung der Ausdünstung des menschlichen Körpers eine Färbung an, welche der herrschenden Seelenstimmung des Menschen entspricht, so daß aus der Färbung zu ersehen ist, welche Seelenstimmung in dem Körper vorherrschte, unter dessen Ausdünstung sich die Folie befunden hat.

Die Dborigenfolie wird nun in der Weise verwendet, daß sie, auf einen Teil des Körpers gebracht, unter dem Einfluß einer Seelenstimmung des Menschen beziehungsweise der Ausdünstungen des Körpers die dieser Stimmung entsprechende Farbe annimmt. Es kann somit die Folie dazu benützt werden, um die

Seelenstimmung festzusetzen, unter der sich das Lebewesen befindet. Da die angenommene Färbung dauernd ist, so kann die Folie auch noch später als dokumentarischer Beweis für eine Seelenstimmung dienen.

Eine Farbenskala von zweiunddreißig verschiedenen Farben beziehungsweise Farbennüancen, die zum Vergleich herangezogen wird, ermöglicht jederzeit genaueste Ablefung der jeweiligen Stimmung.

#### Patentanspruch:

Odorigenfolie, dadurch gekennzeichnet, daß eine an sich wasserhelle Folie für die verschiedenen Farben empfindlich gemacht ist, die durch die Ausdünstung des menschlichen Körpers bei der einen oder anderen Gemütsbewegung erzeugt werden, zu dem Zwecke, durch Verwendung dieser Folie die jeweilige Seelenstimmung des Menschen zu erkennen.

Max Hellmann und Dr. Eduard Türmer  
in Firma Hellmann & Türmer.

Der technische Beamte des Patentamtes, der diese Patentanmeldungen zu erledigen hatte, brummte etwas wie „überspannt“ in seinen Bart, als er die erste dieser drei Anmeldungen las. Im Patentamte ist man an die absurdesten Dinge gewöhnt, und es ist geradezu unmöglich, einen der Beamten mit neuen Erfindungen in Erstaunen zu setzen. Als dieser Beamte aber die zweite Patentanmeldung las, wurde er stußig; die gleiche Erfindung unter dem gleichen Namen von zwei verschiedenen Firmen am gleichen Tage zum Patent angemeldet und mit derselben Post beim Patentamte eingetroffen — das war eine noch nie dagewesene Duplizität der Erfindungen.

Er legte nicht nur die beiden ersten, sondern auch die dritte Patentanmeldung, das Odorigen betreffend, seinem Vorgesetzten sofort zur Entscheidung vor.

## 5.

Es ist keine leichte Aufgabe, das Sinnen und Sehnen zweier Liebespaare zu schildern, wenn jede der vier von Amors Pfeil so schwer getroffenen Personen unter Verhältnissen schmachtet, die die alles beglückende Liebe mit Tantalusqualen umgeben. „Du bist mir nah und doch so fern!“ seufzt die stürmische Liebe, die sich resigniert dem bitteren Zwange des Schicksals fügen muß — „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt!“

In Walters Brust tobte es nach der Unterredung mit seinem Vater — zunächst himmelhoch jauchzend. Zu Hause angekommen, stürzte er wie eine Bombe in das Zimmer hinein, packte seine Mutter und wollte mit ihr eine Polka tanzen, und als die würdige Dame verzweifelt abwehrte, ergriff er seine Schwester.

„Du hast heute wohl Lachgas geatmet?“ meinte die Mutter scherzend; „was ist denn los?“

„Nichts ist los, als daß er verliebt ist,“ antwortete der eben eintretende alte Romberg.

„Verliebt? Und so plötzlich? Bisher schien es ja, als ob sein Herz nur dem Laboratorium gehörte. Darf man fragen, wer die Glückliche ist?“

„Vater, verrate noch nichts! Die Mutter soll raten!“

Frau Romberg setzte sich in einen Lehnstuhl, während das Dienstmädchen den Tisch deckte. Die alte Dame war ja sehr neugierig, fühlte aber wenig Lust, sich mit Raten den Kopf zu zerbrechen, da ihr nicht der geringste Anhalt gegeben war. Gleichsam um ihn zu necken, zählte sie ihm alle Mädchen von befreundeten Familien her.

Währenddem wendete sich Martha, Walters Schwester, seufzend ab. In ihrem Herzen wogte es stürmisch,

denn auch sie war ja verliebt, mußte aber ihr Geheimnis noch bewahren. Wie beneidete sie ihren Bruder, der sich so austoben konnte und jubeln durfte, während sie ihre Sehnsucht verschließen mußte.

Martha war eine etwas melancholisch veranlagte Natur. Ihre tiefen dunklen Augen, die hohe Stirn, das von dunklem Haar umrahmte ovale Gesicht, dessen ebenmäßige Züge durch einen sinnenden Zug auf der Stirne Leben erhielt, jede ihrer Bewegungen, die keine Spur von Koketterie, aber viel natürliche Grazie zeigten — alles deutete auf Gefühls- und Herzensbildung, die unfähig war, mit dem Seelenleben Scherz zu treiben. Die Neckerei zwischen Mutter und Sohn schien ihr beinahe als eine Entheiligung ihrer eigenen Gefühle. Sie konnte in diesem Falle nicht fröhlich mit den Fröhlichen sein, da sie selbst nur von unstillbarer Sehnsucht bedrückt wurde.

Die Familie setzte sich zu Tische, und Frau Romberg wußte noch immer nicht, wer die Erwählte ihres Sohnes war. Jetzt aber wurde sie ungeduldig, und auch Martha wollte endlich wissen, wo Walter sein Herz gelassen hatte. Da dieser aber noch immer nicht die weibliche und hier gewiß berechtigte Neugierde befriedigen wollte, machte der alte Romberg der Szene ein Ende, indem er mit besonderer Betonung den Namen „Klara Hellmann“ ausrief.

Frau Romberg und Martha horchten überrascht auf. „Wie war das nur möglich?“ rief Frau Romberg; „wie konntet ihr beide zusammenkommen?“

Walter erzählte, daß die Bekanntschaft noch vom Chemikerballe herrühre, und daß er sein Geheimnis bisher gehütet habe, weil er beim Vater feindselige Gefühle gegen Hellmann voraussetzen Anlaß hatte, er deshalb eine gute Stimmung abwarten mußte, bevor



er auf günstige Aufnahme rechnen konnte. Diese günstige Stimmung habe er heute durch eine besondere Erfindung herbeigeführt, und da habe er denn sein Geheimnis preisgegeben.

Der alte Romberg bestritt, gegen Hellmanns persönlich jemals feindselig gestimmt gewesen zu sein. Nur Konkurrenzkampf habe zwischen ihnen geherrscht, und wegen dieses andauernden Kampfes könne er die Verbindung seines Sohnes mit Fräulein Hellmann nur als ein Glück betrachten, das allerdings noch nicht gewiß sei, denn noch habe Walter seine Werbung nicht angebracht.

Es war zwischen Vater und Sohn ausgemachte Sache, daß von neuen Erfindungen außerhalb des Laboratoriums kein Wort gesprochen werden durfte, solange die Patentanmeldung nicht im „Reichsanzeiger“ gestanden hatte, denn es konnte zu leicht die Idee weitergetragen und von anderer Seite ausgenützt werden. Deshalb wurde auch kein Wort vom Odorinal erwähnt, und weder Martha noch Frau Romberg fragten, welcher Art die von Walter erwähnte neue Erfindung sei, denn beide wußten, daß sie doch keine Antwort erhalten würden.

Es wurden nun Zukunftspläne geschmiedet, und Frau Romberg hegte nicht den geringsten Zweifel, daß Walters Werbung bei Hellmann gut aufgenommen würde. Sie empörte sich bei dem vom Vater geäußerten Gedanken, man könne dies nicht wissen; wie konnte ein Doktor Walter Romberg, Mitinhaber der Firma Romberg & Sohn, einen Korb erhalten?

Der Nachtsch war bereits auf der Tafel, da erinnerte sich der alte Romberg noch einer Neuigkeit, die mitzuteilen wäre. „Wißt ihr das Allerneueste? Doktor

Türmer ist Mitinhaber der Firma Hellmann geworden; heute steht's in der Zeitung.“

„Was?“ fuhr Martha auf. „Türmer ist —“

„Ist Mitinhaber bei Hellmann; die Firma lautet jetzt Hellmann & Türmer.“

Man sagt, Liebe und Lusten lassen sich auf die Dauer nicht verbergen. Dies trat bei dieser Gelegenheit wieder recht anschaulich zu Tage. Die Überraschung Marthas war so heftig, ihr tiefes Erröten und ihre Verwirrung, als man sie anblickte — alles sprach so deutlich, daß die Nachricht für sie mehr als eine bloße Neuigkeit war, daß sich die Gedanken aller begegneten, und ein Augenblick des Stillschweigens eintrat.

Frau Romberg nahm zuerst wieder das Wort, indem sie mit einiger Überraschung sagte: „Aber Martha, dich scheint die Nachricht ja ganz besonders zu interessieren? Kennst du denn Herrn Doktor Türmer näher?“

Martha war keines Wortes mächtig, sie fühlte die Blicke aller wie Dolche auf sich gerichtet, ein Bittern überlief sie, Tränen brachen aus ihren Augen, sie vermochte sich nicht länger zu beherrschen, sprang auf und eilte hinaus.

„Das Mädchel ist verrückt!“ meinte der alte Romberg mit scheinbarer Gleichgültigkeit, wobei er sich der Sprache nur bedienen wollte, um seine Gedanken zu verbergen.

Frau Romberg hüstelte verlegen, Walter spielte mit dem Kompottlöffel, als ob er einen neuen Lehrsatz vom Gleichgewicht fester Körper ergründen wollte.

„Wie es scheint,“ fuhr Romberg fort, „richtet das Hellmannsche Haus auch Verwüstungen bei uns an. Ein Glück, daß nicht noch mehr heiratsfähige Leute bei Hellmann sind!“

Frau Romberg erhob sich, um Martha aufzusuchen. Sie fand sie in ihrer Stube; da saß sie über den Tisch gebeugt, das Gesicht mit ihren Händen verbergend.

„Martha!“ rief die Mutter leise. „Martha — sieh mich an! Was ist dir?“

Martha erhob ihren umflorten Blick zur Mutter; glühende Röte übergoß ihr Gesicht.

„Du liebst den Doktor Türmer?“ fragte die Mutter sanft.

„Ja,“ erklang es tonlos.

„Liebt er dich wieder?“

„Ja.“

„Also, seid glücklich! Unseren Segen sollst du haben.“ Damit drückte Frau Romberg ihrer Tochter einen Kuß auf die Stirne.

Auch Doktor Türmer hatte schwere Seelenkämpfe auszufechten gehabt. Nach der Unterredung mit Hellmann wegen des Odorinals hatte er wohl eingesehen, daß das Patent sofort angemeldet werden mußte, wenn er seine Priorität beweisen und sein Erfinderrecht wahren wollte. Martha hatte er geschrieben, daß sie die Versuche mit den ihr übergebenen Flaschen nicht fortsetzen, sondern die Flüssigkeit wegschütten solle. Welch Verhängnis! Wie glücklich konnte er doch sein, wenn er das Odorinal nicht erfunden hätte. Als Teilhaber Hellmanns konnte er ohne Scheu vor Romberg treten und um Martha werben, aber dieses Odorinal bildete nun vorläufig ein Hindernis. Türmer sah voraus, daß ein Patentprozeß unvermeidlich war. Konnte er dann als Bräutigam seinem Schwiegervater und Schwager ein Prozeßgegner sein? War nicht die Gefahr vorhanden, daß der Prozeß das Verlöbniß wieder sprengte?

Türmer sah keinen anderen Ausweg, als mit seiner

Werbung zu warten, bis die Angelegenheit mit dem Oberinal auf irgend eine Weise erledigt war, und er nahm sich vor, sein möglichstes zu tun, um einen Prozeß zu vermeiden.

Er hatte schlaflose Nächte, bis er sich endlich entschloß, der Dual ein Ende zu bereiten, indem er folgenden Brief schrieb:

„Meine teure Martha!

Lange habe ich mit mir gekämpft, bis ich mich entschloß, Dir diesen Brief zu schreiben, aber so schwer es mir wurde, es mußte doch geschehen. Damit Dir diese Einleitung nicht bange macht, will ich vorausschicken, daß ich auf keinen Fall auf Dich verzichte, und es stets das Ziel meines Strebens bleiben wird, Dich als Gattin heimzuführen. Ich werde dies Ziel auch erreichen, selbst wenn ich jetzt diesen sehnlichsten Wunsch meines Lebens etwas hinauschieben muß.

Wie Du schon erfahren haben wirst, bin ich Teilnehmer der Firma Hellmann geworden. Würde ich jetzt bei Deinen Eltern um Dich werben, so bin ich überzeugt, gute Aufnahme zu finden. Ich muß aber die Werbung hinauschieben, denn für die nächste Zeit stehen schwere geschäftliche Konflikte bevor, die höchstwahrscheinlich zu einem großen Prozesse zwischen den Firmen Hellmann & Lürmer und Romberg & Sohn führen werden. Diesen Prozeß, den Dein Vater noch nicht ahnt, bin ich nicht in der Lage zu vermeiden, da ja auch Hellmann mit im Spiele ist; wenn ich mich aber jetzt mit Dir verloben wollte, käme ich in die unangenehme Lage, als Bräutigam Deinem Vater und Bruder als Prozeßgegner gegenüberzustehen, und eine Auflösung der Verlobung könnte die Folge dieses seltsamen Verhältnisses sein. Wir müssen deshalb das Ende dieses Prozesses abwarten. Aber wer auch Sieger

bleibt, unter allen Umständen werde ich Dich als Gattin heimführen. Also Geduld, meine Teure, Du wirst nicht vergeblich warten!

Damit Du Dir aber in anderer Hinsicht keine Sorgen machst, bemerke ich noch, daß der fragliche Prozeß die Existenz oder auch nur den Wohlstand einer der streitenden Firmen nicht beeinträchtigt, so daß Du kein Unglück zu befürchten hast. Eben dieser Umstand gibt mir aber die Sicherheit, nach Erledigung des Streites mit meiner Werbung gute Aufnahme bei Deinen Eltern zu finden.

Es ist eine schwere Geduldprobe, die ich Dir hiermit auferlege, aber es geht nicht anders. Ich leide darunter gewiß ebenso schwer wie Du, aber die Prüfungszeit wird ein Ende nehmen, und dann werden wir uns doppelt unseres Glückes freuen können.

Im Geiste stets bei Dir, Dich innig küßend

Dein Eduard.“

Türmer hatte sich mit diesem Briefe einen Alp vom Herzen gewälzt, denn er konnte sich nun zum unvermeidlichen Kampfe rüsten.

Ein um so größerer Alp legte sich aber auf Marthas Brust, als sie diesen Brief erhielt. Wenn ihre Eltern von dem Verhältnisse nichts gewußt hätten, so wäre ihr die Geduldprobe nicht so schwer geworden. Was mußten sie aber von Türmer denken, wenn er jetzt als Teilhaber der Firma Hellmann & Türmer mit seiner Werbung nicht hervortrat! Vater und Mutter hatten ihr schon die glückliche Verheißung gegeben, daß sie die Werbung gut aufnehmen würden — und nun? Was war das für ein Prozeß, von dem ihr Vater noch nichts wußte? Schreckliche Zweifel quälten sie; die Scham vor ihren Eltern verzehrte sie; des Nachts nezte sie ihr Kissen mit Tränen. Konnte sie den Brief ihrem Vater zeigen? Unmöglich! Sie mußte

sich in Geduld ergeben. „Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht!“

Aber auch Doktor Walter Romberg war nicht minder von Zweifeln gequält und von Sorge erfüllt. Schon waren mehrere Tage verflossen, und noch immer hatte er keine Antwort auf seinen letzten Brief an Klara, den er in so himmelhoch jauchzender Stimmung geschrieben hatte. Früh war er der erste im Kontor und erwartete mit Ungeduld die erste Post. Dann ließ er in fieberhafter Spannung die Brieffschaften durch seine Hände gleiten, durchsuchte die Kreuzbänder, ob sich nicht ein Briefchen Klaras verkrochen hatte — vergeblich. Konnte er es wagen, als Freier zu Hellmann zu gehen, ohne vorher von Klara Antwort zu haben?

---

Hellmann hatte gleich nach der Entdeckung des Verhältnisses seiner Tochter einem Privatdetektivinstitut Auftrag erteilt, Klara zu überwachen. Die Überwachung beschränkte sich nur auf einen Punkt, nämlich Hellmann sollte sofort telephonisch benachrichtigt werden, wenn Klara einen postlagernden Brief vom Hauptpostamte abholte. Ferner hatte sich Hellmann einen Schlüssel zu Klaras Schreibtisch anfertigen lassen, wo sie ihre Briefe stets zu verschließen pflegte. Hellmann wurde also von jedem Gange Klaras zum Postschalter unterrichtet, und Tags darauf untersuchte er dann ihren Schreibtisch nach neuen Briefen. So hatte Hellmann auch den letzten Brief Walters gelesen.

Frau Hellmann hätte am liebsten Klara schon verheiratet gesehen, und nur mit Widerstreben fügte sie sich den Anordnungen ihres Gatten. Sie hätte es wahrscheinlich nicht getan, wenn ihr dieser nicht erklärt hätte, daß er die Werbung Rombergs durchaus freundlich aufnehmen würde. Zunächst war Hellmann aber

von den gleichen Erwägungen geleitet wie Türmer; der Konflikt wegen des Ordinals stand nahe bevor. Wäre Doktor Romberg jetzt als Freier gekommen, Hellmann hätte ihn ja nicht abgewiesen, aber er wollte nach Möglichkeit diese Werbung hinausschieben, damit die Brautzeit Alaras nicht durch den Patentkonflikt gestört werde. Er setzte dies seiner Frau auseinander, und so beruhigte sich diese mit dem Gedanken, daß die böse Zeit endlich doch der Zeit reinen Glückes weichen müssen.

Diese Geheimnisse, welche Alara und ihre Eltern voreinander sorgsam hüteten, beeinflussten aber unbewußt den häuslichen Verkehr. Alara hatte das unbestimmte Gefühl, daß irgend etwas in der Luft liege, denn ihr Vater vermied es sichtlich, mit ihr zusammenzukommen, und auch die Mutter war in ihrem ganzen Benehmen zurückhaltender und einsilbiger geworden. Alara litt unsäglich, da sie niemand hatte, dem sie ihr Herz ausschütten konnte. Wie oft war sie nahe daran, sich ihrer Mutter anzuvertrauen, diese brach aber stets das Gespräch schroff ab, wenn es anfing, herzlicher zu werden. Der Vater schien es darauf abgesehen zu haben, sie im Innersten des Herzens zu verletzen, denn er verfäumdete keine Gelegenheit, über Romberg & Sohn loszuziehen und die Unfähigkeit Walters in seinem Fache zu bespötteln. Das hatte er doch früher nie getan. Sie konnte allerdings nicht ahnen, daß Hellmann mit diesen Äußerungen eine bestimmte Absicht verfolgte und nicht im entferntesten so böse dachte, wie er sich ausdrückte.

Diese seltsamen Verhältnisse übten einen starken Druck auf Alara, unter dem sie folgenden Brief an Walter schrieb:

„Teurer Walter!

Wie glücklich machte mich Dein letzter Brief! Welch ein Meer von Seligkeit eröffnete sich mir! Aber ach, vergebliches Hoffen! Ferner als je scheint mir das ersehnte Glück! Ein neuer Geist beherrscht meine Eltern, aber es scheint ein böser Geist zu sein. Kaum fühle ich mich noch heimisch zu Hause, denn Kälte und Mißtrauen scheint mich zu umgeben.

Der Name Romberg wirkt auf meinen Vater wie ein rotes Tuch auf den Stier, er ist für ihn der Inbegriff alles Bösen, er predigt immer und immer wieder, daß man von den Rombergs nichts Gutes erwarten könne, und wie Dolche treffen mich seine Ausfälle, die ich niemals herbeiführe. Meine Mutter schweigt, ich kann keinen herzlichen Ton der Annäherung bei ihr finden, so daß ich es bisher noch nicht wagte, mich ihr zu entdecken.

Wie soll das enden! Welch Unheil steht mir noch bevor? Dies Leben ertrag' ich nicht länger!

Deine unglückliche Alara.“

Diese Zeilen trafen Walter wie ein Donnererschlag. Was war das? Sollte er vielleicht die Flaschen verwechselt und ihr vielleicht statt „Liebe“ gar „Haß“ gegeben haben, so daß Alara ihren Eltern Haß eingeflößt hatte?

Wie geistesabwesend wandelte er nun umher. Er war nicht fähig, einen vernünftigen Gedanken zu fassen. Der Brief Alaras hatte nicht nur sein Liebesglück, sein Hoffen und Sehnen zerstört, sondern er war auch an seiner Erfindung irre geworden.

Sollte auch diese nur ein Traum sein?

6.

Vier Wochen waren vergangen, und in Rombergs Familie herrschte eine unbeschreibliche Bedrückung. Die Eltern fühlten sich persönlich tief gekränkt durch die



beiden Besitzer der Firma Hellmann & Türmer, deren Gebaren sie sich nicht erklären konnten, und was das Schlimmste war, sie konnten sie auch in keiner Weise zur Rechenschaft ziehen. Walter hatte seinem Vater Klaras Brief anvertraut. Vater Romberg empfand diesen Brief nicht weniger schmerzlich als sein Sohn. Konnte Walter es wagen, nach einer solchen Mittheilung um Klara zu werben? Das war ausgeschlossen!

Martha hatte von Türmers Brief nichts gesagt. Sie trug ihr Leid still für sich, und sie war noch am besten daran. Hatte Türmer ihr doch auf das bestimmteste zugesagt, sie zu holen, und sie vertraute ihm. Sie hatte freilich gehört, daß ein Rechtsstreit jahrelang dauern kann, und jetzt war noch nicht einmal der Anfang des gefürchteten Prozesses da. Sie betete zum Himmel, daß er ihr Kraft geben möge, die lange Wartezeit zu ertragen.

Ihre Eltern aber hatten keine Erklärung dafür, warum denn Doktor Türmer gar nicht kam. Sie konnten nichts anderes annehmen, als daß er als Teilhaber Hellmanns Martha verschmähe. Sie gaben dieser Meinung auch Ausdruck, aber Martha nahm Türmer ganz energisch in Schutz und versicherte aufs bestimmteste, daß er sein ihr gegebenes Wort auch einlösen werde.

Da lief eines Tages bei Romberg & Sohn ein großes amtliches Schreiben ein; dieses lautete:

„Der Minister  
der geistlichen, Unterrichts-  
und Medizinalangelegenheiten.

M III A Nr. 3186.

Herren Karl Romberg und Dr. Walter Romberg,  
Inhaber der Firma Romberg & Sohn.

Das Kaiserliche Patentamt ist angewiesen, über zum Patent angemeldete Erfindungen, deren Erwerb im

Staats- oder Reichsinteresse liegen könnte, den betreffenden Behörden Meldung zu erstatten, damit es diesen ermöglicht wird, gegebenen Falls mit den Erfindern in Unterhandlung zu treten, bevor die Erfindung einem weiteren Kreise zugänglich gemacht wird.

Infolge dieser Anweisung erstattete mir das Kaiserliche Patentamt Meldung von Ihrer Erfindung des ätherischen Ols ‚Odorinal‘. Die Erfindung erscheint, vorbehältlich näherer Prüfung, bedeutend genug, um deren Erwerb von seiten der Regierung in Erwägung zu ziehen.

Ihr Wohlgeboren werden deshalb ersucht, dem Ministerium von Ihrem ‚Odorinal‘ Proben zugehen zu lassen, und zwar in einer Quantität, die nach Ihrem Ermessen nötig ist, um durch geeignete Versuche das Vorhandensein der von Ihnen behaupteten Eigenschaften festzustellen. Ausführliche Gebrauchsanweisung sowie Angaben über die chemische Zusammensetzung, Herstellung und Herstellungskosten bitte ich beizufügen.

Ich bemerke noch, daß alle Ihre Mitteilungen als strengstes Amtsgeheimnis gewahrt werden, das Verfahren beim Patentamte durch die amtlichen Versuche in keiner Weise beeinflusst wird, und Sie auch keinerlei Gefahr laufen, in Ihren Erfinderrechten beeinträchtigt zu werden. Je nachdem die Versuche ausfallen, deren Resultat auch Amtsgeheimnis bleibt, wird sich die Regierung entschließen, ob sie der Frage des Erwerbes Ihrer Erfindung näher zu treten beabsichtigt.

Im Auftrage: Dr. Pistor.“

Dieses Schreiben erregte bei den beiden Rombergs lebhafteste Freude. Eröffnete es doch die Aussicht auf eine große Zukunft. Vater Romberg war noch weit

optimistischer als sein Sohn, der durch Alaras Brief an seiner Erfindung etwas irre geworden war. Aber schließlich war es ja doch möglich, daß er die Flaschen wirklich verwechselt hatte. Jedenfalls erweckte das von der Regierung gezeigte Interesse neuen Mut.

Nun gab es für Walter viel zu tun. Er stellte unter Beobachtung der peinlichsten Sorgfalt von den zehn Nummern des Oborinals je hundert Kubikzentimeter her, füllte diese in zwanzig Flaschen, die er mit selbstgeschriebenen Etiketten versah, ebenso wie er die Gebrauchsanweisung und die anderen gewünschten Angaben selbst niederschrieb. Er lehnte jede Hilfe bei der ganzen Herstellung ab, damit das Geheimnis nicht vorzeitig verraten werde. Unter seiner Aufsicht ließ er die Flaschen, die er vorher selbst in Papier eingeschlagen hatte, damit niemand die Etiketten lesen könne, in eine Kiste verpacken und ließ diese unter hoher Wertversicherung mittels Eilgut nach Berlin abgehen.

Walter wußte natürlich nicht, daß auch die Firma Hellmann & Türmer einen wörtlich gleichlautenden Brief vom Ministerium erhalten hatte. Doktor Türmer verwendete die gleiche Sorgfalt auf die Herstellung und Versendung der Proben wie Walter. Aber auch Doktor Türmer wußte nichts davon, daß das Ministerium sich auch an Romberg & Sohn gewandt hatte; er wußte ja noch nicht einmal, ob Romberg & Sohn ihre Erfindung schon zum Patent angemeldet hatten.

---

Die Sommerferienzeit war herangerückt. Romberg Vater reiste mit Gattin und Tochter nach Ostende. Vier Wochen später fuhr der Vater wieder nach Hause, und Walter leistete seiner Mutter und Schwester in Ostende Gesellschaft.

Die Familie Hellmann suchte in Scheveningen Erholung; Hellmann kam aber schon nach drei Wochen zurück, um Türmer verreisen zu lassen.

Walter hatte während dieser Zeit Klara durch einige Briefe zur Ausdauer ermahnt und ihre Hoffnung auf die Zukunft gestärkt. Auch Türmer hatte Martha wiederholt geschrieben, daß er sein Versprechen halten werde, und sie nur Geduld haben möge.

In beiden Fabriken warteten die Chefs gespannt auf das Resultat der amtlichen Untersuchung des Oborinals.

Endlich traf das sehnlichst erwartete Schreiben des Ministeriums ein; es lautete:

„Der Minister  
der geistlichen, Unterrichts-  
und Medizinalangelegenheiten.

M III A Nr. 5853.

Herren Karl Romberg und Dr. Walter Romberg  
in Firma Romberg & Sohn.

Im Anschluß an mein Schreiben vom 13. Juni erwidere ich auf gefl. Eingabe und Probensendung vom 18. Juni folgendes:

Die eingehende Prüfung und Untersuchung des ‚Oborinal‘ hat ergeben, daß dieser Stoff Eigenschaften aufweist, die es angezeigt erscheinen lassen, seine Herstellung und den Verkauf unter staatliche Kontrolle zu stellen, was am wirksamsten durch ein Staatsmonopol zu erzielen ist.

Nun ist aber die Tatsache zu berücksichtigen, daß die gleiche Erfindung von der Firma Hellmann & Türmer gemacht worden ist; sie wurde auch unter dem Namen ‚Oborinal‘ am selben Tage zum Patent angemeldet wie von Ihnen, so daß ich nicht in der Lage bin, zu

entscheiden, wer der erste Erfinder ist, oder ob vielleicht beide gleichberechtigt sind.

Ich stelle es Ihnen deshalb anheim, entweder durch Vergleich oder auf dem Prozeßwege Ihre Erfinderrechte festzustellen, und wenn dies geschehen ist, unter Beifügung der Beweisstücke Bericht zu erstatten; erst dann wird es mir möglich sein, die Unterhandlungen wegen Erwerb der Erfindung zu eröffnen.

Im Auftrage: Dr. Pfistor.“

Ein gleichlautendes Schreiben erhielt auch die Firma Hellmann & Türmer.

Die mit derselben Post aus Berlin eingetroffene letzte Nummer des „Reichsanzeigers“ enthielt folgende Bekanntmachung:

„Für die angegebenen Gegenstände haben die Nachgenannten an dem bezeichneten Tage die Erteilung eines Patents nachgesucht. Hinter der Klassenziffer ist jedesmal das Altzeichen angegeben. Der Gegenstand der Anmeldung ist einstweilen gegen unbefugte Benützung geschützt.

Nl. 23 R. 33,485: Atherisches Öl „Odorinal“. Karl Romberg und Dr. Walter Romberg in Firma Romberg & Sohn.

Nl. 23 R. 33,486: Atherisches Öl „Odorinal“. Max Hellmann und Dr. Eduard Türmer in Firma Hellmann & Türmer.

Nl. 42 H. 33,487: Odorigenfolie. Max Hellmann & Dr. Eduard Türmer in Firma Hellmann & Türmer.“

Der Arger, der hierdurch im Privatkontor der Firma Romberg & Sohn entfesselt wurde, ist kaum zu beschreiben. Nie war den beiden Rombergs die Firma Hellmann & Türmer so als Inbegriff alles Bösen erschienen wie jetzt. O, wenn doch die ganze Hölle auf diese Konkurrenz hätte losgelassen werden können! Mit

Schreden erkannte Walter, daß die Eroberung Klaras immer unwahrscheinlicher werde, und der alte Romberg dachte mit Schmerz daran, daß seine Tochter dem Gram einer unglücklichen Liebe preisgegeben sei.

Gelassener nahm Türmer die Nachricht auf, denn er wußte ja, daß Walter Romberg gleichfalls das Odorinal erfunden hatte, er war nur darüber erstaunt, daß er auch auf den Namen „Odorinal“ verfallen war. Türmer hatte bisher geglaubt, daß Hellmann den Namen als Pendant zum Odorigen konstruiert hatte, nunmehr schien es ihm aber doch nicht ausgeschlossen, daß Walter der Urheber dieses Namens sei, und Hellmann auf irgend eine Weise davon Kenntnis erlangt hatte.

Ärgerlich war aber Hellmann, der gehofft hatte, mit seiner Patentanmeldung der Konkurrenz zuvorzukommen, und sich nun in dieser Hoffnung getäuscht hatte. Gar zu gerne hätte er im Prozeßwege das Recht der Priorität verfolgt, denn daß Türmer das Odorinal zuerst erfunden hatte, das glaubte er als feststehend annehmen zu können. Hellmann hatte aber das unbestimmte Gefühl, daß er mit Gewalt nichts werde erreichen können, nicht nur wegen Türmers Liebe zu Martha, sondern auch wegen Walters Verhältnis zu Klara. Er wollte zu gerne sein Recht scharf verfolgen, wollte aber nicht in Klaras Liebe mit rauher Hand eingreifen.

So schwankte man in beiden Lagern hin und her, welche Schritte zu unternehmen wären.

Endlich behielt Türmer die Oberhand, indem Hellmann einwilligte, folgenden Brief abzusenden:

„Herren Romberg & Sohn, hier.

Wie wir erfahren haben, wurde von Ihnen ein ätherisches Öl, genannt ‚Odorinal‘, zum Patent an-

gemeldet, und zwar seltsamerweise an dem gleichen Tage, an dem wir ein ätherisches Öl unter gleichem Namen zur Anmeldung brachten.

Das Eigentümlichste bei dieser gleichzeitigen Patentanmeldung ist der Umstand, daß wir auf den gleichen Namen verfallen sind. Bei uns erklärt sich die Wahl des Namens dadurch, daß wir eine andere Erfindung unter dem Namen ‚Oborigen‘ gemacht haben, zu welcher das ‚Oborinal‘ gewissermaßen ein Pendant ist. Wir dürfen wohl voraussetzen, daß auch Sie eine Erklärung für die Namenswahl werden geben können. Aber es handelt sich nicht nur um die gleichen Namen, sondern um die Erfindung selbst, und es muß festgestellt werden, ob Sie oder wir das ‚Oborinal‘ zuerst erfunden haben, und ob unsere Erfindungen gleichartig sind.

In unserem beiderseitigen Interesse liegt es, diese Fragen aufzuklären, um die Berechtigung des Patentanspruchs festzustellen. Wir glauben aber, daß zu dieser Feststellung es nicht unbedingt nötig sei, einen langwierigen kostspieligen Prozeß zu führen, und daß es wohl möglich sein dürfte, in gütlicher Auseinandersetzung unsere beiderseitigen Rechte zu begrenzen. Wir wünschen nur unsere wohlbegründeten Rechte zu wahren und denken nicht im entferntesten daran, die Ihrigen anzutasten. Wir dürfen die gleichen Gesinnungen gewiß auch bei Ihnen voraussetzen. Unter diesen Verhältnissen muß eine gütliche Einigung leicht zu erzielen sein.

Wollen Sie uns nun gefälligst mitteilen, ob Sie in dieser Angelegenheit zu Unterhandlungen geneigt sind. Bejahenden Falls bitten wir um Ihre Vorschläge, in welcher Art wir die Verhandlungen führen wollen, ob bei uns oder bei Ihnen in der Sache konfiziert werden, und ob wir noch einen Rechtsanwalt oder einen anderen

unparteiischen Schiedsrichter zur Vermittlung heranziehen sollen.

### Hochachtungsvoll

Hellmann & Türmer.“

Dieser Brief machte trotz seines rein geschäftsmäßigen Tones im Hause Romberg den besten Eindruck, wozu auch der Umstand beitrug, daß er nicht mit der Schreibmaschine, sondern von Doktor Türmer eigenhändig geschrieben war. Vater Romberg atmete erleichtert auf, und Walter sprang vor Freude im Kontor umher, denn der Wunsch nach gütlicher Einigung war in dem Briefe so deutlich zum Ausdruck gebracht, daß der sonst unvermeidliche Patentprozeß schon als beseitigt gelten konnte. Im weiteren Hintergrunde sahen die beiden Rombergs schon eine Doppelhochzeit.

Als Romberg Vater und Sohn Mittags nach Hause kamen, brachten sie den Brief mit, und Vater Romberg legte die ganze Sachlage dar, während er sich sonst über geschäftliche Angelegenheiten daheim nicht so auszusprechen pflegte. Hier kam aber die Familie ebenso in Frage wie das Geschäft, und daß Martha über die Aussicht einer baldigen Beilegung des Konflikts hoch erfreut war, ist leicht erklärlich.

„Freut euch nur nicht zu früh,“ glaubte Vater Romberg aber doch mahnen zu müssen. „Unbeschadet des guten Willens zur Einigung dürfen die Schwierigkeiten nicht übersehen werden. Wenn wirklich das ‚Oborinal‘ sowohl von Hellmann & Türmer wie von uns selbständig erfunden worden ist, so sehe ich keinen Weg zur Einigung. Weder werden Hellmann & Türmer auf ihre Rechte verzichten wollen, noch können wir es tun. Dann wird doch nichts übrig bleiben, als das Gericht anzurufen, welches genötigt ist, nach äußerlichen Nebensächlichkeiten ein spitzfindiges Urteil aus-



zuklügeln, bei dem nicht das Recht, sondern der Zufall den Ausschlag gibt.“

Frau Romberg und Martha wollten eine solche Möglichkeit ausgeschlossen wissen. Lange Erörterungen erforderte auch die Frage, in welcher Art und Weise die Verhandlungen geführt werden sollten.

Erst am nächsten Tage einigten sich Romberg Vater und Sohn über die Antwort, die Hellmann & Türmer erhalten sollten. Das Antwortschreiben lautete:

„Herrn Hellmann & Türmer, hier.

Für die in Ihrem gest. Schreiben ausgedrückten Gefinnungen sagen wir Ihnen unseren besten Dank. Auch wir sind der Ansicht, daß die anlässlich der Erfindung des ‚Oborinals‘ entstandene Differenz sich außergerichtlich regeln lassen wird.

Was nun die Form und den Ort der anzuknüpfenden Verhandlungen betrifft, so glauben wir, daß die Vorbesprechung am besten auf neutralem Boden zu erlebigen wäre, also weder in Ihren noch in unseren Geschäfts- oder Kontorräumlichkeiten. Auch die Hinzuziehung eines Unparteiischen halten wir vorläufig für überflüssig. Am einfachsten ist es, die Besitzer Ihrer und unserer Firma kommen im Extrazimmer eines passenden Weinrestaurants zusammen und treffen da die nötigen Vereinbarungen zur Fortführung der Verhandlungen. In zwangloser persönlicher Aussprache können da Erklärungen gegeben, Mißverständnisse beseitigt und Verabredungen wegen der Weiterführung der Verhandlungen getroffen werden. Wir können dann festsetzen, ob überhaupt und in welcher Form wir weiter verhandeln, und ob wir einen Rechtsbeistand zu Rate ziehen wollen. Auf solch neutralem Boden beim Glase Wein sind die Ge-

müher versöhnlicher gestimmt als in der ersten Umgebung eines Geschäftskontors oder im Bureau eines Rechtsanwalts. Aus dieser Darlegung mögen Sie erkennen, wie sehr wir selbst bestrebt sind, unsere Unterhandlungen zu einem gedeihlichen Abschluß zu bringen.

Sollten Sie mit unserem Vorschlage einverstanden sein, so ermächtigen wir Sie, das Lokal und die Zeit der ersten Zusammenkunft zu bestimmen, wobei Ihnen allerdings die Verpflichtung obliegt, dafür zu sorgen, daß der Raum uns für die bestimmte Zeit reserviert bleibt. Für diese Bemühungen danken wir Ihnen im voraus und versprechen Ihnen, uns zu der von Ihnen bestimmten Zeit pünktlich einzufinden.

Hochachtungsvoll

Romberg & Sohn.“

## 7.

Frau Hellmann fiel, als sie diesen Brief gelesen hatte, ein Stein vom Herzen. „Endlich,“ sagte sie, „wird das Komödienspiel ein Ende nehmen, denn da Doktor Türmer, wie du mir sagtest, in Martha Romberg verliebt ist, so kann eine Einigung ja nicht ausbleiben. Kann ich Klara nun alles sagen? Das arme Kind hat genug ausgestanden.“

„Noch nicht — noch nicht! Wir wissen ja noch nicht, zu welchem Resultat unsere Verhandlungen führen. Wenn sie ergebnislos verlaufen sollten, ist die Enttäuschung für Klara um so größer.“

„Ihr müßt unbedingt zu einem guten Resultate kommen! Übrigens weißt du ja gar nicht, ob Doktor Türmer bei einem Prozesse mitmacht, und du mußt auch an Klara denken.“

„Du hast ganz recht, aber —“

„Keine Einwendungen! — Ich habe noch eine Bitte: versprich mir, sie nicht abzuschlagen.“

„Wenn die Erfüllung halbwegs möglich ist, so —“

„Meine Bitte ist sehr leicht zu erfüllen.“

„Nun, was ist es?“

„Zu den Verhandlungen suchst du selbstverständlich ein vornehmes Lokal aus, wo auch Damen verkehren können, und ich gehe mit dir.“

„Das ist ausgeschlossen!“

„Sachte — sachte! Ich will ja nicht bei euren Verhandlungen dabei sein, sondern ich und Alara, die noch nicht zu wissen braucht, was vorgeht, begleiten dich. Wir drei, meinetwegen auch noch Doktor Türmer, setzen uns ins Gastzimmer, und wenn die Rombergs kommen, geht ihr Männer zusammen ins Extrazimmer, während Alara und ich das Ende draußen abwarten.“

„Welchen Zweck soll das haben?“

„Keinen anderen als den, daß wir sofort dabei sind, wenn ihr Versöhnung feiern wollt. Alara ist die Freude gewiß zu gönnen.“

„Was dann, wenn wir uns nicht versöhnen?“

„Bist du aber kurzsichtig! So sind die Männer alle! Vor allem eine Frage: Willst du dich mit den Rombergs einigen und Alara mit Doktor Romberg verheiraten oder nicht?“

„Ob ich will! Aber ich will mir auch mein Geschäft nicht ruinieren lassen.“

„Meinst du nicht, daß Doktor Walter Romberg, wenn er bei seinem Kommen Alara sieht, etwas verwirrt, sagen wir etwas schwach wird und in seinem Jugendfeuer, von der Sehnsucht nach Alara verzehrt, bei den Verhandlungen nachgiebiger wird?“

Das war echte weibliche Schlaueit. Nur zum Scheine sträubte sich Hellmann noch ein wenig, bis er

doch einwilligte, daß seine Frau und Klara mitgehen sollten; Klara sollte aber nicht wissen, was vorging, und sollte selbst durch den Anblick Walters überrascht werden.

---

Bald traf bei Romberg & Sohn ein kurzes Schreiben von Hellmann & Türmer ein, welches Ort und Zeit der Zusammenkunft feststellte.

Vater Romberg hatte nichts Eiligeres zu tun, als seine Frau und Tochter einzuladen, mitzukommen. Er war fest überzeugt, daß eine Einigung zu stande kommen werde, und er wollte Martha das Glück eines Wiedersehens mit Doktor Türmer gewähren.

Zur festgesetzten Stunde bestiegen Hellmann, Doktor Türmer, Frau Hellmann und Klara einen Wagen, um zu dem mit den Rombergs verabredeten Lokale zu fahren, da ein feiner Regen das Gehen unmöglich machte. Im Weinrestaurant angekommen, fanden sie zu ihrem Erstaunen die ganze Familie Romberg schon in einer Nische sitzen. Die freudige Überraschung Doktor Türmers wurde nur durch die Verwirrung Klaras übertroffen, als diese Walter erkannte, und für Walter war die Überraschung des Wiedersehens nicht weniger groß.

Die Herren verbeugten sich gegenseitig etwas förmlich, stellten ihre Damen vor und wechselten einige konventionelle Redensarten. Bald drückte Hellmann sein Bedauern aus, daß es, wie den Damen schon bekannt sein dürfte, leider unmöglich sei, in der Tafelrunde beisammen zu bleiben, da ernste Verhandlungen bevorständen. Karl Romberg meinte, es sei zu hoffen, daß die Verhandlungen zu einem beiderseits befriedigenden Ergebnisse führen würden, und die Damen würden wohl die Liebenswürdigkeit haben, sich inzwischen gegenseitig Gesellschaft zu leisten. Von den besten Wünschen

der Damen begleitet, nahmen die Herren Abschied und verschwanden im Extrazimmer.

Dasselbst tauschten Hellmann und Türmer mit den beiden Rombergs einige der besonderen Gelegenheit angepaßte Worte der Begrüßung und des Dankes für das Entgegenkommen. Dann nahm Doktor Türmer das Wort zu einer längeren Auseinandersetzung betreffend die Geschichte seiner Erfindung, die dartun sollte, daß seine Firma wohlbegründetes Anrecht auf das Odorinal habe. Er verwies auf die Forschungen des amerikanischen Professors Gates, die ihn zur weiteren Verfolgung der Sache angeregt hätten. Die erste Idee seiner Erfindung stamme aus der Zeit, als die erste Nachricht von der Entdeckung des Professors Gates nach Deutschland kam.

„Das gleiche trifft bei mir zu,“ antwortete Doktor Walter Romberg. „Zum Beweise dafür habe ich die Nummer der ‚Pharmazeutischen Presse‘ mitgebracht, welche die erste Nachricht über Professor Gates gebracht hat.“

Damit legte Walter die betreffende Nummer auf den Tisch.

„Eines solchen Beweises hätte es nicht bedurft,“ nahm Hellmann das Wort; „ich wußte bereits, auf welchem Wege Sie zur Erfindung des Odorinals gekommen sind.“

„Sie wußten dies bereits?“ fragte Walter erstaunt, wobei sich der Verdacht bei ihm einstellte, daß Hellmann vielleicht durch Spionage seine Kenntniss erlangt haben könnte.

„Ja, ich wußte es; Sie haben es doch meiner Tochter geschrieben.“

Wirre Gedanken durchzogen Walters Kopf. Hellmann kannte also das Verhältnis! Und trotzdem der

verzweiflungsvolle Brief Maras! Wie war das in Einklang zu bringen? Hellmann wies ihn also als Schwiegersohn zurück; der Gedanke konnte ihn zur Verzweiflung bringen, aber noch andere Gedanken stürmten auf ihn ein, und in einer gewissen Erregung sagte er: „Wenn Sie meinen Briefwechsel mit Ihrem Fräulein Tochter kennen, dann — dann — haben Sie, wenn nicht meine Erfindung, so doch den Namen ‚Odorinal‘ aus meinen Briefen geschöpft.“

Hellmann fühlte sich getroffen. Er bereute jetzt, daß er, von dem Wunsche beseelt, der fatalen Lage schnell ein Ende zu machen, so rasch den Schleier gelüftet hatte. Er wich aber dem Vorwurf geschickt aus, indem er sagte: „Das Odorinal war von meinem Kompagnon weit früher erfunden, als ich Kenntnis von Ihrem Briefwechsel mit meiner Tochter erhielt. Auch das Oborigen, eine Erfindung, die hier nicht erörtert zu werden braucht, war bereits fertig und getauft, bevor ich einen Brief von Ihnen zu Gesicht bekam. Die Wortbildung Odorinal ist da sehr naheliegend.“

„Gut,“ erwiderte Walter; „da Sie nun einmal mein Geheimnis kennen, so möchte ich, bevor wir weiter verhandeln, doch wissen, wie Sie meine Briefe auffassen, oder unverblümt gefragt: ob Sie mir die Hand Ihrer Tochter verweigern. Ihre Antwort wird den Fortgang unserer Verhandlungen wesentlich beeinflussen.“

Das war direkt aufs Ziel losgesteuert, und ein Ausweichen war nicht möglich.

Ohne lange zu zögern, erwiderte Hellmann: „Ich habe keinen Grund, Sie als Schwiegersohn abzuweisen.“

„Herr Hellmann! Wie können wir uns da noch befehlen?“

„Ich bitte doch, bei der Sache zu bleiben,“ warf Vater Romberg ein. „Wie steht es nun mit der Er-

findung des Odorinal? Ich werde mich freuen, Ihr Fräulein Tochter als meine Schwiegertochter zu begrüßen, aber vergessen wir doch nicht den Zweck unserer heutigen Zusammenkunft!“

„Ich fürchte, daß die Abweichung von unserem Thema schon so groß geworden ist, daß es uns schwer fallen wird, wieder ins Geleise zu kommen,“ sagte Doktor Türmer. „Wenn Herr Doktor Romberg eine Zeugin für das Alter seiner Erfindung auführt, und Briefe als Beweisstücke benennt, die gewiß nicht für die Akten eines Patentprozesses geschrieben sind, so sehe ich nicht ein, weshalb ich mich nicht eines ähnlichen Beweismaterials soll bedienen können. Ich glaube, meine an Fräulein Romberg geschriebenen Briefe werden nachweisen, daß ich das Odorinal früher fertig hatte als mein verehrter Herr Gegner.“

Vater Romberg jubelte innerlich bei diesen Worten. Doktor Türmer meinte es also ehrlich! Aber er stellte sich noch unwissend und fragte: „Wie kamen Sie dazu, meiner Tochter zu schreiben?“

„Genau so wie Ihr Herr Sohn dazu kam, an Fräulein Hellmann zu schreiben. Ich gestatte mir nun die gleiche Frage, die Ihr Herr Sohn gestellt hat: ob Sie mir die Hand Ihrer Tochter verweigern. Ich möchte doch wissen, ob ich die Herren Romberg schlechtweg oder ob ich meinen Schwiegervater oder Schwager zu bekämpfen habe.“

„Ich kann nur die Worte des Herrn Hellmann wiederholen: ich habe keinen Grund, Sie als Schwiegersohn abzuweisen.“

„Bravo!“ rief Hellmann. „Ich sehe schon, wir werden kein Gericht zur Schlichtung unseres Streites gebrauchen.“

„Soll ich die Damen hereinholen?“ fragte Walter, der keinen Sinn für weitere Unterhandlungen hatte und danach brannte, Klara die freudige Nachricht zu überbringen.

„Nicht so hitzig,“ sagte Karl Romberg. „Da wir nun gerade in der glücklichsten und friedfertigsten Stimmung sind, so wollen wir diese nicht ungenützt verstreichen lassen und auch die letzte geschäftliche Differenz aus der Welt schaffen. Die Regierung interessiert sich für das Oborinal, will das Monopol erwerben, aber sie will nur mit *e i n e m* Erfinder unterhandeln. Es muß also die Frage unter uns entschieden werden, ob Hellmann & Türmer oder Romberg & Sohn als Erfinder des Oborinals mit der Regierung unterhandeln sollen.“

„Auch uns hat die Regierung im gleichen Sinne geschrieben,“ entgegnete Doktor Türmer.

Walter war nicht fähig, an den Verhandlungen weiter teilzunehmen; er drückte die elektrische Klingel, und ein Kellner erschien. Walter flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

Der Kellner verschwand, und nach kaum zwei Minuten traten alle vier Damen ins Zimmer.

„Ich habe die Damen rufen lassen,“ sagte Walter; „sie sind an unseren Beratungen genau so beteiligt wie wir selbst, sie müssen deshalb mitberaten. — Klara, setze dich zu mir, du bist mein!“

Mit diesen Worten sprang Walter auf Klara zu und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen.

Diesem schönen Beispiele mußte natürlich Türmer folgen; er sagte: „Auch du, teure Martha, sollst nicht zu kurz kommen! Setze dich zu mir!“

Ehe sie sich's versah, hatte auch sie ihren Kuß.

Die Mädchen wußten in der Verwirrung nicht, wo



sie sich verbergen sollten. Mit Schamröte übergossen standen sie da, willenlos und — überglücklich.

Es währte eine geraume Zeit, bis die allgemeine Verwirrung sich gelegt hatte, und das gegenseitige Beglückwünschen und Händeschütteln beendet war.

Hellmann bemühte sich endlich, das Gespräch wieder auf seinen Ausgangspunkt zu bringen, indem er sagte: „Vergessen wir nicht, daß sich die Regierung an die Firmen Hellmann & Türmer und Romberg & Sohn wegen Erwerb des Odorinals gewendet hat. Wer soll nun als Erfinder gelten?“

Diese Frage mußte allerdings gelöst werden. Aber Walter und Doktor Türmer hatten jetzt an der Seite ihrer Angebeteten am wenigsten Lust, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

„Darf ich mir einen Vorschlag erlauben?“ fragte Frau Romberg.

„Bitte, alle Damen haben Stimme,“ entgegnete Hellmann.

„Ich schlage vor, daß die beiden Firmen sich zu einer Aktiengesellschaft vereinigen. Die Aktien bleiben im Besitze der bisherigen Inhaber. Nach vollzogener Gründung kann die Aktiengesellschaft mit der Regierung verhandeln.“

„Ausgezeichnet!“ riefen alle. „Eine in ihrer Einfachheit geniale Lösung des Konflikts!“

Es läßt sich denken, daß die acht Personen noch lange in ungetrübtester Stimmung beisammen blieben. Die Verliebten hatten einander so viel zu sagen und waren so glücklich, daß an einen frühen Aufbruch nicht zu denken war; die Mütter schwelgten in schwiegermütterlichem Glücke und erörterten die Aussteuer, und die Väter besprachen die Einzelheiten der Gründung.

Da aber jedes Ding sein Ende hat, so mußte, wenn auch erst spät nach Mitternacht, an Aufbruch gedacht werden.

Bierzehn Tage später brachte das Amtsblatt folgende Bekanntmachung:

„Auf Blatt 74,875 des Handelsregisters ist eingetragen worden: Aktiengesellschaft für chemische Industrie. Aus dem Gesellschaftsvertrage wird folgendes bekannt gegeben.

Gründer der Aktiengesellschaft sind:

1. Max Hellmann,
2. Dr. Eduard Türmer,
3. Karl Romberg,
4. Dr. Walter Romberg.

Das Gründungskapital beträgt 2,200,000 Mark, zerlegt in 2200 Aktien zu je 1000 Mark. Sämtliche Aktien werden von den Gründern übernommen.

Gegenstand des Unternehmens sind: die von den Gründern 1 und 2 bisher unter der Firma Hellmann & Türmer betriebene chemische Fabrik, ferner die von den Gründern 3 und 4 bisher unter der Firma Romberg & Sohn betriebene chemische Fabrik mit allen von den beiden eingebrachten Fabriken bisher erworbenen Patenten, Rechten und Forderungen.

Für ihre Einlage erhielten die Gründer

Max Hellmann	600 Aktien	. .	600,000 Mark
Dr. Eduard Türmer	600 Aktien		600,000 „
Karl Romberg	500 Aktien	. .	500,000 „
Dr. Walter Romberg	500 Aktien		500,000 „

Summa 2,200,000 Mark.

Die Gründer 2 und 4 bilden den Vorstand der Aktiengesellschaft, die Gründer 1 und 3 den Aufsichtsrat.“

Die „Familiennachrichten“ aber enthielten folgende Anzeigen:

Die Verlobung unserer Tochter Martha mit dem Fabrikbesitzer Herrn Dr. Eduard Türmer beehren wir uns anzuzeigen.

Karl Romberg und Frau.

Die Verlobung unserer Tochter Klara mit Herrn Fabrikbesitzer Dr. Walter Romberg beehren wir uns anzuzeigen.

May Hellmann und Frau.

---

Dies die dokumentarisch belegte Geschichte der Erfindung des „Odorigen“ und „Odorinal“; der Vollständigkeit halber müssen wir als letztes Dokument die Eingabe wiedergeben, welche die neugegründete „Aktiengesellschaft für chemische Industrie“ an das Ministerium gerichtet hat. Diese Eingabe lautet:

„An das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten.

Das Ministerium wandte sich an die Firmen Hellmann & Türmer und Romberg & Sohn wegen Erwerb des Patents betreffend ätherisches Öl ‚Odorinal‘. Laut beiliegendem Auszug aus dem Handelsregister haben sich die beiden oben genannten Firmen zu der unterzeichneten ‚Aktiengesellschaft für chemische Industrie‘ vereinigt, welche nunmehr alle Rechte der beiden Firmen besitzt.

Wir beehren uns deshalb bezüglich der Bedingungen betreffend unser Patent ‚Odorinal‘ folgendes zu erwidern:

Es wäre uns erwünscht, zu wissen, in welcher Form der Staat das Patent zu erwerben gedenkt; es sind nämlich mehrere Möglichkeiten vorhanden:

1. Der Staat erwirbt das Monopol und fabri-

ziert das ‚Odorinal‘ unter eigener Regie (in staatlicher Fabrik), während wir eine einmalige Abfindung erhalten.

2. Der Staat erwirbt das Monopol wie unter 1, jedoch nur auf eine beschränkte Zeit, die kürzer ist als die nach Patentgesetz zulässige Schutzfrist.

3. Der Staat läßt das ‚Odorinal‘ von uns herstellen und zwar nur für sich, während Lieferung an andere Abnehmer verboten ist; in diesem Falle müßten wir die Dauer des Vertrags und die Quantität des Bedarfs kennen, um einen Preis festzustellen.

4. Der Staat schließt mit uns einen größeren Lieferungsvertrag, gibt uns aber die Fabrikation und den weiteren Vertrieb des ‚Odorinals‘ frei.

Dies dürften wohl die hauptsächlichsten Vertragsmöglichkeiten sein; wir bitten deshalb vorerst um gütige Stipulation des in Aussicht genommenen Vertrags, dergestalt, daß wir nur die in Frage kommenden Preise einzuschalten hätten.

Gleichzeitig gestatten wir uns Proben und nähere Angaben über unser ‚Odorigen‘ beizufügen, welches gewissermaßen eine Ergänzung zum ‚Odorinal‘ bildet, und wir bitten gütigst erwägen zu wollen, ob nicht auch die Erwerbung dieses Patents im Staatsinteresse liegen dürfte.

Hochachtungsvoll

Aktiengesellschaft für chemische Industrie.“

So steht die Sache gegenwärtig, und die Vertragsverhandlungen werden sich, da kürzlich ein Wechsel im Ministerium eingetreten ist, noch längere Zeit hinziehen, denn unsere Bureaucratie arbeitet nicht allzu schnell. Es wäre bedauerlich, wenn der Staat diese bedeutenden Erfindungen nur für sich erwerben würde, vielleicht

nur zu dem Zwecke, um sie „in öffentlichen Interesse“ zu begraben.

Für Leserinnen aber, die mehr Anteil am Geschick der beiden Liebespaare nehmen als an der Erfindung des „Oborigen“ und „Oborinal“, sei noch mitgeteilt, daß Martha zweihundertfünfzig und Klara dreihundert Aktien der neuen Gesellschaft als Mitgift erhalten. Mit dem Aktienbesitz ihrer zukünftigen Lebensgefährten werden sie also wohl genug zu leben haben.





# An den Schwefelquellen von Bormio.

Don W. J. Geinborg.

Mit 7 Illustrationen.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Über die wegen der Kühnheit ihrer Anlage und ihrer herrlichen Ausblicke willen immer aufs neue imponierende Stilfserjochstraße, vorbei an den mächtigen, gewaltigen, gletscherumgürteten Gipfeln der Ortlergruppe, der höchsten ganz Tirols, führt von Norden her der Weg in die wilde Talschlucht des Brauglioflusses.

Es ist eine Fahrt, deren stetig wechselnde Bilder erhabenster Naturschönheiten sich unauslöschlich in das Gedächtnis jedes Reisenden einprägen müssen, der sie zu guter Jahreszeit im offenen Postwagen zurücklegen durfte, wenn ihn auch manchmal ein gelindes Bangen anwandeln mag angesichts der Sorglosigkeit, mit der die auf die Zuverlässigkeit ihrer bergsicheren Gänge vertrauenden Rosselenker im scharfen Trabe die gefährlichsten Wendungen des oft an schwindelnden Abgründen dahinführenden Weges zu nehmen lieben.

Der erste Eindruck des Braugliotales mit seinen himmelhohen nackten Felswänden ist ein fast überwältigend düsterer, und ohne das lebendige Rauschen des ungestümen Flusses, der sich an dem wildesten und romantischsten Punkte der Schlucht mit der in zahllosen Kaskaden der Tiefe zuströmenden schäumenden Abda vereinigt, würde die Wirkung dieser in ihrer



Stück von der Stilleferjochstraße im Braugliotal bei Bormio.

ernsten Großartigkeit gleichsam erstarrten Natur auf das Gemüt des Touristen eine fast beklemmende sein.

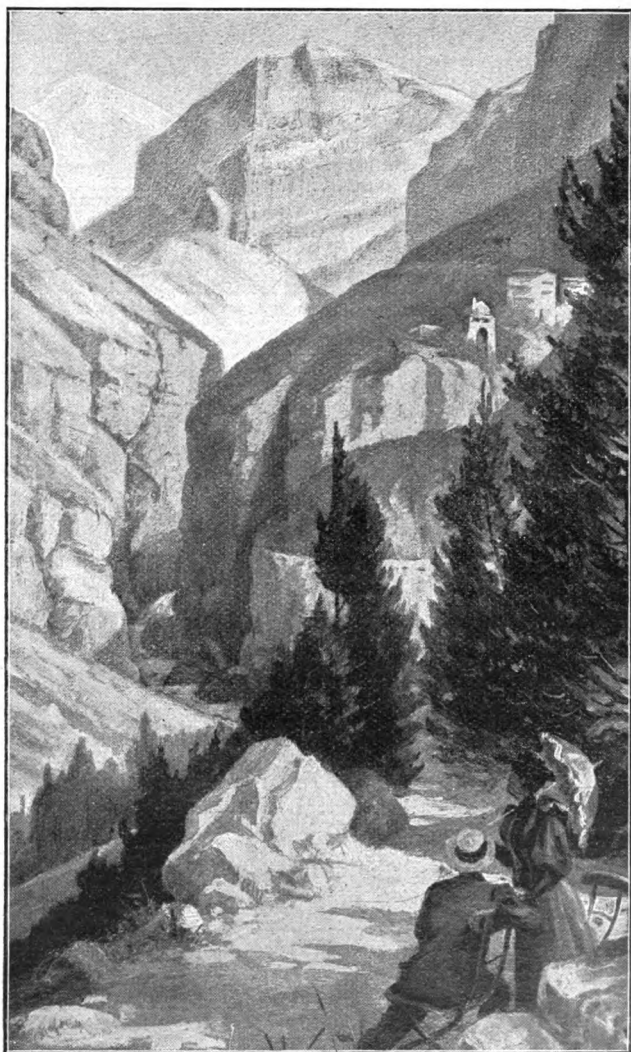
Hoch oben auf steilem Fels, gleich einem angeklebten Vogelnest, über der hundert Meter tiefen Schlucht hängend, erhebt sich das Alte Bad von Bormio, dem durch seinen Reichtum an heilkräftigen heißen Schwefelquellen weit berühmten Kurort.

Schon den alten Römern waren diese Quellen und ihre heilsamen Wirkungen wohl bekannt, und ihre Benützung reicht um wenigstens zweitausend Jahre zurück. Die ausgiebigsten von ihnen sind in uralten Gewölben unter dem Badehause gefaßt und werden nicht nur zu Bades-, sondern auch zu Trinkkuren gebraucht. Namentlich die eingeborene Bevölkerung hegt zu ihren wunderbaren Eigenschaften ein so schrankenloses Vertrauen, daß auch kerngesunde Leute das nicht gerade wohlschmeckende warme Wasser in großen Quantitäten zu trinken pflegen, fest überzeugt, sich damit gegen alle erdenklichen Krankheiten zu schützen.

Das Entzücken aller Maler, deren viele sich alljährlich durch die unerschöpfliche Fülle dankbarer Motive hierher locken lassen, bildet die ehrwürdige St. Martinskapelle, die sich auf einem anscheinend für die Ewigkeit errichteten Bogensfundament auf einem Felsen in der Nähe des Alten Bades erhebt, und deren Ursprung bis in eine nebelhafte Vergangenheit zurückreicht. Hier erhalten alljährlich beim Beginn der kurzen Sommerzeit Hirten und Herden den priesterlichen Segen, ehe sie auf die frisch begrünten Bergmatten hinausziehen, deren würziger Rasen das Vieh für die Entbehrungen und die dumpfe Gefangenschaft des langen Hochgebirgswinters entschädigen soll.

Etwas tiefer liegt das Neue Badehaus, im Gegensatz zu den einfacheren, mehr patriarchalischen Ver-





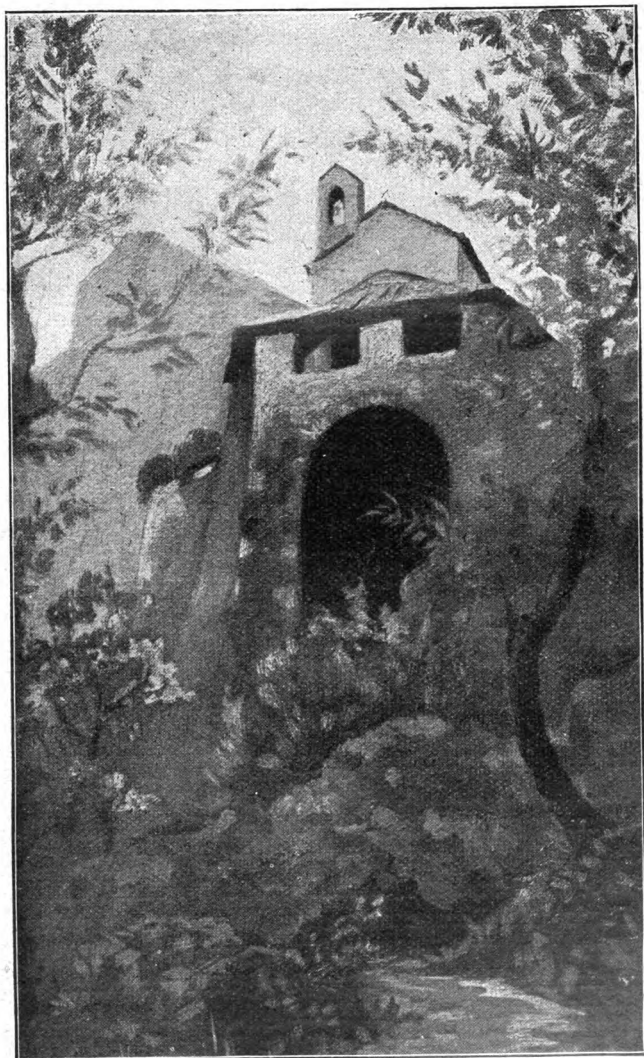
Auf dem Weg vom Neuen Bad zur Pliniusquelle und Abbaflucht.

hältnissen des Alten ein mit allen modernen Bequemlichkeiten ausgestattetes Hotel, dessen bunt zusammengesetzte internationale Gesellschaft ausgiebige Gelegenheit zu den interessantesten Studien und Beobachtungen bietet.

Wer die Stadt Bormio selbst kennen lernen will, der muß noch eine halbe Stunde weiter südwärts wandern. Aber er wird den Spaziergang nicht bereuen, denn das am Ufer des Frodolfoflusses aufgebaute uralte Nest ist ebenfalls ein wahres Eldorado für Maler und andere schönheitsfreudige Menschenkinder. Mit seinen zahlreichen Türmen und seinen zum Teil vorzeiten sehr prächtigen, jetzt aber in den verschiedensten Stadien des Verfalls befindlichen Baulichkeiten bietet es einen überaus malerischen Anblick, der erst dann einiges von seinem poetischen Reiz einbüßt, wenn man gewahr wird, welche unglaubliche Menge von Schmutz und Elend sich in den romantischen Winkeln verbirgt.

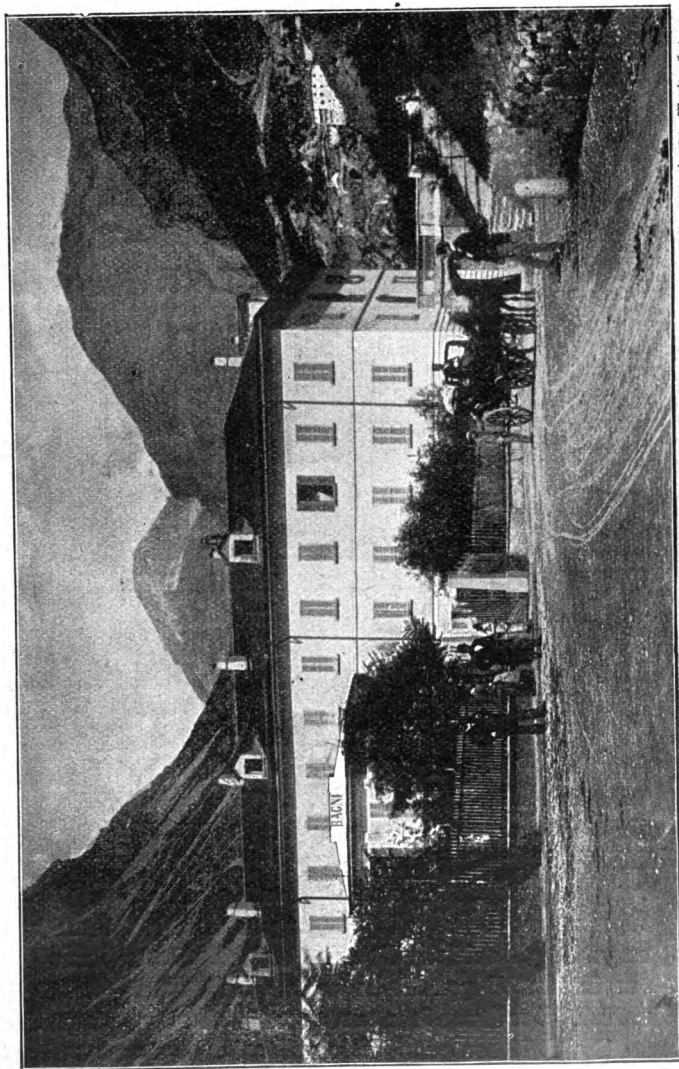
Die Armut der Bevölkerung ist in der Tat eine wahrhaft erschreckende, und besonders charakteristisch ist das häufige Vorkommen von Kretins, deren bejammernswerte Erscheinung dem Reisenden nur zu häufig die Freude an den ihn umgebenden Naturschönheiten verleidet.

Dürftigkeit und Armut, nur gemildert durch die für unsere Vorstellungen kaum begreifliche Anspruchslosigkeit der Bevölkerung, treten dem Touristen auch in all den Dörfchen und Weilern entgegen, die in großer Zahl über die benachbarten Täler und Berghänge verstreut sind. Denn welche Fülle von Freuden auch die Natur dem Auge des sorglosen Reisenden bereiten mag, dem Eingeborenen ist sie hier eine sehr karge und oft übellaunige Mutter, die ihm kaum mehr gewährt, als er zur Fristung des armjeligsten Daseins bedarf. Die



St. Martinskapelle beim Alten Bad.

Zeit der Vegetation beginnt erst im Juni und hat schon nach wenigen Monaten ihr Ende erreicht, um den rauhen Stürmen des Herbstes und Winters zu weichen. Aber selbst während dieser kurzen Wochen muß der Landmann auf allerlei Katastrophen gefaßt sein, die den Ertrag seiner kümmerlichen, allerdings auch zu= meist mit echt italienischer Lässigkeit betriebenen Feld= wirtschaft in Frage stellen. Richard Eifert, der Zeichner unserer trefflichen Illustrationen, entwirft von solchen unvorhergesehenen Naturereignissen folgendes anschau= liche Bild: „Noch im Juli erlebten wir, daß die Berge bis zum Bad herunter nach einer Sturmnacht frisch mit Schnee bedeckt waren. Auch ist eine solche Sturm= nacht mit Gewitter eine Naturerscheinung, die nach= haltige Eindrücke vom Ernst des Hochgebirgslebens hinterläßt. Der Kurgast, der sich an lieblichen Sommer= tagen über die unsinnig dicken Mauern und die doppelten Fensterläden wundert, wird diese Sicherheitsmaßregeln in seinem Bett segnen, wenn vom Piz Ombraile eines jener Unwetter ins Tal herunterfährt, gegen die unsere Flachlandsgewitter naive Theaterkopien sind. Die Erde bebt in ihren Grundfesten, und mancher Badegast mag glauben, der Skandal werde damit endigen, daß das Alte und Neue Bad in die Abdaschlucht gefegt werden. Legt sich dann in der Frühe der Tumult, und leckt die höher steigende Morgensonne den Schnee von den Felsenhalben, so erkennt der Spaziergänger, der sich in die tiefende Natur hinauswagt, daß nicht allein Sturm und Donner es waren, die in der Nacht den Lärm veranstaltet haben. Von den phantastischen Zacken am Piz de Reit sind riesige Felsbrocken herunter= gesaußt, über die Schutthalben gesetzt, haben die Bö= schung und Brustwehr der Paßstraße durchschlagen, in die Straßen einen halben Meter tiefe Furchen gerissen,



Das Neue Bad von Bormio.

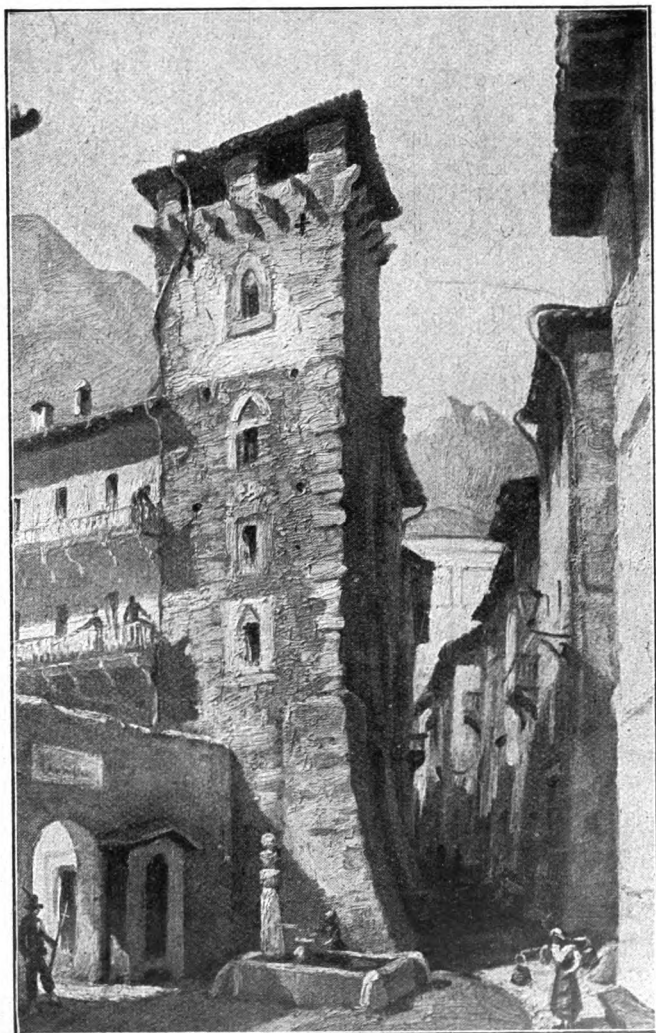
Dr. Guter in Et. Moritz phot.

wie Artilleriegeschosse, und sind durch den Furchenschutzwald der Abda zugerast, durch eine breite Schneise im Gehölz auf Jahrzehnte hinaus ihren Weg bezeichnend. Aber aus allen Klüften schießen jetzt Wasserfälle herunter und wälzen Massen von Schuttgeröll auf den Wiesenboden und das dürftige Ackerland. Daß unter dem Einflusse solcher Naturgewalten die Bodenkultur nicht allzu üppig aufblüht, ist erklärlich.“ —

Eines der interessantesten Bauwerke von Bormio ist die Kaserne der Alpenjäger, ein uraltes, verwittertes Gebäude, das in seinen trutzigen Formen an eine Befestigung aus dem kriegerischen Mittelalter erinnert.

Die geschmeidigen und elastischen Gestalten der Alpini in ihrer schmucken Uniform erfreuen sich bei den Kurgästen von Bormio einer ganz besonderen und sehr begreiflichen Beliebtheit. Abgesehen davon, daß es durchweg muntere und lebenswürdige Burschen sind, die sich für jede ihnen erwiesene Freundlichkeit kindlich dankbar erzeigen, gewährt es ein wirkliches Vergnügen, ihnen bei ihren täglichen Felddienstudien in den Bergen zuzusehen. Denn es ist erstaunlich, was Mannschaften und Offiziere dabei an Kühnheit und Gewandtheit zu zeigen wissen. Die Fremden ergötzen sich oft stundenlang daran, mit dem Fernglase die Scheingefechte zu verfolgen, die da irgendwo in schwindelnder Höhe, auf den steilen Hängen des Monte Cristallo oder eines anderen für gewöhnliche Sterbliche fast unzugänglichen Bergriesen, ausgekämpft werden, und die Kletterie, mit der die Alpini auf die Pflege ihrer äußeren Erscheinung bedacht sind, beweist augenfällig, welchen Werth sie auf die Bewunderung der in den Augen dieser naiven Kinder des Volkes natürlich durchweg sehr vornehmen Fremdlinge legen.

Die Zahl der genußreichen Spaziergänge und wei-



Alpenjägerkaserne in Bormio. Originalzeichnung von R. Gifert.



teren Ausflüge, die sich von den Bädern Bormios aus unternehmen lassen, ist natürlich sehr groß, denn nach welcher Richtung hin auch immer der Wanderer sich wenden mag, stets wird er durch neue ungeahnte Herrlichkeiten und Wunder der vielgestaltigen Hochgebirgswelt überrascht werden.

Eine der schönsten Wanderungen ist die durch den Fraelepaß in das wildromantische Biolatal, dessen Eingang von uralten verfallenden Wachtürmen mit fußdicken Mauern flankiert wird. Der Blick auf die von ewigem Schnee bedeckten Häupter der Cima di

Biazzi und anderer majestätischer Alpenriesen, der sich hier bei jeder Wendung des Weges auftut, ist von

*Flügelmann Ciozzi.  
S. Ciozzi.*





Fraëlepast. (Blick ins Diolatal und auf die Cima di Piazzl.)  
Originalzeichnung von H. Eifert.

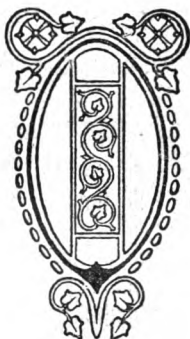
wahrhaft überwältigender Großartigkeit. Wer aber den lachenden und lieblichen Bildern vor den erhabenen und düsteren den Vorzug gibt, der findet bei einem Sommeraufenthalt in den Bädern von Bormio nicht weniger seine Rechnung. Denn weiter abwärts nach Passierung des Engpasses von Morignone erschließt sich die Aussicht in die gesegneten Gefilde des Veltlin, und wohl jeder, dem es vergönnt war, sich dieses Augenblicks zu erfreuen, wird dabei ähnliche Eindrücke empfangen haben wie unser schon vorhin zitierter Künstler, der nach einem kleinen Stoßseufzer über die nicht eben seltenen und meist sehr ausgiebigen Regengüsse sagt: „Aber ganz regelmäßig und buchstäblich Tag für Tag kurz darauf das herrlichste Touristenwetter und goldener Sonnenschein. Das ist eben der Süden, der sich trotz der hohen Gebirgslage geltend macht.“

Und wie wunderschön ist dann das Veltlin! Saftgrün die frischgewaschenen Wiesen, dunkel die Wälder, mit violetten Schlagschatten und glühenden Lichtern gemustert die Felsen, ultramarinblau die fernen Wände, darüber in blendender Weiße die Firne und Gletscher; durch das Tal jagen in wilder Hast die Flüsse, die nach jedem Gewitter zu einer neuen Gewalttat bereit sind.

Aber an den Bergen hoch hinauf bis zur Grenze der Bewohnbarkeit Dörfchen, Weiler und buntschimmernde Kapellen, als hätte man genau überall da, wo ein vermöhntes Auge es etwa wünschen möchte, nur wieder zum Fuß für die Landschaft ein Kirchlein ausgepackt und hingepflanzt.“

Und wem es da droben trotz all dieser Schönheit am Ende zu eng werden sollte, der braucht nur ein paar Stunden talwärts zu wandern, um sich von allen

Bauberreizen des Südens umgeben zu sehen und um inmitten der üppigsten, verschwenderischsten Vegetation zu vergessen, daß wenige Kilometer hinter ihm auf steinig unfruchtbarem Boden eine in Armut fast verkommene Bevölkerung gegen die feindlichen Gewalten der Natur mühselig ums Brot ringen muß.





## Die überraschte Gattin.

Novellette von Adolf Thiele.

□ □

(Nachdruck verboten.)

**P**fingsten ist ja das wahre Fest der Erfüllung und der Freude," sagte der Kaufmann Lastig zu seiner Gattin, als sie einige Wochen vor dem Feste am Frühstückstische saßen, „aber —“

„Nun, was hast du wieder für ein Aber?“ fragte Frau Elli.

„Aber,“ fuhr der Gatte fort, „ich meine nämlich die Freude, da stimmt doch nicht alles. Viele Leute möchten gerne Freude bereiten, wissen aber nicht ganz genau, woher nehmen. Die anderen wieder, die es dazu haben, wissen nicht recht, mit was sie Freude machen sollen.“

„Nun, von mir weißt du doch, mit was du mich erfreuen kannst.“

„Echt weiblich gedacht!“ fuhr der Gatte lachend fort. „Läßt sich einer beikommen, einmal allgemeine Betrachtungen anzustellen, gleich springst du aufs Persönliche über und in diesem Falle sogar auf die eigene Person.“

„Ist dir denn meine Person so unangenehm, daß sie nicht darüber sprechen darf?“ fragte Elli möglichst sanft.

„Echt weibliche Logik!“ lachte der Gatte, weniger galant als aufrichtig. „Doch laß nur gut sein, dir bringt das Fest schon, was du dir wünschest, vor allem —“

außer dem kleinen Brimborium, die glanzvolle Hülle, genannt Gesellschaftskleid. Diesmal aber gestattest du mir, dich zu überraschen! Ich möchte wetten, daß ich deinen Geschmack ganz genau treffe.“

„Meinst du wirklich?“ fragte sie. „Nun, ich will dir vertrauen, da du es dir einmal in den Kopf gesetzt hast, mich zu überraschen —“

„Und dir zu beweisen, daß ich deinen Geschmack ganz genau kenne. Das wäre noch schöner, wenn man den Geschmack seines besseren Ehedreiviertels nicht treffen sollte, nachdem man mit ihm eine Zeit zusammen verlebt hat, länger als der Siebenjährige Krieg, wenn auch nicht so lange wie der Dreißigjährige!“

„Du kannst nun einmal deine Unarten nicht lassen! Also — wir werden ja sehen.“

„Sawohl, bei Philippi sehen wir uns wieder!“

---

Am selben Nachmittag läutete es, und auf der Bildfläche erschien Frau Luzie Ermler, die sich rühmen konnte, als Frau Ellis beste Freundin anerkannt zu sein.

„Ach wie reizend, liebste Luzie, daß du mich einmal auffuchst!“ rief Elli, und in ihrer Seele klang es: „hättest auch ein andermal kommen können!“

Nun ging's an ein Erzählen im Sturmschritt. Die Vorbereitungen zum Feste, das Dienstmädchenelend, die Toilettenfrage.

„Ich habe eine Bitte an dich, liebe Elli,“ sagte Frau Ermler. „Möchtest du nicht so freundlich sein, mich zu begleiten? Ich will mir ein Gesellschaftskleid kaufen und möchte dies nicht tun, ohne deinen erprobten Rat zu Hilfe zu nehmen. Würdest du nicht mitgehen?“

„Sehr gern,“ erwiderte Elli, „ich habe so wie so noch einzukaufen.“

Es folgte zunächst große Beratung, was Elli zum Ausgange anziehen sollte, und dann rauchten die Damen die Treppe hinab.

Unbewußt befolgten sie Franklins Rat: „Mache stets Geschäfte mit Leuten, die inserieren!“ und begaben sich in ein großes Modewarengeschäft.

„Der hat ja die größte Auswahl in neuesten Gesellschaftskleidern bekannt gemacht,“ bemerkte Luzie, und Elli war voll Neugierde, das Neueste zu sehen. „Mein Mann will mir nämlich auch eins schenken,“ sagte sie; „er hat sich's aber in den Kopf gesetzt, es selbst auszusuchen.“

„Daß ihm doch die Freude!“ erwiderte Luzie. „Es ist ganz hübsch, einmal überrascht zu werden.“

Nun trat die Haupt- und Staatsaktion in Erscheinung: man kaufte. Eine der Märtyrinnen, die in der Arena des großen Geschäfts der langsamen Zerfleischung durch wählerische Damen harrten, verdrängte mit geübter Mimik den Leidenszug, der sich jetzt vor dem Feste in ihren Mienen eingegraben hatte, durch ein zuvorkommendes Lächeln und führte den beiden „Gnädigen“ die zahllosen Leiblichkeitshüllen vor, die auf Ständern und Büsten eine kopflose stumme Gesellschaft bildeten.

„Liebe Elli,“ sagte Luzie, „ich verlasse mich ganz auf deinen Rat.“

„Vielleicht Velvet?“ fragte die Konfektionsdame.

„Gefällt dir Velvet?“ gab Luzie die Frage weiter.

„Ach nein, Velvet nicht!“ erwiderte Elli, mit einer Miene, als stände das Tragen von Velvet auf einer Stufe mit Raubmord.

„Ist vielleicht Lasting gefällig?“

Auch Lasting fand keine Gnade vor Ellis Augen,

was sie indessen nicht hinderte, sich eine Anzahl von Kleidern aus diesem Stoffe genauestens anzusehen.

Im Grunde gefielen ihr diese recht wohl, aber, aber — — Es war doch ein starkes Stück von Luzie, sie zum Kaufe eines Kleides mitzunehmen. Bekanntlich ist für ein weibliches Wesen nichts schwieriger, als ein gleichgültiges Gesicht zu machen, wenn eine Freundin ein ihr vorzüglich stehendes Kleid trägt. Und hierauf baute jetzt Elli einen Plan. Es mußte eines ausgesucht werden, das Luzie absolut nicht kleidete. Beide Freundinnen erschienen ja öfters zusammen in Gesellschaft, beide waren sich in Figur und Haltung ähnlich. Man wollte doch abstecken!

Jetzt kam man zum Hopsack. Dieser Stoff war in den üblichen Farben vertreten: elfenbein, grau, beige, braun, dunkelblau, schwarz.

Sinnend betrachtete Elli die Gewänder. Nichts gefiel ihr, denn alles hätte Luzie viel zu gut gekleidet.

Da — sollte sie ihren Augen trauen — das war ja eine abscheuliche Geschmacksverwirrung: ein rötlich-braunes Hopsackostüm! Darin mußte Luzie gräßlich aussehen — das rötliche Braun zu ihrem rötlich blonden Haar und ihrem Teint!

„Was kostet das Kleid hier?“ fragte Elli.

„Achtundneunzig Mark,“ erwiderte die Verkäuferin.

„Dies Kleid würde ich an deiner Stelle unbedingt wählen!“ äußerte Elli mit Entschiedenheit.

In Luzies Zügen malte sich Staunen. Doch plötzlich wich dieser Zug, und sie stimmte mit großer Freude zu. Auch der Preis war dem Hundertmarkschein angemessen, den Luzie — wie sie schon vorher der Freundin mitgeteilt — eingesteckt hatte, und so ging denn das rötlich braune Hopsackkleid in Luzies Besitz über.

„Fünf Viertelstunden!“ seufzte die Konfektionsdame im stillen, denn so lange hatte die Auswahl gedauert. Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit geleitete sie die Damen zur Kasse, und dann äußerte sie zu einer Leidensgefährtin: „Die haben aber einen Geschmack! Ich wäre beinahe herausgeplagt!“

Daß sie ihrer Freundin einen solchen Streich gespielt, davon sagte Elli zu Hause natürlich nichts, sie erwähnte überhaupt den ganzen Einkauf nicht wieder, und den Gatten interessierte die Sache natürlich auch nicht, er sprach ebenfalls nicht davon.

Zwei Tage vor dem Fest saß der Hausvater behaglich in seinem Stuhle und las die Zeitung. Da lachte er laut auf und erzählte dann seiner aufhorchenden Gattin: „Hat da im vorigen Jahre vor Weihnachten eine Frau auf dem Lande ihren Mann gebeten, ihr ein paar ‚Hausfagen‘ zu schenken. Du weißt ja, die bekannten Bilder mit Sprüchen. Der Mann schreibt nun an den Händler in der nahen Stadt, der alle möglichen Artikel führt. Das Paket kommt an, Vater macht's gar nicht auf, und am heiligen Abend öffnet er es in Mutters Gegenwart. Kommen da zwei mittelgroße — Sägen zum Vorschein! Er hatte nämlich ‚Hausfagen‘ geschrieben!“

„Ja — ja, das sind solche Überraschungen!“ sagte Frau Elli. „Wenn es mir nur nicht mit meinem Kleide so geht!“

„Wo denkst du hin?“ erwiderte Lastig. „Ich kenne doch deinen Geschmack. Du wirst niemals angenehmer überrascht worden sein.“

Der Pfingstmorgen kam. Lächelnd bat der Hausvater die Gattin, einmal ins Nebenzimmer zu gehen. Sie tat dies voll freudiger Erwartung.



Da lag in voller Pracht auf ihrem Platze das gewünschte Gesellschaftskleid, das ihr mit triumphierender Miene der Gatte präsentierte. „Nun sieh und staune, wie ich deinen Geschmack getroffen habe!“ sagte er stolz.

Doch wie ward ihm! Elli machte ein zwar überraschtes, aber auch bitterböses Gesicht. „Was soll das — das ist ja Luzies Kleid?“ sagte sie.

„Nun ja,“ erwiderte Lastig mit einem merkwürdigen Lächeln. „Ich habe sie ja mitgeschickt, um zu erfahren, was dir am besten gefiele!“

„Und fertiggemacht ist es auch schon?“ fragte Elli weiter, indes ihre Miene immer düsterer wurde.

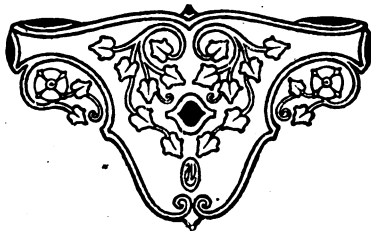
„Gewiß, es ist schon fertig,“ erwiderte er. „Du sollst es doch heute gleich anziehen.“

„Nun kann es nicht einmal mehr umgetauscht werden!“ vollendete Elli mit wahren Entsetzen, und jetzt wurde es klar in der Seele des Hausvaters.

„Da hast du wohl,“ sagte er zögernd, „gerade das ausgesucht, was — dir am wenigsten gefiel?“

Elli sagte nichts. Sie ging ins Wohnzimmer und setzte sich weinend aufs Sofa.

Lastig sah das Kleid an und murmelte: „Einmal überrascht und nicht wieder!“





# Wie soll man den Spargel anbauen?

Don Th. Seelmann.

Mit 6 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

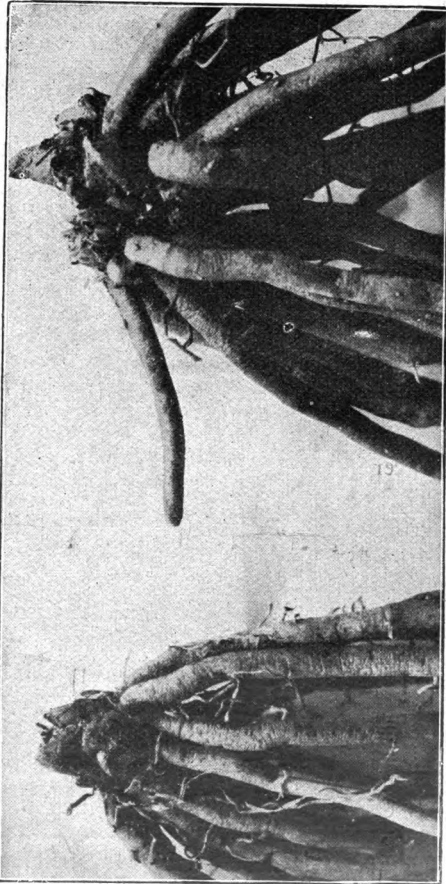
**D**er Anbau des Spargels, eines unserer schmackhaftesten und bekömmlichsten Frühgemüse, wird noch vielfach für ein schwieriges und hinsichtlich des Ertrages unsicheres Unternehmen gehalten. Der Grund hierfür ist aber nur, daß man bei der Anlegung der Spargelbeete teils aus Unkenntnis der Verhältnisse, teils durch die Befolgung eines veralteten Kulturverfahrens zweckwidrig zu Werke geht. Denn gerade bei der Anbaumethode des Spargels herrschten lange Zeit irrtümliche Anschauungen. Erst jetzt hat man die Fehler, die früher gemacht wurden und oftmals auch heute noch begangen werden, aufgedeckt und damit eine zielbewußte Durchbildung und Verbesserung der Anbauweise herbeigeführt. Wer sich diese neueren Erfahrungen zu nütze macht, wird kaum jemals über Enttäuschungen zu klagen haben, vielmehr seine Spargelbeete bald zu den sichersten und lohnendsten Anlagen der Gemüsegewinnung rechnen.

Stark verbreitet ist noch der Glaube, daß der Spargel ein ganz bestimmten Bodens bedarf. In Wirklichkeit ist er durchaus nicht wählerisch und kommt auf jedem Boden fort, der nicht naß ist. Allerdings ist ihm bindiger Boden am zuträglichsten, doch muß darauf

gesehen werden, daß das Erdreich unmittelbar unter ihm gut gelockert ist. Sodann muß der Boden über dem Wurzelstock nährhaltig fein, da die Wurzeln nicht in die Tiefe gehen, sondern das Bestreben haben, in die Höhe zu steigen, um aus den oberflächlicheren Bodenpartien die Nährstoffe aufzusaugen.

Der Platz, auf dem man ein Spargelbeet anlegen will, darf ferner mindestens fünf-zehn Jahre vorher keinen Spargel getragen haben, da er dadurch gewisse unbedingte nötige

Nährstoffe verliert. Für größere Kulturen eignet sich am meisten ein Boden, der vorher mit Luzerne,



Eine einjährige und eine zweijährige Klaue. Bei der ersteren — links — ist der Hals gedungen und mit den Flügen besetzt, bei der letzteren — rechts — ist der Hals verbreitert und zeigt die Reste der vorjährigen Stengel.

Klee oder Sparsfette bebaut worden ist, welche Pflanzen kräftige Stickstoffsammler darstellen. Hat man die Wahl, so ist ein lockerer, tiefgründiger und möglichst wenig-nasser Boden jedem anderen vorzuziehen. Die Lage der zukünftigen Beete soll wegen der Besonnung nach Süden oder Westen, niemals aber nach Norden gerichtet sein.

Die erste Bearbeitung des Bodens beginnt im Herbst.

Auf je ein Ar Fläche breitet man 600 Kilogramm Kuhdünger aus, wenn der Boden sandig ist, 400 Kilogramm Pferdedünger, wenn er mergelig, tonig oder kalkhaltig ist, 500 Kilogramm gemischten Stalldünger oder gut verrotteten Kompost bei mittelmäßiger Gartenerde. Der Dünger wird bei sandigem Boden mit Chlorkalium und bei kalkhaltigem, tonigem und mergeligem Boden mit ebensoviel schwefelsaurem Kali überstreut. Man gräbt den Dünger sogleich unter, damit er sich im Verlauf des Winters zersetzt. Auf keinen Fall ist etwa später bei der Einpflanzung der Wurzelstöcke, der sogenannten „Alauen“, an diese frischer Dünger zu bringen, da hierdurch die fleischigen Teile der Wurzeln verfaulen würden.

Von Wichtigkeit ist weiterhin die Verwendung einer wirklich erprobten Spargelsorte. Empfehlenswerte Sorten sind „früher Argentueil“, „Ruhm von Braunschweig“, „Erfurter Riesenspargel“. Im allgemeinen wird ja der größte Wert auf frühzeitig schießende Sorten gelegt, da im Beginn der Saison der Spargel am teuersten bezahlt wird. Aber man sollte doch nebenher auch Spätspargel anbauen. Auf der Höhe seiner Wachstumsperiode treibt der Frühspargel so schnell, daß der Markt förmlich mit ihm überschwemmt wird, und infolgedessen der Preis stark sinkt. Dagegen steigt der Preis gegen Ende der Saison wieder an, weil der

Frühspargel im Wachstum nachläßt, und so die Zufuhr zurückgeht. Der Spätspargel treibt nicht nur langsamer, sondern dauert auch länger an. Das langsamere



Die Anlegung der Pflanzlinie.

Treiben gestattet es, das Stechen der Spargelstangen etwas hinauszuschieben, ohne daß doch die Köpfe sich bläulich verfärben. Man kann also zum Verkauf den Zeitpunkt wählen, wo der Andrang in der Hochsaison beim Frühspargel aus diesem oder jenem Grunde vor-

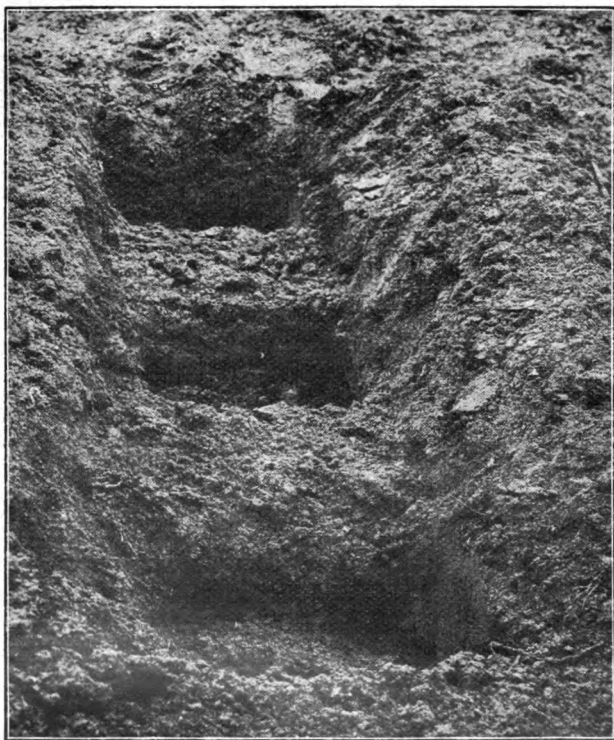
übergehend zurückgeebbt ist, und deshalb dann gerade bessere Preise bezahlt werden. Das längere Andauern des Spätspargels aber bringt es mit sich, daß man noch zu einer Zeit Spargel verkaufen kann, in welcher nur noch wenig Frühspargel geerntet wird.

Mag man sich aber zu einer frühen oder späten Sorte entschließen, immer sind für die Pflänzlinge folgende Gesichtspunkte zu beachten. Bekanntlich soll man nicht vor dem vierten Jahr bei einem neu angelegten Spargelbeet mit dem Stechen beginnen. Dieser Erfahrungssatz kann nun leicht dazu verleiten, zur Anpflanzung Wurzelstöcke auszuwählen, die zwei oder drei Jahre alt sind, indem man glaubt, durch ältere Klauen den Zeitraum der Ertraglosigkeit abkürzen zu können. Indessen befindet man sich damit in einem starken Irrtum. Denn je älter eine Spargelpflanze ist, desto schwerer bewurzelt sie sich, und desto mehr bleibt sie später in ihrer Entwicklung zurück.

Zur Aufzucht der Spargelpflänzlinge aus dem Samen werden sich nur die Eigentümer großer Kulturen verstehen. Für den Kleinbetrieb ist es im allgemeinen vorteilhafter, die Pflänzlinge käuflich zu erwerben. Pflänzlinge, deren Samen im Herbst ausgelegt wurde und dann den Winter über im Boden ruhte, sind denen vorzuziehen, deren Samen erst im Frühjahr ausgesät wurde, da die ersteren in der Regel kräftiger entwickelt sind. Wie schon erwähnt, nennt man den Wurzelstock des Pflänzlings, anknüpfend an seine Form, „Klaue“. An der Spitze des Wurzelstockes sitzen die Knospen oder Augen, die später ausschlagen.

Eine gute einjährige Klaue muß Wurzeln von 25 bis 30 Zentimeter Länge haben, die gut ernährt, überall glatt, nicht gekrümmt und blasser als die Wurzeln zweijähriger Klauen sein sollen. Der Hals des Wurzelstockes

ferner, an dem die Augen entspringen, soll dick sein, nicht mehr als vier oder fünf Augen tragen und in seinem Grunde allein den Rest des im Sommer zuvor



Der Graben mit den Pflanzlöchern.

abgewelkten Stengels zeigen. Alle anderen Klauen sind minderwertig.

Die Anlegung der Beete auf dem im vergangenen Herbst gedüngten Boden hat nun im Frühjahr in der letzten Hälfte des März oder in der ersten Hälfte des

April zu geschehen. Man gibt den Beeten eine Breite von mindestens 5 und eine Länge von 10 Meter. Mit der Meßschnur wird zuerst 40 bis 60 Zentimeter von den Längsrändern des Beetes je eine Linie abgesteckt. Jede weitere Linie soll einen Meter von der anderen entfernt sein. Unter ihnen wird links und rechts ein insgesamt 35 bis 40 Zentimeter breiter Graben mit dem Spaten ausgeworfen. Es entsteht demnach auf beiden Seiten jeder Linie ein langgestreckter Erdwall. Die Tiefe des Grabens soll nicht mehr als 20 bis 25 Zentimeter betragen. Es genügt also eine Spatenstichtiefe. Da von der Spatenfläche Erde zurückgleitet und sich später auf dem Boden des Grabens festsetzt, so wird die Grundfläche desselben schließlich nicht mehr als 15 Zentimeter unter der ursprünglichen Oberfläche des Beetes zu liegen kommen. Das ist auch die zweckmäßigste Tiefe.

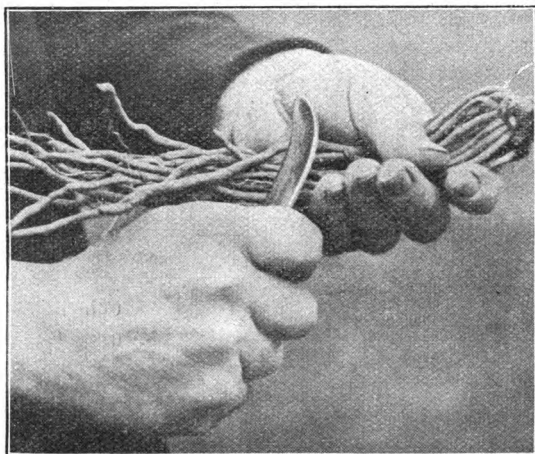
In der Längsachse der Gräben werden nun alle Meter lang die Stellen gekennzeichnet, an denen die Spargelklauen eingesetzt werden sollen. Man gräbt an diesen Stellen ein Loch von 15 bis 20 Zentimeter Seitenlänge und gleicher Tiefe, wenn der Untergrund von guter Beschaffenheit ist, oder geht nur 5 Zentimeter tief im Fall, daß die Fruchterdeschicht flacher ist. Die ausgehobene Erde wird jenseits der Erdwälle geworfen.

Jetzt kann die Einsetzung der Klauen erfolgen. Jedoch müssen sie vorher noch zugerichtet werden. Zu diesem Zweck beschneidet man den unteren Teil der Wurzeln mit dem Gartenmesser, so daß sie nur noch eine gleichmäßige Länge von 15 bis 18 Zentimeter behalten. Nun nimmt man Erde von den Seitenwällen und schüttet damit einen kleinen Haufen auf dem Boden des Loches auf. Die Spitze des Haufens



soll sich mit der Grundfläche des Grabens in gleicher Höhe befinden. Auf den Haufen wird die Klaue gesetzt, und zwar in der Weise, daß sich ihre Wurzeln nach allen Seiten hin ausbreiten. Darauf werden die Wurzeln mit guter Erde bedeckt, das Loch ausgefüllt, und die Erde darüber noch etwas angehäufelt.

Ist der Boden mager und im Herbst zuvor nicht



Das Verkürzen der Wurzeln.

gedüngt worden, so muß man die kleinen Erdhaufen aus Komposterde oder halb und halb aus guter, milder Gartenerde und Komposterde herstellen und ebendamt die Löcher ausfüllen. Den Boden des Grabens bedeckt man dann weiterhin mit einer 5 bis 10 Zentimeter starken Kompostschicht. Endlich empfiehlt es sich, beim Beginn des Wachstums kurz vor Eintritt eines Regens auf den laufenden Meter 5 Gramm Chilisalpeter auszustreuen, wodurch die Pflanzen außerordentlich gekräftigt werden.

Der Graben bleibt drei Jahre hindurch offen liegen. Während dieser Zeit muß er häufig gehackt werden, damit sich nicht Unkräuter ansiedeln, die durch die Ent-



Die Einsetzung der Klauen auf die Erdhaufen der Pflanzlöcher.

ziehung der Nahrung die jungen Spargelpflanzen schädigen. Schon einen Monat nach der Anpflanzung muß mit dem Hacken begonnen werden. Damit man hierbei nicht die Spargelpflanzen verletzt, legt man um

sie einen gut sichtbaren Holzreifen oder steckt ein Lattenstück daneben.

In dieser Weise angelegte Spargelbeete tragen

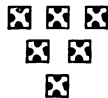


Die Zuschüttung der Pflanzlöcher.

15 bis 18 Jahre. Hat man nur eine kleine Landfläche zur Verfügung, so kann man die Spargelreihen auch auf 90, ja sogar bis auf 80 Zentimeter zusammerrücken. Indessen verkürzt sich dadurch die Ertragsdauer

der Beete um 4 bis 5 Jahre. Im Frühling des vierten Jahres, sobald die ersten Triebe an der Oberfläche sichtbar werden, erhöht man das Beet mit der Erde der Seitenwände um 25 Zentimeter. Diese künstliche Erhöhung muß dann Mitte Juni, wenn die Ernte abgeschlossen ist, und sich die oberirdischen Teile der Spargelpflanzen kräftig entwickeln sollen, wieder abgetragen werden. Darauf sind die Beete stark zu düngen. Die Auftragung der Erde muß alle Frühjahr wiederholt werden. Um die Zwischenräume zwischen den Spargelpflanzen auszunützen, kann man sie mit kurzlebigen Gemüsepflanzen, wie Kopfsalat, Radieschen und Mohrrüben, bestellen.

Auf ein Hektar Spargelbeete kann man im Verlauf von 15 Jahren 20,000 Spargelbündel im Gewicht von je 2 Kilogramm rechnen. Veranschlagt man den Preis eines Kilogramms auf nur 1,20 Mark, so bringt das Hektar in dieser Zeit 48,000 Mark oder im Jahr 3200 Mark ein. Hierbei ist noch nicht der Erlös aus den Gemüsen mitgerechnet, die in den Zwischenräumen angebaut werden können. Abzuziehen davon sind die Kosten für die Anschaffung der Spargelpflanzen, die Düngung und der Lohn für die Arbeiter. Je nach den Landesgegenden schwankt die Gesamtausgabe. Aber auch wenn man sie hoch ansetzt, so bleibt dennoch ein erklecklicher Gewinn übrig, während die Müheverwaltung nicht allzu beträchtlich ist.





## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Die Fäden der Weltgeschichte.** — Im Herbst 1882 fanden in Comes an der Nordküste der englischen Insel Wight wie immer die großen Regatten des englischen Jahrlubs statt, und man erwartete das Eintreffen eines Gastes, dem man mit größter Spannung entgegen sah, den neuernannten französischen Gesandten Waddington.

Die Gesandten gehören ja an und für sich zur höchsten Gesellschaft. Wenn sich aber das gesamte Interesse gerade auf den neuernannten französischen Gesandten vereinigte, so lag dies daran, daß Waddington in der That eine hervorragende Persönlichkeit war. Er war Engländer von Abstammung, von englischen Eltern 1826 in Paris geboren, seine Erziehung hatte er in England erhalten, in Cambridge hatte er studiert, dann war er nach Paris gegangen und hatte sich dort das französische Bürgerrecht erworben. Reich und unabhängig, studierte er Altertumskunde und unternahm wissenschaftliche Reisen. Bereits 1865 wurde er Mitglied der Akademie, und bis 1870 veröffentlichte er eine Reihe hochgelehrter archäologischer Schriften und Berichte. Im Jahre 1871 in die Nationalversammlung gewählt, erklärte er sich hier für die Republik. 1876 wurde er Kultusminister, 1877 übernahm er das Portefeuille des Auswärtigen und vertrat Frankreich auf dem Berliner Kongreß im Juli 1878. 1879 wurde er Ministerpräsident, nahm indes im Jahre darauf schon seine Entlassung. Zwei Jahre später ernannte ihn die Regierung zum Botschafter in London.

In der vornehmen Gesellschaft spielen bekanntlich die Frauen eine große Rolle. Insbesondere suchen die englischen Damen, denen es gelingt, die Führung in ihren Kreisen zu übernehmen, sich politisch interessant zu machen; einen Salon zu halten, in dem hervorragende Persönlichkeiten und einflußreiche Politiker verkehren, reizt ihre Eitelkeit im höchsten Grade.

Noch war Waddington nicht in London eingetroffen, als bereits das Rennen unter den leitenden Damen der Gesellschaft begann, um das neue Wundertier einzufangen. Diejenige Dame errang natürlich den Sieg, welche den interessanten Botschafter zuerst in ihrem Salon gewissermaßen zur Ausstellung bringen konnte.

Diesmal wollte Missis Cust unter allen Umständen siegen. Sie hatte schon lange um den ersten Rang in der guten Gesellschaft gekämpft, ohne doch recht hochkommen zu können. Man ist ja in England nicht so adelsstolz wie auf dem Festlande, denn der Sport ist dort ein großer Gleichmacher, und besonders in dem königlichen Jachtklub verkehren die bürgerlichen Mitglieder mit ihren Damen auf gleichem Fuße mit den Vertretern der höchsten Adelskreise, allein sie müssen über genügende Mittel verfügen, um glänzend aufzutreten.

Nun, Missis Cust war die Frau eines sehr reichen Kaufmannes, und es war wohl nur eine Frage der Zeit, daß Mister Cust von der Königin zum Baronet erhoben wurde.

Der jetzige König Eduard VII., damals noch Prinz von Wales, lebte während der Sommermonate zusammen mit seiner Mutter, der Königin Viktoria, und seiner Familie auf Schloß Osborne bei Cowes. Im Klubhaus war er ein täglicher Gast, denn es hat immer zu den lebenswürdigen Eigentümlichkeiten des englischen Herrschers gehört, sich in der Gesellschaft möglichst ungekünstelt und einfach zu bewegen. Hochmut auf seinen Rang und seine Geburt hat König Eduard niemals gekannt. Dagegen war er immer ein Freund eines guten Scherzes und in jüngeren Jahren zu allerlei Schabernack noch viel geneigter als später.

Wie alle Klubbamen hatte auch Missis Cust die Ehre der persönlichen Bekanntschaft mit dem Prinzen von Wales. Er hatte hin und wieder einige Worte mit ihr gewechselt und sportliche Unterhaltungen geführt. Missis Cust beschloß nun, diese persönliche Bekanntschaft für ihre Zwecke auszunützen, und schrieb dem Prinzen folgenden Brief: „Euer Königliche Hoheit sind der Ritter aller Unglücklichen und in Not Befindlichen. Sie werden vielleicht die Bitte einer Frau erhören, die sich in großer Verlegenheit an Sie wendet. Es ist dieses Jahr an mir die Reihe, in meinem Salon etwas zu bieten, das Aufsehen erregt, wenn ich nicht gegenüber den

anderen leitenden Damen der Gesellschaft ins Hintertreffen geraten will. Ich weiß, daß Euer Königliche Hoheit mit dem neuernannten französischen Botschafter Waddington aus früheren Zeiten her bekannt sind. Euer Königliche Hoheit haben die Gnade gehabt, Ihre Anwesenheit für die Abendgesellschaft zuzusagen, die ich am 14. September dieses Jahres in unserer Villa gebe, und welche von den gesamten Mitgliedern des Jagtclubs besucht werden wird. Ist es nun zu viel gewagt, wenn ich Euer Königliche Hoheit bitte, zu dieser Gesellschaft den neuernannten französischen Gesandten Waddington mitzubringen, an welchen ich heute gleichzeitig eine Einladung ergehen lasse? Es würde von seiten Euer Königlichen Hoheit wohl ein einziges Wort schon genügen, um Waddington zu einem Besuch zu veranlassen, und ich wäre dann in der Lage, die interessante Persönlichkeit des französischen Botschafters in meinem Salon zuerst der Gesellschaft zu präsentieren.“

Dieser Brief war im Grunde eine Ungehörigkeit, der Prinz von Wales aber richtete ein sehr höfliches Erwiderungsschreiben an Missis Cust, indem er unter anderem sagte: „Ihre Wünsche sind mir Befehle. Ich werde also den Erwarteten zu Ihrer Abendgesellschaft mitbringen, bitte Sie aber dringend, das Geheimnis zu wahren. Es soll eine Überraschung werden.“

Missis Cust war über die Liebenswürdigkeit des Prinzen entzückt und natürlich nicht im geringsten geneigt, das Geheimnis zu wahren; gerade die möglichst weite Verbreitung der Nachricht, daß Waddington zuerst in ihrem Salon auftreten würde, lag ihr ja am Herzen.

Sie war also töricht genug, eine ganze Reihe von Briefen an ihre Freundinnen zu schreiben, in denen sie mitteilte, daß sie für diese Saison einen Salon zu haben hoffe, in dem die Fäden der Weltgeschichte zusammenlaufen. In ihrer Gesellschaft vom 14. September werde der neuernannte französische Gesandte Waddington zusammen mit dem Prinzen von Wales erscheinen.

Nun weiß man ja, wie die „guten Freundinnen“ sind. Wenn sie keine anderen Fehler haben, sind sie mindestens neidisch. Selbst die besten Freundinnen der Missis Cust gönnten ihr also den Triumph nicht, und die Damen, welche sich durch sie für dieses Jahr ins Hinter-

treffen gedrängt sahen, ärgerten sich natürlich mächtig über die Rivalin, die sich einbildete, in ihrem Salon ließen die Fäden der Weltgeschichte zusammen.

Pünktlich erschien der Prinz und brachte in der Tat den französischen Gesandten Waddington mit, den er selbst der Hausherrin vorstellte.

Waddington machte einen vorzüglichen Eindruck. Da er ja von englischen Eltern geboren war, sprach er vorzüglich Englisch, und er wußte ebenso interessant wie lebhaft zu plaudern.

Als man sich zu Tische setzte, hatte Waddington seinen Platz zwischen dem damaligen Konteradmiral Lord Beresford und dem Konteradmiral Harry Keppel, ganz in der Nähe des Prinzen von Wales, der die Gastgeberin zu Tische geführt hatte. Waddington führte die Unterhaltung, was um so leichter für ihn war, als die Anwesenden sämtlich schwiegen, um auf seine interessanten und geistvollen Bemerkungen zu hören.

Es war gegen Ende des außerordentlich reichen Mahles, als Waddington auffallend laut die Bemerkung machte: „Ich habe gestern seit längerer Zeit zum ersten Male wieder die englische Flotte gesehen, und ich muß sagen, daß sie einen recht bedenklichen Eindruck auf mich macht.“

Wäre eine Kanone im Speisesaal abgefeuert worden, so hätte der Effekt nicht größer sein können. Die Gesellschaft war geradezu versteinert. Der neuernannte Gesandte Frankreichs sprach sich in dieser rücksichtslosen und abfälligen Weise über den Stolz Englands, über seine Flotte aus, und das in Gegenwart des englischen Thronfolgers!

Waddington schien aber noch nicht genug an seiner Bemerkung zu haben, denn er fügte sehr laut hinzu: „Wenn ich ehrlich sein will, muß ich sagen, die Flotte ist miserabel, und es liegt anscheinend an ihren Befehlshabern, daß sie derart heruntergekommen ist.“

Lord Beresford fand zuerst seine Fassung wieder und sagte, noch immer höflich, aber in sehr scharfem Tone: „Ich hoffe, Excellenz, daß es sich um einen Scherz Ihrerseits handelt.“

„Ganz und gar nicht,“ antwortete Waddington, „es ist leider die Wahrheit, was ich sage.“

Jetzt nahm Vizeadmiral Keppel das Wort und sagte sehr laut: „Sie scheinen zu vergessen, Excellenz, daß die Officiere, die Sie



eben in dieser unerhörten Weise schmähten, und denen Sie Pflichtvergeßlichkeit und Nachlässigkeit vorwarfen, mit Ihnen zusammen Gäste in einem englischen Hause sind, in einem englischen Hause, in dem man, wie überall in England, die Flotte überaus hoch schätzt und für das Bollwerk des Vaterlands hält."

"Ich weiß, wie sehr die Engländer in ihre Flotte vernarrt sind," entgegnete Waddington. „Das sollte sie aber nicht abhalten, die Augen offen zu halten und die Schwächen und Fehler ihres sogenannten Bollwerks einzusehen.“

In diesem Augenblick erhob sich der Prinz von Wales und verließ das Zimmer. Er konnte natürlich nicht länger Zeuge einer Szene sein, die sich immer mehr zuspitzte.

Das Fortgehen des Thronfolgers aber schien das Signal für die beiden Admirale zu sein, nun ihrerseits rücksichtslos gegen den französischen Botschafter vorzugehen.

Beresford stand auf und schrie: „Sie werden diese unerhörten Beleidigungen sofort zurücknehmen!“

„Fällt mir gar nicht ein," entgegnete Waddington.

„Sie werden diese Beleidigungen zurücknehmen," schrie auch Keppel, „oder Sie sollen für Ihre Frechheit gezüchtigt werden!“

„Herr," schrie Waddington und erhob drohend die Faust, „Sie wollen es wagen, mir, dem Gesandten einer fremden Macht, mit Gewalt zu drohen?“

„Ja, das will ich!" schrie Keppel, und blitzschnell verfezte er Waddington einen energischen Boxerschlag auf die Brust.

Das englische Blut des Angegriffenen wallte auf, und er gab diesen Boxerschlag zurück. Im nächsten Augenblick schlug aber auch Beresford auf ihn ein, und es entspann sich ein regelrechter Boxerkampf.

Die Gastgeberin saß einer Ohnmacht nahe auf ihrem Stuhl. Ein unerhörter Skandal war geschehen. Der Gesandte Frankreichs war in ihrem Salon tödtlich angegriffen worden. Das bedeutete nicht nur einen Skandal, der die ganze Welt in Aufregung versetzte, sondern den Krieg zwischen England und Frankreich, denn die gesamte französische Nation war in der Person ihres Botschafters beleidigt worden.

Frau Cust erhob sich, um hinauszuwanken und den Prinzen von Wales um Entschuldigung zu bitten wegen der furchtbaren

Szene, die in seiner Gegenwart begonnen hatte. Aber vergeblich suchte sie nach dem Thronfolger. Dieser hatte sich bereits entfernt, um sich nach dem königlichen Schlosse in Osborne zu begeben.

Frau Cust schleppte sich mühsam nach dem Speisezimmer zurück, denn sie durfte vor ihren Gästen keine Schwäche zeigen.

Wenn ihr Schreck und ihr Erstaunen noch einer Steigerung fähig gewesen wären, so hätte diese jetzt eintreten müssen, denn als sie ihren Speisesaal betrat, sah sie den französischen Gesandten wieder vergnügt auf seinem Plaze sitzen, als ob nichts vorgefallen wäre, und die ganze Gesellschaft lachte aus vollem Halse.

Da schlug Lord Beresford an sein Glas, erhob sich und sprach: „Meine Damen und Herren! Hoffentlich hat Ihnen der Scherz, den wir hier aufgeführt haben, gut gefallen. Seine Erzellenz Mister Waddington, der Gesandte Frankreichs, ist in London noch gar nicht eingetroffen. Da aber unserer verehrten Gastgeberin so viel daran gelegen war, diesen Herrn bei sich zu sehen in ihrem Salon, in dem die Fäden der Weltgeschichte zusammenlaufen sollen, und in welchem die europäische Politik nicht nur beeinflusst, sondern gemacht werden soll, hat auf Veranlassung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Wales unser gemeinsamer Freund und Bekannter Doktor Kussel, den ich Ihnen hiermit vorstelle, die Rolle des Mister Waddington vertretungsweise übernommen.“

Stürmische Heiterkeit brach los, in welche nur Frau Cust nicht einstimmt.

Unmittelbar darauf empfahl sich die ganze Gesellschaft, und Frau Cust blieb zurück, verzweifelt über die Lächerlichkeit, zu der sie nun verurteilt worden war, verzweifelt darüber, daß sie dem Prinzen von Wales durch ihren törichten Brief Veranlassung gegeben hatte, ihr diese kräftige Lehre zu erteilen.

Eine leitende Rolle konnte Frau Cust in der Gesellschaft nun zwar nicht mehr spielen, auch die Fäden der Weltgeschichte liefen in ihrem Salon nicht zusammen, der Prinz von Wales hatte ihr eine Belehrung darüber zu teil werden lassen wollen, aber es lag ihm fern, sie in der Gesellschaft unmöglich zu machen. Acht Tage später meldete er sich bei Frau Cust selbst als Gast an und brachte den wirklichen Waddington, seinen Freund und Studiengenossen,

mit. So hatte Frau Gust doch ihren Triumph, wenn sie ihn auch teuer bezahlt hatte.

U. D. R.

**Neue Erfindungen.** I. Moderne Rauchgarnitur. — Eigenartig und originell wirken die in unseren Abbildungen (Fig. 1—4) wiedergegebenen Vichthalter, Feuerzeuge, Zigarrenabschneider und Aschenbecher der Firma Stöckig & Co. in Dres-



Fig. 1.



Fig 2.

den A., Fürstenstraße 43. Sehr originell sind die Tiergestalten: der Affe, als Leuchter auf der Spitze seines Schwanzes die Lichttülle tragend, an einer Kette befestigt der Lichtauslöser; der Kater als Feuerzeug, ebenfalls auf der Schwanzspitze die Streichholzschachtel balancierend; der Marabu als Zigarrenabschneider in seiner grotesken Gestalt und ebenso der Affe, beide mit einer



Fig. 3.

Aschenschale vereint. Leuchter, Feuerzeuge, Aschenbecher u. s. w. sind aus Messing, mit Kupfer verziert und mit einem feinen, farblosen Lack überzogen, der ein Putzen der Gegenstände unnötig macht. Messing, sowie Kupfer tragen die Patina des Alters, eine durch einen chemischen Prozeß bewirkte, ungleichmäßige Tunkfärbung, durch welche ein schönes, antikes Aussehen erreicht wird.

II. Das Idealpatentfenster. — Als eine erstklassige Erfindung muß das „Idealpatentfenster“ bezeichnet werden, welche diesen Teil des Gebäudes endlich auch zur Geltung kommen läßt, und entschieden im Laufe der Zeit die veralteten Konstruktionen vollständig verdrängen wird. Wir geben nachstehend einige Vorzüge, die jedem sofort auffallen werden: fast hermetische Abdichtung, keine Zugluft, kein

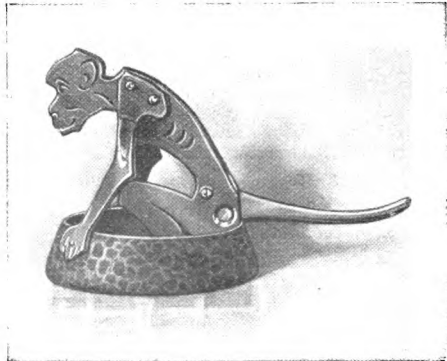
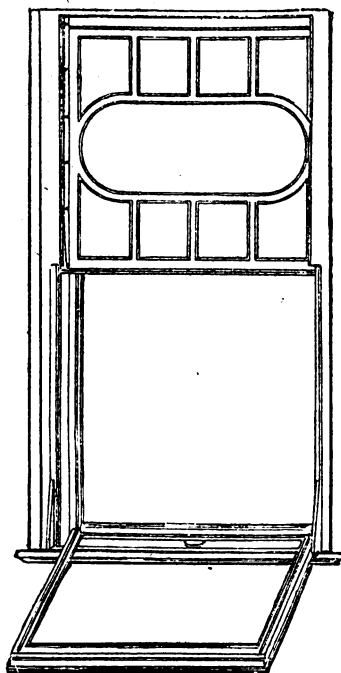


Fig. 4.

Durchschlagen von Wasser, kein Festklemmen und keine Schmutz-  
ecken; eine Behinderung des Raumes und das Zerreißen der  
Gardinen ist unmöglich, die ausgiebigste Lüftung ohne Zug  
findet statt, das Fenster ist leicht zu handhaben ohne jede persön-  
liche Gefahr, ebenso findet  
das gefahrlose Putzen beider  
Rahnen im Zimmer statt,  
die Benützung von Kolladen,  
Jalousien ist unbehindert, und  
durch Versenken beider Rah-  
men in die Brüstung entsteht  
ein freier Raum. Mit diesen  
Vorzügen ausgerüstet, be-  
deutet das Fenster der Ideal-  
patentfenster-Gesellschaft m.  
b. S. in Magdeburg, Hohe-  
pfortestraße 62, eine voll-  
ständige Umwälzung auf  
dem Gebiete unserer Zimmer-  
fenster. Als Hauptvorzug  
erwähnen wir, daß bei dem  
Idealpatentfenster niemals  
Fenster Teile im Zimmer  
vorstehen, der Fensterraum  
daher durch Aufstellung von  
Möbeln besser ausnützlichbar ist,  
was vielfach angenehm  
empfundener wird. P. K.



Das Idealpatentfenster.

**Ein Traum.** — Daß man  
im Traume furchtbar leiden

kann, erfährt gelegentlich jeder an sich selbst. „Gott sei Dank — es  
war nur ein Traum!“ Dieser erleichternde Seufzer klingt wohl in die  
Stille jedes Schlafzimmers. Es kann einem geschehen, daß man nach  
einem traurigen Traum mit nassen Augen erwacht. Daß jemand  
im Schlaf spricht und laut lacht, ist nichts Seltenes. Aber daß ein  
Traum nach dem Erwachen noch Handlungen veranlaßt, die mit  
ihm im Zusammenhang stehen, ist schon ungewöhnlicher.

Meinen Großvater mütterlicherseits hat ein Traum beinahe zum Mörder der eigenen Gattin werden lassen. Die Geschichte, die ich hier erzählen will, beruht, wie ich vorausschicke, auf vollständiger Wahrheit.

Das großelterliche Pfarrhaus lag weitab vom Weltverkehr. Zu der Zeit, da die Geschichte sich zugetragen, in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, gab's in meinem engeren Vaterland noch keine Eisenbahnen, nicht einmal eine Poststraße führte an dem stillen Dörfchen vorüber. Wenn trotzdem recht viel Besuch in dem Pfarrhaus zu W. einkehrte, so lag das eben an den gastfreien Bewohnern, denn auch die Gegend bot keine landschaftlichen Reize. Ganz besonders rege war der Verkehr mit dem Oberförster zu S., und es ist daher nicht verwunderlich, daß es in meinem Großelternhaus lebhaftes Interesse erregte, als bekannt wurde, im Forsthaus zu S. sei in einer der letzten Nächte eingebrochen worden, und der Oberförster R. habe den Einbrecher in einer Ecke zwischen der Wand und dem mächtigen Kachelofen im Wohnzimmer dingfest gemacht. Der Einbrecher sitze jetzt wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel.

Die Sache beschäftigte natürlich die Gemüter der ganzen Umgegend nicht wenig. Man muß die damalige Zeit und die Abgeschlossenheit des Ortes, in den nur zweimal wöchentlich eine Botenfrau Nachrichten von außerhalb brachte, bedenken, um zu verstehen, daß der Einbruch als ein Ereignis ersten Ranges betrachtet und nach allen Richtungen hin besprochen wurde. Nun ist es ja genügend bekannt, daß häufig in unseren Träumen eben Erlebtes eine große Rolle spielt. Ferner ist erwiesen, daß infolge eines äußeren Eindrucks, eines Geräusches auf der Straße oder im Schlafzimmer mit blitzartiger Geschwindigkeit sich Träume entwickeln. So nur ist zu erklären, was sich im Schlafzimmer meiner Großeltern in einer der dem Einbruch im Forsthaus zu S. folgenden Nächte zutrug.

Mein Großvater war ein großer, starker Mann, damals im kräftigsten Mannesalter, meine Großmutter, seine zweite Frau, ein zartes, kleines Frauchen. Die vier Kinder schliefen in einem Zimmer neben dem der Eltern. In jener Nacht nun stand Großmutter leise auf, um sich im Wohnzimmer ein Glas Wasser zu holen. Durch das Knarren der Tür aus dem Traum, es werde eingebrochen,

geweckt, stürzt Großvater schlaftrunken aus dem Bett, sieht im Mondlicht die Umrisse einer Gestalt, schreit laut: „Halt, Kerl!“ packt die Gestalt, die mitten in der Kammer wie angewurzelt vor Schreck steht, mit beiden Fäusten am Hals und würgt sie aus Leibeskräften. Die arme Frau vermag sich nicht zu wehren, nichts zu erklären, ist schon halb erstickt, da erwacht eines der Kinder, sieht durch die offene Thür, was vorgeht, und ruft: „Um Gottes willen, Vater, es ist ja die Mutter!“

Der Schreckensruf bringt den Großvater endlich zur Besinnung und läßt ihn mit Entsetzen erkennen, daß er um ein Haar der unfreiwillige Mörder seiner Frau geworden wäre. Zum Glück trug Großmutter keinen Schaden an ihrer Gesundheit davon, aber große blaue Flecke an ihrem Hals zeugten noch lange von dem heftigen Druck, den die starken Hände ihres Mannes ausgeübt hatten.

Meine Mutter, damals ein Kind von acht Jahren, erinnert sich noch genau, daß ihr Vater den ganzen folgenden Tag über tief erschüttert gewesen ist und fortwährend mit Tränen gekämpft hat beim Gedanken, daß seine treue Lebensgefährtin um ein Haar den Tod unter seinen Händen gefunden hätte.

Natürlich wäre bei dem großen Ansehen, in dem der Großvater stand, bei der allgemein als glücklich bekannten Ehe auch bei einem unheilvollen Ausgang der Sache der Verdacht der Absicht vollständig ausgeschlossen gewesen, wie aber, wenn es sich um einen Mann gehandelt hätte, der mit seiner Frau in Unfrieden gelebt, in dessen Häuslichkeit Zank und Streit an der Tagesordnung gewesen wären? Würde man, im Fall der Tod der Frau wirklich eingetreten wäre, und keine Augenzeugen dem Vorgang beigewohnt hätten, dem Manne geglaubt haben, daß er, unter dem Eindruck eines Traumes stehend, einen Einbrecher habe unschädlich machen wollen?

B. Rittweger.

**Winsenwahrheit.** — Was eine Winsenwahrheit ist, weiß wohl jedermann, daß aber das Wort seine Herkunft dem Heidelberger Studententum der ersten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts verdankt, wird weniger geläufig sein. Winsen nannte man damals in Heidelberg die langen, steifen Halme der *Molinia coerulea*, die auch heute noch in ungeheuren Mengen auf den Bergthalen um

Heidelberg wuchern. Zu jener Zeit wurden von den Studenten fast ausnahmslos Tabakpfeifen geraucht, zu deren Rohreinigung die genannten Grasshalme im getrockneten Zustande wie geschaffen waren. Der Binsenhandel wurde zu genanntem Zwecke fast ausschließlich von einem Menschen betrieben, der eine Gestalt hatte wie ein richtiger Trottel, dabei aber ein ganz gerissener Geschäftsmann war, der auf dem Heidelberger Schloßberg Haus und Familie besaß. Da der „Binsenbub“, wie er allgemein hieß, sich beschränkter stellte, als er in Wirklichkeit war, so galt er in Studententreisen gewissermaßen als das Prototyp geistiger Beschränktheit, und man nannte dort Binsenwahrheiten jene selbstverständlichen Wahrheiten, die selbst der Heidelberger „Binsenbub“ verstand. Längst ist das Wort aus der Studentensprache in die allgemeine Schriftsprache übergegangen, nur in seltenen Fällen aber wohl ist man über seine Entstehung unterrichtet. jfr.

**Menschlichkeit.** — Ein schriller Schrei. Ein alter Mann war plötzlich, als der Zug abgehen wollte, aufgesprungen und aus dem Wagen gesprungen; dabei war er gefallen und mit dem Fuß zwischen die Steinverchalung des Bahnsteigs und das Trittbrett des Wagens gekommen.

Wir fuhren alle auf, aber nur ein einziger hatte Geistesgegenwart genug, sofort nachzuspringen. Es war ein großer Mann mit einem mächtigen Barte, eine echt russische Erscheinung. Er suchte den Gefallenen zunächst an den Armen zurückzuziehen; da ihm das nicht gelang, ergriff er das Trittbrett des Wagens und suchte es, da es in Scharnieren lief, in die Höhe zu klappen, um auf diese Weise den Gefangenen freizumachen.

Das gelang, wäre aber beinahe das Verderben des mutigen Mannes geworden, denn das Brett klappte so schnell hoch, daß der mit aller Macht daran Reißende, der auf größeren Widerstand vorbereitet war, das Gleichgewicht verlor.

Glücklicherweise hatte man aber auf der Maschine das Vorgefallene wahrgenommen und den Zug zum Halten gebracht, der nun gerade zum Stehen kam, als der mutige Mann unter die Räder fiel. Wie von einem Alp befreit atmeten wir auf, als wir ihn wieder gesund und munter hervorkriechen sahen.

Als ob nichts vorgefallen wäre, nahm er seinen Platz im Wagen



wieder ein. Das Ereignis spielte sich auf einem kleinen russischen Bahnhofs in der Nähe von Drel ab.

„Sie haben Glück gehabt,“ redete einer der Reisenden den Einsteigenden an. „Sie hätten jetzt leicht mit zerbrochenen Knochen da unten liegen können. Aber es war sehr edel von Ihnen, daß Sie dem armen Alten beisprangen.“

„Man muß immer menschlich sein,“ erwiderte der Angeredete. „Was ich für ihn getan, wird ein anderer mir tun. Menschlich muß man handeln, wenn man selbst auf Menschlichkeit rechnet. Ich säße nicht hier, wenn ich nicht menschlich gehandelt hätte in einem Moment, wo ich sehr in Versuchung war, es zu unterlassen.“

Wir sahen uns gegenseitig an. Als er keine Antwort erhielt, aber auf allen Gesichtern eine gewisse Spannung bemerkte, fuhr er unaufgefordert fort.

„Ich bin Lokomotivführer, war zur Zeit des Krieges nach der Mandschurei kommandiert und hatte täglich Truppen vom Baikalsee nach dem Kriegsschauplatz zu befördern. Die Fahrt war langsam und schwierig, der Bevölkerung absolut nicht zu trauen. Vorsicht war immer am Platze und wurde auch so weit wie nötig geübt.“

Es war am Tage vor der Schlacht bei Mukden oder vielleicht auch zwei Tage vorher. Die Aufregung der Truppen und Behörden wuchs von Stunde zu Stunde, jeder fühlte, daß die Entscheidung nahte. Auch die chinesische und mandtschurische Bevölkerung war in steter Bewegung, man wußte nicht, ob zu unseren Gunsten oder Ungunsten. Wir fuhren deshalb nicht allein auf der Maschine, sondern hatten stets einen hohen chinesischen Würden-träger neben uns stehen — zur Kontrolle, wie es hieß; aber, wie ich glaube, als Geißel, denn uns wurde zwar gesagt, daß wir ihm zu gehorchen hätten, aber im Falle der Gefahr war uns anheimgestellt, nach eigenem Ermessen zu handeln.

Unaufhörlich trafen Soldaten ein, Truppen, nichts als Truppen. Ich hätte niemals geglaubt, daß es so viele Soldaten gebe. Und diese Hekerei und Eile! Was sollten wir nicht alles möglich machen mit unseren alten Maschinen, die jetzt wochenlang nicht aus dem Dienst gekommen waren, und deren jede einer Reparatur dringend bedurfte. Na, daran war ja in jenen Tagen am wenigsten zu

denken, da hieß es, so viele Soldaten wie möglich nach dem Kriegsschauplatz zu bringen, damit sie in der Stunde der Gefahr zur Stelle waren. Das sahen wir alle ein und taten unser möglichstes, und es gab viele von uns, die sind wochenlang nicht aus den Kleidern gekommen und haben keine drei Stunden hintereinander geschlafen.

An jenem Tage hatte ich einen Zug zu übernehmen, den vor mir ein anderer Lokomotivführer geführt hatte. Es waren Jäger und Infanterie, die zu befördern waren. Ich weiß nicht mehr, wie viele Achsen der Zug hatte, es sollte jedenfalls in größter Schnelle gefahren werden. So lautete der strenge Befehl.

Was die Maschine hergab, wurde gemacht — sechzig Werst die Stunde und mehr! Ich weiß ja, daß das nicht sehr viel ist, und in Deutschland oder Frankreich fährt man bedeutend schneller; aber die alte Maschine konnte nicht mehr hergeben, kurz, ich war mit sechzig Werst ganz zufrieden.

Wer es aber nicht war, das war mein Kontrolleur, der Chinese, der mit auf der Maschine stand. Es war ein hoher Beamter, wenigstens behandelten ihn seine Landsleute mit der größten Höflichkeit. Der schimpfte den ganzen Weg, daß ich nicht versuchte, ein schnelleres Tempo einzuschlagen. Wahrscheinlich konnte er es nicht erwarten, die russischen Soldaten den japanischen Kanonen entgegenzutreiben. Aber ich kümmerte mich nicht viel darum, was der Kerl sagte und dachte, und freute mich, daß meine alte Maschine so viel leistete.

Es war schon hinter Kirin, meine Maschine lief, daß es eine Freude war; wenn sie so im Schuß blieb, war es nicht schwer, noch vor Abend die letzte Station zu erreichen, und das mußte sein, das durchzusetzen war ebenso Ehrensache, wie es schwer gehandelt werden konnte, wenn es nicht gelang, denn es war zu wichtig, daß die Truppen alle versammelt waren, konnte doch von dem Eintreffen oder Nicht Eintreffen eines einzigen Regimentes Sieg oder Niederlage abhängen.

Mein Entsetzen war daher nicht gering, als ich mitten in bester Fahrt ein Hindernis wahrte, das mich allem Anschein nach zwingen würde, den Zug zum Stehen zu bringen. Ein kleines Mädchen in der Tracht der Eingeborenen lief auf dem Bahndamm vor dem

Zuge her. Als es den Zug immer näher auf sich zukommen sieht, will es entfliehen, fällt hin und stürzt gerade auf eine Schiene, wo es anscheinend ohnmächtig liegen bleibt. Das kam ungelegen. Es bedeutete einen Aufenthalt von wenigstens zehn Minuten, den wir erlitten, denn ehe ich die Maschine wieder im Schuß hatte, daß sie lief wie jetzt, konnte recht wohl diese Zeit vergehen.

Aber was konnte ich tun? Ich konnte doch das Kind nicht überfahren wie ein Stück Holz!

Ich greife also nach dem Hebel, um den Zug anzuhalten.

In demselben Augenblick fühle ich mich aber erfaßt und nach rückwärts gerissen. Es ist der Chinese, der mich gepackt hat. Er schreit mir etwas zu, das ich nicht verstehe, und zeigt mit der Hand nach vorwärts. Was kümmert so einen Mann ein armes Kind! Menschenleben sind dieser Sorte von Leuten nichts, denn je vornehmer so ein Chinese ist, desto mehr verachtet er das niedere Volk.

Ich aber reiße mich los und drücke den Hebel mit Macht herunter. Da springt er noch einmal auf mich zu und will mir den Griff aus der Hand reißen. Aber ich gebe ihm einen Stoß, daß er zurücktaumelt, und als er den Revolver zieht, schlage ich ihm denselben aus der Hand, daß die seidene Schnur, mit der er ihn um den Hals gebunden hat, entzweireißt.

Jetzt hält der Zug. Ich springe von der Maschine, nehme das schreiende Kind, das sich den Fuß verstaucht hatte und nicht von der Stelle konnte, lege es auf den Rasen der Böschung, springe wieder auf, und die Fahrt geht weiter.

Schweigend lehnt der Chinese in einer Ecke, mir giftige Blicke zuwerfend. Ich rede ihn an und entschuldige mich, dabei hervorhebend, daß wir doch nicht Krieg mit Kindern führen, und daß man immer menschlich sein müsse; so habe es mich meine Mutter gelehrt, und so schreibe es auch unsere heilige Religion vor und, soviel ich wüßte, auch die seine, denn Konfuzius sei ein sehr kluger und guter Mann gewesen, der sicher seinen Anhängern nichts Schlechtes gelehrt hätte.

Aber der Chinese achtet gar nicht auf meine Worte, sondern starrt dumpf brütend vor sich hin, nur einmal streckt er die Faust

drohend nach mir aus und ruft mir in gebrochenem Russisch zu, er werde mich wegen Ungehorsam und Widerspächlichkeit zur Rechenschaft ziehen lassen.

Ich suchte die Achseln. Mochte er mich immerhin melden, ich hatte meine Pflicht getan, kümmerte mich daher nicht weiter um ihn, sondern suchte meine Maschine in den alten Gang zu bringen. Gelang es mir, die Brücke über den Jo-Lo noch vor neun Uhr Abends zu erreichen, so konnte ich noch zur rechten Zeit in Mulden sein; gelang mir das nicht, so kam ich sicher zu spät.

Ich konnte meine Ausichten ziemlich genau berechnen. Man sieht nämlich die Brücke, die über den Fluß führt, lange vorher, ehe man sie berührt.

Acht Uhr sechsundvierzig war es, als die Brücke in Sicht kam. Jetzt würden wir schon auf der Brücke gewesen sein, wenn mich die Rettung des Kindes nicht aufgehalten hätte.

Gerade überlegte ich, ob es noch reichen würde, aber ich sollte nicht weiter denken, denn auf einmal ertönte ein Krach, als ob die Erde bersten wollte, ein dicker Dampf hüllte die Brücke in der Ferne ein, ein Bersten und Knirschen mengte sich in den Krach, und im nächsten Augenblick sah ich Eisentrümmer, Balken, Steine und Erde im wilden Tanz hoch in die Luft fliegen. Ein heimtückischer Streich war dem Feind gelungen, die Brücke war gesprengt!

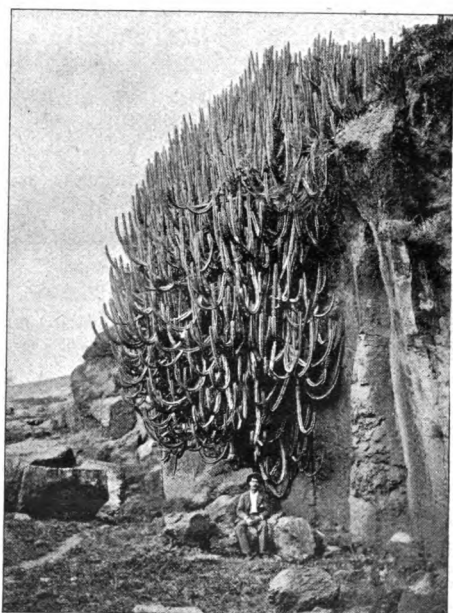
Ich fuhr noch näher heran und brachte, vielleicht dreißig Achsen vor der zerstörten Brücke, den Zug zum Stehen.

Ich sah mich nach dem Chinesen um, er war leichenblaß und lehnte an der Wand der Maschine, als ob er fürchtete zu fallen. „Guer Wohlgeboren,“ sagte ich zu ihm, „der Tod des kleinen Kindes wäre uns teuer zu stehen gekommen. Sehen Sie hin, welchem Verhängnis wir erhtgangen sind. Hielt ich den Zug nicht an, um das Kind zu retten, befand sich der Zug mitten auf der Brücke, als die Mine sprang. Von allen Insassen wären nicht zehn Mann davongekommen.“ Aber er antwortete nicht, er starrte nur immer vor sich hin.

Ich achtete nicht weiter auf ihn, denn die Soldaten, die mittlerweile aus den Wagen gesprungen waren, umringten die Maschine und bestürmten mich so mit Fragen, daß ich kaum zu mir selber kommen konnte.

Nach zwei Stunden erschien auf der anderen Seite des Flusses ein Zug und nahm unsere Soldaten, die den Fluß durchwaten mußten, auf. Sie sind nicht mit in der Schlacht gewesen. — Sehen Sie, so hat es uns alle gerettet, daß ich menschlich gehandelt habe. Menschlich soll man immer sein, denn mit Menschlichkeit dient man Gott am meisten!“ R. P.

**Eine Rieseneuphorbie.** — Das kleine giftige Kraut, das wir Wolfsmilch nennen, gehört einer Pflanzenfamilie an, die in den



W. Brauer in Magdeburg phot.

**Die größte Euphorbia canariensis bei Santa Cruz auf Teneriffa.**

heißen Zonen beider Erdhälften höchst merkwürdige baumartige Formen aufweist. Alle Euphorbien besitzen einen charakteristischen scharfen Milchsaft, der jedoch bei einigen Arten mild und genießbar

ist. In Gewächshäusern bei uns wird mit Erfolg die laktusähnliche *Euphorbia canariensis* gezogen, die auf dem Lavaboden der Kanarischen Inseln gedeiht, und deren größtes Exemplar sich an einer Felswand in der Nähe von Santa Cruz auf Teneriffa befindet. Mit ihren aufsteigenden blattlosen Ästen und Zweigen ist die kanarische *Euphorbia* einem riesigen vielarmigen Randelaber vergleichbar. Die Pflanze ist auf allen Inseln des kanarischen Archipels in solchen Mengen vertreten, daß schon verschiedene Male in Santa Cruz Chemiker sich niederließen, um Versuche zur Gewinnung eines brauchbaren Präparates aus dem Milchsaft der Pflanze anzustellen. Bis jetzt sind diese Versuche aber mißglückt. Auch ist die *Euphorbia* auf den Inseln wenig beliebt, da ihr Saft, zufällig in die Augen gebracht, sehr bössartige Entzündungen hervorruft, die bei Vernachlässigung leicht Erblinden herbeiführen können.

J. P.

**Die Kurfürstenschente.** — An einer der von Berlin nach Osten führenden großen Heerstraßen stand eine stattliche Schenke, welche bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein viel besucht wurde. Sie hat eine interessante Geschichte.

Unter dem Kurfürsten Joachim I. diente ein Infanterist, der, ein Riese an Größe und Kraft, es zum Unteroffizier gebracht hatte und immer um den Kurfürsten sein mußte. Weil Joachim mit derber Faust den Raubrittern zu Leibe ging und sie aufhängen ließ, wo er ihrer habhaft wurde, hatte er unter diesen viele und gefährliche Feinde, die ihm ständig nach dem Leben trachteten. Im Köpenicker Forst hätten sie ihn einmal beinahe erwischt, und der Kurfürst vermochte sich nur mit Mühe zu retten.

Da wurde behauptet, daß sein treuer Diener und Geleitmann, der erwähnte Unteroffizier Peter Melchior Waldmann, den Verschworenen die Wege seines Herrn verraten habe. Waldmann beteuerte zwar seine Unschuld, aber die Richter glaubten an seine Schuld und verurteilten ihn zum Tode, doch wollte man ihn zuvor foltern, um etwaige Mitschuldige zu erfahren. Der Kurfürst, ein sehr jähzorniger Herr, ergrimmete nun auch über Waldmann, an dessen Treue er nie gezweifelt; er bestätigte zwar das Todesurteil nicht, aber er ließ den unglücklichen Mann auf die Folter bringen, damit er seine Helfer bekennen möchte. Doch selbst die

furchtbarsten Qualen vermochten Waldmann kein Geständnis abzupressen. Er litt finster und schweigend.

Als er wieder etwas zu Kräften gekommen, wurde er eines Morgens in den Schloßhof geführt, wo seine Kompanie aufmarschiert war, und er glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen. Aber es ward ihm nur vorgelesen, daß der Kurfürst ihn vom Tode verschont wissen wolle, dagegen sollte er als ein Verräter mit Schimpf und Schande aus der Kompanie gestoßen, mit dem glühenden Eisen auf die Stirn gebrannt und auf ewige Zeiten des Landes verwiesen werden. Als Waldmann dieses Urteil hörte, fiel er auf die Kniee und bat unter Tränen, man möchte ihn doch lieber köpfen, da ihm solche Schande schwerer sei als das Sterben. Das verwunderte alle Anwesenden sehr, denn für die damalige Zeit galt das Urteil des Kurfürsten als ein sehr mildes. Indessen half kein Bitten, Peter Waldmann ward mit Schimpf und Schande aus der Kompanie gestoßen, schändlich gebrandmarkt und der Stadt und des Landes verwiesen.

Wenige Wochen danach kam's heraus, daß Peter Waldmann ganz unschuldig gewesen war, und ein anderer den Verräter gespielt hatte, der nun auch hingerichtet wurde. Nun reute es den Kurfürsten sehr, daß er sich seines treuen Dieners beraubt und ihn so schmachvoll ins Elend gejagt hatte; er ließ es auch verkündigen in allen Städten und Dörfern, Waldmann solle zurückkommen, aber Waldmann ließ nirgends etwas von sich sehen und hören.

Ein paar Jahre vergingen; Kurfürst Joachim hatte nach wie vor mit dem Raubgesindel zu kämpfen, und einige Rachsüchtige vom Adel stellten ihrem Herrn immer noch nach dem Leben. Da begab es sich eines Tages, daß sie ihn mitten im dichten Wald überfielen. Kurfürst Joachim mußte sein Heil in der Flucht suchen und fand endlich Schutz in einem einsam liegenden Gehöft. In diesem Gehöft war nur ein einzelner, außergewöhnlich hochgewachsener Mann; der gab dem Kurfürsten und seinen Begleitern Speise und Trank und bat, der Kurfürst möge sich ausruhen unter seinem Dach, machte dann zwei große Hunde los von der Kette und stellte sich mit einer Kiensadel und einer breiten Art vor das Thor, das ins Gehöft führte.

Als nun die Verfolger ankamen, und er ihre große Anzahl sah,

sprach er ruhig: „Es hilft nichts,“ und schleuderte die Rienfackel auf das Strohdach des Stalles, das sofort Feuer fing und hoch emporflammte.

„Warum tust du das?“ fragte der Kurfürst.

„Man wird im Dorfe drüben die Flammen sehen, und wir werden Hilfe bekommen,“ antwortete der Mann ruhig.

Nun begann ein harter Kampf. Der Riese verteidigte unerfütterlich das enge Tor und fällte manchen der Feinde durch die Hiebe seiner Art; kletterten aber einzelne über die Mauer, so wurden sie von den starken Hunden niedergerissen. Nach etwa zehn Minuten ergriff die Flamme das ganze Haus, und es glühte die rote Lohe gewaltig in die Nacht. Da begannen bald hier, bald dort die Glocken zu läuten. Die Verfolger des Kurfürsten wurden stutzig und entfernten sich eilig, ehe die Mannschaften kamen, die von allen Seiten herbeieilten und beim Scheine des brennenden Hauses ihren Kurfürsten und Herrn erkannten und ihn freudig erregt umringten.

Als der Kurfürst sich gerettet sah, wendete er sich an den Riesen, der noch immer schweigend mit seiner blutigen Art am Tore stand, ergriff ihn bei der Hand und sprach mit lauter Stimme, daß ihn alle hören konnten: „Peter Melchior Waldmann, ich habe Euch erkannt; Ihr seid mir verfallen mit Leib und Leben, denn Ihr habt Euch gegen das Gesetz betreten lassen auf kurbrandenburgischem Grund und Boden; Ihr seid mir verfallen, und ich will Euch mit mir nehmen und Euch einsetzen in Eure frühere Ehre; denn es ist erkannt, wie Ihr unschuldig seid bestraft worden, und es ist der beste Beweis für Eure Treue, daß Ihr mir heute das Leben gerettet habt vor den Verfolgern und Euer Haus und Hof gesetzt an meine Rettung!“

Da stürzten dem Waldmann die Tränen aus den Augen, aber er bat, ihn hier zu lassen in seiner Einsamkeit. Ein Gebrandmarkter gehöre nicht an den Hof.

Da ließ ihm der Kurfürst jenes stattliche Haus bauen, gab ihm Garten und Feld und Vieh, die Fischerei auf dem See und die Jagd im Forst und freie Schenkergerechtigkeit für ewige Zeiten. Und weil Kurfürst Joachim diese Schenke mit so vielen Rechten ausstattete, wurde sie ihm zu Ehren die „Kurfürstenschente“ genannt.

C. T.



**Das Fett in der Nahrung des Menschen.** — Es ist noch lange nicht gebührend bekannt, daß bei der Ernährung des Menschen das Fett eine überall wichtige Rolle spielt, und daß die Zufuhr fetthaltiger Speisen eine unerläßliche Notwendigkeit für ihn ist. Fett ist zur Verdauung, zur Wärmeentwicklung durchaus notwendig, es tut viel dazu, die Kraft und Lebensenergie des Menschen zu erhöhen, es beugt sogar gewissen Krankheiten erfolgreich vor. Daß Lebertran bei Skrofuloſe, süße Sahne bei Blutarmut, Magenschwäche, Neigung zur Lungenſchwindſucht zc. die wirkungsvollsten Mittel ſind, wird von allen Ärzten anerkannt.

Nun aber beſchränken ſich die meiſten Leute mit ihrer Fettzufuhr auf die Butter, die ſie theils mit ihrem Brot, theils in den gekochten Speiſen zu ſich nehmen. Allerdings iſt ja die Butter durchaus nicht zu verachten, denn ſie iſt jedenfalls das wohlſchmeckendſte von den uns zugänglichen Fetten, allein ſie iſt auch ſo ziemlich das teuerſte und zu gleicher Zeit das am wenigſten fetthaltige von unſeren Fetten. Olivenöl, Leinöl, Schweineſchmalz, Gänſeſchmalz, Talg — alles hat mehr wirklichen Fettgehalt.

Aber auch das Fett am Rindfleisch, Hammelfleiſch, Schweinefleisch zc., das die allermeiſten Menſchen nicht miteſſen, ſondern beiſeite ſchieben, iſt als Nahrungsmittel außerordentlich wertvoll und nützt ebenſowohl zum Aufbau des jungen, ſich entwickelnden Körpers, wie zur Erhaltung des fertigen, bejahrten. Wenn die Hausfrau ſich auf ihren Vorteil verſtünde, ſo drängte ſie beim Einkauf den Fleiſcher nicht, ihr das Fett ſorgſam wegzuputzen, und nähme nicht nur das magere Fleiſch mit nach Hauſe, ſondern auch den Fetttrand. Sie täte ihren Hausgenoſſen und ſich ſelber den beſten Dienſt damit — namentlich im Winter, weil Fett eben Wärme ſpendet.

Überhaupt aber befördert Fett die Verdaulichkeit der ſonſtigen Nahrungsmittel. Erbsen, Reis und alle Hülsenfrüchte zum Beiſpiel ſind höchſt ſchätzbare Speiſen; aber ohne beträchtliche Fettzutat ſind ſie für die Bedürfniſſe des Körpers ungenügend. Ebenſo alle Kohllarten, überhaupt alle Gemüſe, auch Kartoffeln. Miſcht man ihnen dagegen Fett in gehöriger Menge zu — Übermaß iſt natürlich zu vermeiden —, ſo beſriedigen ſie die Bedürfniſſe des menſchlichen Organismus, ſie werden verdaulich, bekömmlich und ſchmackhaft.

Das ist es auch, was unter anderem der Erbswürst so großen Nährwert verleiht und sie zu einem so beliebten und zweckentsprechenden Volksnahrungsmittel macht: sie vereinigt das Beste, Stickstoffhaltigste, was das Pflanzenreich bietet, mit dem Fetthaltigsten, was das Tierreich bietet, dem Speck.

Liefert nämlich seines Fettreichtums halber das Schwein an sich das empfehlenswerteste Fleisch, so gilt das vom Speck in besonderem Maße. Geräucherter Speck vereinigt Wohlgeschmack und Verdaulichkeit mit ungewöhnlich hohem Fettgehalt. Er bietet den relativ höchsten Satz von reinen, zuträglichen Nährstoffen. Volle 90 Prozent des Speckes gehen, wenn gut gekaut, in Fleisch und Blut des Menschen über. Man sollte daher dem Speck, dem fetten sowohl wie dem „durchwachsenen“, weit mehr Beachtung schenken, ihn weit mehr bei Bereitung der Hausmannskost verwenden, als jetzt geschieht.

Zur Beruhigung Fettleibiger sei übrigens noch hinzugesetzt, daß fette Speisen nicht an sich auch Fettbildner sind. Der Verdauungsprozeß verwandelt vielmehr in erster Linie zucker- und stärkemehlhaltige Nahrungsmittel zu Fett.

E. D.

**Bedeutliche Hochzeitsgeschenke.** — Eine Dame, die einem ihrer Verehrer, einem Bildhauer, einen Korb gegeben, erhielt an ihrem Hochzeitstage von ihm als Abschiedsgeschenk eine Marmorstatue, in der sie selbst als Wetterfahne dargestellt war. Die schöne Empfängerin, welche augenscheinlich Humor besaß, nahm das Geschenk an und verkaufte es schleunigst an einen Kunsthändler für eine bedeutende Summe.

Ein junger Barbiergehilfe in Manchester, der von der Dame seines Herzens einen Korb erhalten, beschloß aus Kummer darüber, seine schönen Locken und seinen prächtigen Schnurrbart zu opfern und ließ damit ein Nadelkissen ausstopfen, das er dem Gegenstande seiner unerwiderten Leidenschaft mit dem Ersuchen zuschickte, es als Andenken an ihn zu bewahren. Er fügte hinzu, ihr Verlust hätte ihn so tief gekränkt, daß er ihretwegen sogar auf seinen schönsten Schmuck, seinen Schnurrbart, verzichtete. Das Nadelkissen soll noch heute der Eigentümerin seine Dienste leisten.

Eine Dame in New York, die zahlreiche Körbe ausgeteilt, an der die Jahre aber auch nicht spurlos vorübergegangen waren, erhielt

an ihrem Hochzeitstage von einem verabschiedeten Liebhaber eine Brille, ein Gebiß und eine Perücke mit einem Briefe, in welchem der Schreiber die Überzeugung aussprach, sie werde für seine Geschenke wohl schon in nächster Zeit Verwendung haben.

Ein recht unangenehmes Geschenk bekam auch eine Dame in Brighton von einem jungen Manne, dem sie zu Gunsten eines reicheren Bewerbers einen Korb gegeben hatte. An ihrem Hochzeitstage, als alle Gäste beim Festmahle versammelt waren, wurde ein Paket abgegeben, das, als man es auswickelte, ein kalligraphirtes Dokument in elegantem Rahmen enthielt. Es war eine Kopie ihres Taufscheines, dessen Enthüllung etwas ernüchternd auf die Anwesenden wirkte, da sich die Hochzeiterin ihrem künftigen Gatten gegenüber für erheblich jünger ausgegeben hatte, als auf dem Dokument angeführt war. Es kam zu einem heftigen Zwist, und der abgewiesene Freier hatte in diesem Falle seinen Zweck erreicht.

M. N.

**Indische Zauberer.** — Während unsere Zauberer zu ihren Vorführungen eines großen Apparats bedürfen und sich dabei die Erfindungen und Ergebnisse der Physik, Elektrotechnik und Chemie zu nütze machen, brauchen ihre indischen Kollegen nur sehr geringe oder anscheinend gar keine Hilfsmittel zu ihren trotzdem außerordentlich überraschenden Produktionen. Ein zweiter wesentlicher Unterschied ist der, daß unsere Boscos und Bellachinis, oder wie sie sich sonst nennen, ihre bedeutenderen Kunststücke getrennt vom Publikum auf der Bühne zum besten geben, während die Indier sie mitten unter den Zuschauern, also von allen Seiten beobachtet, ausführen.

Die indischen Zauberer werden in ihrer Heimat selbst *Jaduwallahs* genannt. Ein *Jaduwallah* geht nicht erst später, nachdem er vorher erst diesen oder jenen Beruf ausgeübt hat, zu seiner Kunst über, sondern er wird darin von klein auf unterrichtet. Es gibt in Indien eine wirkliche *Jaduwallahskunst*, bei der die Väter die Lehrrmeister für ihre Söhne abgeben, und deren Mitglieder untereinander in enger Fühlung stehen. Infolgedessen führen auch fast alle dieselben Kunststücke vor, es ist keiner begierig, dem anderen ein Geheimnis abzusehen oder abzulauschen, und Geschäftsneid gibt es unter ihnen nicht.

Das Hilfspersonal eines *Jaduwallah* besteht gewöhnlich aus

einem Weib und einem Knaben. Das Weib ist in der Regel seine Frau, und der Knabe sein Sohn. Da alle drei jahrelang bei denselben Kunststücken zusammenwirken, so bedarf es bei den Vorstellungen keiner weitläufigen Anordnungen und Vorschriften, sondern ein jeder weiß von vornherein ganz genau, was er zu tun hat. Auch wird durch die Verwandtschaft ein Ausplaudern der Kunstkniffe verhütet. Unzer trennlich von einem indischen Zauberer ist ein kleiner Leinwandbeutel, den er bei seinen Wanderungen von Ort zu Ort auf der Schulter mit sich herumträgt. Der Beutel enthält Töpfe, Schalen, Kugeln und andere Sachen, die bei den Vorstellungen

verwendet werden. Einige der indischen Produktionen werden auch bei uns vorgeführt, wie zum Beispiel das Herausholen einer großen Menge von Nägeln aus dem Mund. Trotzdem wirkt es bei dem indischen Gaukler tatsächlich verblüffend. Man steht dicht neben



Ein indischer Zauberer mit seinen Gehilfen.

ihm, man sieht, daß er die Hand leer in den Mund steckt, und dabei holt er Hunderte von größeren Nägeln, die vom Speichel befeuchtet sind, heraus. Weit wunderbarer noch erscheint aber folgendes



Das Verschwinden im Korb.

Kunststück. Der Jaduwallah fängt scheinbar mit seinem Weib einen Streit an. Im Verlauf desselben steckt er einen Faden Wolle in den Mund, den er verschluckt. Jetzt versetzt ihm das Weib mit einem Messer einen Stich in den Leib. Der Zauberer schlägt das Hemd zurück und läßt die Wunde in der Magengegend sehen. Nun fordert er die Zuschauer auf, seine Mundhöhle zu untersuchen. Ist diese leer befunden worden, so greift er nach der Wunde und



**Annambibi setzt sich den bodenlosen Feuertopf  
auf den Kopf.**

Es scheint dies auch tatsächlich so zu sein, da er die Frau sonst unfehlbar verwunden müßte. Nach einiger Zeit hebt er den Deckel

zieht aus der Wundöffnung einen langen Baumwollfaden nach dem anderen heraus.

Ein anderes unbegreiflich erscheinendes Kunststück ist das Verschwinden im Korb. Der Jaduwallah läßt seine Frau sich niederkauern und wirft über sie ein Netz oder fesselt sie fest mit Stricken. Darauf hebt er sie auf die Öffnung eines kegelförmigen, aus Rohr geflochtenen Korbes und preßt sie in denselben hinein. Es hat dabei den Anschein, als ob der Korb die Frau kaum fassen könnte. Ist sie in denselben hineingestopft, so schließt der Zauberer die Öffnung des Korbes mit dem zugehörigen Deckel.

Wenige Augenblicke später sticht er mit einem langen Säbel tief in den Korb hinein. Er will damit den Beweis liefern, daß die Frau verschwunden ist.

vom Korb wieder ab, und nun arbeitet sich zum allgemeinen Erstaunen die Frau mühsam aus der Korboffnung heraus, indem sie noch in derselben Weise wie beim Einsteigen gefesselt ist.

Bei den folgenden Kunststücken steht man noch mehr vor einem Räthsel. Der Jaduwallah nimmt die Haltung eines indischen Priesters an, betet zu den Gottheiten, singt heilige Lieder und gießt darauf Wasser auf den Erdboden. Nach mehreren Minuten hebt sich der Boden und klast in einem drei Fuß großen Loch auseinander, aus dem ein Jahrhundert alte Topf heraufsteigt, der Münzen aus längst vergangenen Zeiten enthält. Oder der Zauberer vergräbt einen Mangokern in der Erde, über die er einen Topf stülpt. Sodann spricht er einige Beschwörungen und Zaubersformeln, und wenn er darauf den Topf aufhebt, ist aus dem Samenkern ein kleines Mangobäumchen herausgewachsen, das fest in der Erde wurzelt und frisch und munter grünt.

Die Möglichkeit gewisser Kunststücke möchte man überhaupt in Zweifel ziehen. So läßt zum Beispiel der Jaduwallah nach gewissen Berichten einen Mann niederknien. Auf dem Rücken dieses Mannes kniet ein zweiter Mann nieder. Alsdann gibt der Zauberer dem ersten Mann den Befehl, wegzukriechen, und nun schwebt der zweite Mann allen Gesetzen der Schwere zum Trotz in der Luft. Das Erstaunlichste indessen, das erzählt wird, ist eine Vorführung, bei der ein Tau in die Luft geworfen wird. An diesem Tau, das keinen sichtbaren Halt hat, klimmt ein Knabe in die Höhe und verschwindet plötzlich. Wie schon erwähnt, kann man die Ausführung derartiger Produktionen mit Recht bezweifeln. Gleichwohl versichern verschiedene Reisende, diesen Vorstellungen selbst beigewohnt zu haben.

Aber auch wenn man von allen bewußten und unbewußten Übertreibungen und Überschwenglichkeiten absieht, so bleiben doch noch immer wunderbare Leistungen genug übrig. Vor kurzem trat der indische Zauberer Chajkla mit seinem Weib Annambibbi in mehreren vornehmen Londoner Häusern, wie beim Earl von Carnarvon, der Lady Palmer, und am königlichen Hofe auf. Dabei zeigte er unter anderem folgendes. Seine Frau, die auf einem Stuhl Platz genommen hatte, setzte sich einen Feuertopf ohne Boden auf den Kopf. In diesen Topf schüttete Chajkla Brenn-



Zubereitung einer Omelette auf Annambibbis Kopf.

material. In einer Schüssel rührte er sodann den Teig zu einer Omelette an. Nachdem er die Brennstoffe angezündet hatte, umhüllte er seine Frau mit einem Tuch, setzte darauf die Schüssel



über die Flamme und buk auf dem Kopf Annambibbis die Omelette. Obgleich die Flamme hoch emporschlug, fanden sich am Kopf der Frau, als sie das Tuch wieder abgelegt hatte, keinerlei Verbrennungen vor.

Einige indische Zauberer suchen den Anschein zu erwecken, als ob sie mit überirdischen Kräften in Verbindung ständen. Andere indessen lehnen dies ab. Zu ihnen gehört auch der genannte Jaduwallah Shaikla, der erklärt, daß, wie sonst, auch bei seinen Kunststücken alles mit natürlichen Dingen zugehe. Th. S.

**Das erste und letzte Bühnenstück.** — Der bekannte Humorist Saphir hat seinerzeit vieles geschrieben, hat aber kein einziges Bühnenstück hinterlassen. Geschrieben hatte er zwar auch eines, hat es aber aus gewissen Gründen zurückgezogen und die Handschrift vernichtet. Der Grund dazu war ein sehr merkwürdiger. Das Stück kam zur Aufführung und Saphir saß mit zitterndem Herzen im Parkett. Es war aber kein Erfolg, sondern ein glänzender Durchfall, und tieftraurig und gedankenvoll starrte er düster vor sich hin, wobei er die Ungerechtigkeit des Publikums innerlich verwünschte.

Während des ärgsten Zischens neigte sich eine hinter ihm sitzende Dame zu ihm herüber und redete ihn mit folgenden Worten an: „Entschuldigen Sie, Herr Saphir, daß ich Sie störe! — Ich wußte, daß Sie der Verfasser des Stückes sind, und habe mir daher die Freiheit genommen, Ihnen zum Beginn der Vorstellung eine Haarlocke abzuschneiden. Hier haben Sie sie zurück!“

Saphir bedankte sich höflich und sagte: „Den Durchfall hätte ich mir noch gefallen lassen, aber daß Sie mir meine Locke wieder zurückgeben, trifft mich bis ins Herz. Das soll jedenfalls mein erstes und letztes Bühnenstück gewesen sein! Schreibe ich noch eines, so sollen Sie mir meine sämtlichen Haare abschneiden und sogar behalten dürfen.“ M. N.

**Der deutsche Adler.** — Seit dem 25. Dezember des Jahres 800, dem Tage, an welchem Karl der Große zu Rom die Kaiserkrone empfangen hat, ist der Adler das Wappenzeichen Deutschlands.

Tiergestalten wurden schon im heidnischen Altertum als Zeichen der Nationen gebraucht. So führten die Athener die Gule, die Korinther das geflügelte Roß, die Kimbern den Stier, die Goten

den Bären, die Perser den Adler, und diesen persischen Gebrauch ahnte seit Ptolemäus Soter das ägyptische Reich nach. Von den Ägyptern gelangte der Adler als Wappentier zu den Römern und wurde durch Marius zum Abzeichen der siegreichen Legionen erhoben.

Karl der Große übertrug das stolze Zeichen auf sein neu gegründetes Weltreich. Noch jetzt besteht eine Malerei in der Basilika St. Paul zu Rom, welche, aus den Zeiten Karls des Großen herrührend, die Krönung des ersten deutschen Kaisers darstellt. Karl ist in knieender Stellung und hält in der rechten Hand eine Fahne, auf welcher ein einköpfiger, nach der rechten Seite blickender Adler dargestellt ist. Er ließ die beiden Tiergestalten Roms, die Wölfin und den Adler, in Bronze gießen, und bis zur Gegenwart sind sie in Aachen, der einstigen Hauptstadt des fränkischen Reiches, erhalten. Die Wölfin steht vor dem Haupteingang des Aachener Doms, den Adler ließ der Kaiser auf der Zinne seines Palastes aufstellen, den Blick nach Wien gewendet.

Als jedoch Lothar sich 978 der Stadt Aachen durch einen Überfall bemächtigte, wendete er den Adler mit dem Gesicht nach Frankreich hin; doch erhielt er bald seine frühere Stellung nach dem Siegeszuge bis unter die Mauern von Paris, mit welchem Kaiser Otto II. den Einfall in das deutsche Gebiet vergalt. Gegenwärtig befindet sich dieser bronzene Urahn aller deutschen Adler im Chore des Domes zu Aachen, wo er mittels eines später aufgeschraubten Pultes zum Auflegen des Meßbuches diente.

Den einköpfigen Reichsadler führten als deutsches Reichszeichen die Kaiser auf den großen Majestätsiegeln und auf den kleineren Geheimsiegeln, welche entweder auf der Rückseite des ersteren eingedrückt oder bei minder wichtigen Sachen allein gebraucht wurden; ferner findet er sich auf den Siegeln der Reichsbeamten, der Reichsstädte, auf Münzen der Kaiser, auf den beiden Schwertern der Reichskleinodien, auf den Reichsfahnen und auf den Kleidern der Kaiser.

In der Schlacht bei Gölshcim am 2. Juli 1298 führten die beiden streitenden Gegenkönige, Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich, gleichen Waffenrock und gleiche Pferddecke Gelb mit eingewirkten schwarzen Adlern. Auf der seidenen purpurbraunen

Dalmatifa, welche zu dem Krönungsornate der Kaiser gehörte, befinden sich runde gelbe Schilder mit schwarzem, einköpfigem Adler. Auf dem uralten Überreste eines kaiserlichen Mantels, der in der Sakristei der Kathedrale zu Metz sich befindet und angeblich Karl dem Großen gehört haben soll, vermutlich aber aus dem elften Jahrhundert stammt, sind goldene Adler.

Der zweiköpfige Adler findet sich zuerst auf einer Reichsmünze, welche unter Ludwig dem Bayer um das Jahr 1325 geschlagen wurde. Nach ihm führte Wenzel (1378—1410) den doppeltköpfigen Nar im Heimsiegel, und Siegmund von Ungarn (1410—1437) auf der deutschen Reichs- und Sturmfahne. Das doppelte Haupt soll die Vereinigung der deutschen Königswürde mit dem Kaisertum andeuten.

C. L.

**Der Garten des Kindes.** — Jeder Gartenfreund wird schon die Beobachtung gemacht haben, daß niemand mehr Interesse am Pflanzen, Begießen, Graben und Hacken, Säen und Ernten im Garten nimmt als die Kinder des Hauses. Die Entwicklung des Samentorns zum Keim, zum Stengel, zur Blattbildung, zur Blüte und Frucht, die dem Kinde theoretisch in der Schule vorgeführt wird, vollzieht sich hier lebhaftig in seiner eigenen Anschauung. Wie leuchten der Kleinen Augen, wenn sie der Mutter die ersten Radieschen für die Küche bringen, die ersten Veilchen pflücken, die ersten Rosen zu einem Strauße zierlich winden und dem Vater zum Geburtstag überreichen können!

Aber erst dann wird die Lust und Freude am Garten in der Seele des Kindes von dauernder Bedeutung seiner eigenen Kraft sein, wenn ihm ein eigenes Gärtchen zu selbständiger Bearbeitung, Pflege und Ernte eingeräumt wird. Den hohen erziehlichen Wert solcher Anlagen haben unsere Pädagogen längst erkannt und allenthalben sogenannte Schulgärten eingerichtet, in denen Kindern der einzelnen Schulklassen kleine Beete zugewiesen sind; aber das Beet des Kindes mitten in Vaters Garten, das bei sorgsamer und fleißiger Pflege des Knaben oder des Mädchens unter der Eltern Augen gedeiht, hat doch eine besondere Anziehungskraft für das Kind. Wer es daher irgendwie mit den Raumverhältnissen seines Gartens ermöglichen kann, gebe seinen Kindern ein Gärtchen; hier soll es herrschen, schalten und walten. Wohl sollen ihm Vater und Mutter

mit Anweisungen in Bezug auf Sauberkeit und Ordnung im allgemeinen an die Hand gehen, aber bei der besonderen Behandlung und Pflege der Gartengewächse sollen sie nur dann helfend eingreifen, wenn des Kindes Kraft nicht ausreicht. Gerade die Gewährung der Selbständigkeit verleiht der Arbeit des Kindes einen besonderen Reiz.

Es ist eine alte Erfahrung, daß das Kind leicht geneigt ist, derselben Arbeit und desselben Spiels überdrüssig zu werden. Auch bei der Pflege eines Gärtchens liegt die Gefahr dann nahe, wenn bei der Auswahl der Gartengewächse, besonders aber bei ihren Entwicklungs- und Blüteperioden, nicht Abwechslung geschaffen wird, so daß vom Beginn des Frühlings bis zur Herbstzeit das Kindergärtchen möglichst fortwährend mit blühenden Blumen oder reifenden Gemüsearten und Früchten bepflanzt ist. Freilich ist dabei zu bedenken, daß auf diese Weise leicht ein Übermaß an Pflanzmaterial und Pflanzenpflege geschaffen wird, das dem Eindruck des Ganzen und dem Erfolge nur hinderlich wird. Auch hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister.

Das Kind hat einen ausgeprägten Nachahmungstrieb. Zu dem kleinsten Gärtchen gehört eine Laube. Der Vater besitzt sie, das Kind will sie auch haben. Solch eine Kinderlaube ist leicht hergestellt. Der Vater steckt in eine Ecke des Gärtchens einige Bohnenstangen kreuzweise in die Erde und verbindet ihre Kreuzungspunkte durch eine wagrechte Stange. Dadurch entsteht von selbst der Raum in der Laube. Damit sie sich beranke und Schatten gebe, legt das Kind im Mai um das Gestell die Kerne der Feuerbohne, die in kurzer Zeit aufgehen. Die Ranken werden mit Fäden an die Stangen gebunden, bald steigen sie bis an die Enden, und der ganze Bau erglänzt bald im lichten Rot der Bohnenblüten, während die Blätter den erwünschten Schatten spenden. Die reifenden Schoten sind in jungem Zustande der Mutter für die Küche ein willkommenes Gemüse. Sehr empfehlenswert ist es auch, die Verankerung durch die neuerdings in große Aufnahme gekommenen farbenprächtigen, wohlriechenden Wicken (*Lathyrus odoratus*) oder die rankende Kapuzinerkresse (*Tropaeolum*) zu bewerkstelligen.

Bei der Frage, wie das Gärtchen des Kindes am besten einteilen sei, und zwar unter Berücksichtigung der Jahreszeit und

der Entwicklungsfolge der Gartenpflanzen, kommt es vor allem auf den verfügbaren Raum an. Kann man es ermöglichen, so lasse man das Kind sein Beetchen in zwei durch einen Weg geschiedene Stücke teilen, in einen Gemüse- und einen Blumenteil. Ist der Raum beschränkt, so ist einem Blumenbeet allein der Vorzug zu geben. Die ganze Beetfläche kann vom Gesamtgarten durch Einfassungen mit Muscheln oder Drahtgeflecht abgefordert werden. Die einzelnen Beete aber erhalten eine besondere Einfassung von Pflanzenmaterial.

Das Kind soll seinen Garten von Anfang an selbst bebauen. Es soll graben und hacken, die Wege reinigen, die Pflanzenreihen ziehen, die Abstände ausmessen, die Pflanzenlöcher bestimmen und selbst pflanzen. Fehlt es an natürlichem Dünger, so soll der Boden mit dem künstlichen Gartendünger, der auf die Oberfläche nach dem Graben gestreut werden muß, gedüngt werden. Das Kind soll, wenn der Erdboden hart geworden ist, diesen mit seiner Hacke rings um die Pflanzen lockern, soll sorgfältig alles Unkraut entfernen, damit der Blütenentwicklung größere Nahrung und Kraft zugeführt wird. Vor allem aber soll das Kind aus eigener Erfahrung heraus das Wachstum der Pflanzen kennen lernen. Der Vater gibt ihm einen Blumentopf und läßt es vom Gärtner zum Beispiel Stiefmütterchensamen kaufen. Der Samen wird dünn auf die Erdoberfläche des Topfes ausgesät und mit Erde bedeckt. Mit der Brause des Gießkännchens wird die Saat befeuchtet. Bald erscheinen die Keimblättchen, später die Herzblätter, das Pflänzchen erstarkt und ist bald so weit gewachsen, daß es in das Land des Gärtchens oder als zierliche Einfassung in die Reihe gepflanzt werden kann — wie freut sich das Kind dieses Erfolges und ist stolz darauf, Lob zu ernten!

Der kleine Gemüsegarten kann natürlich nur einfach gestaltet werden. Als Einfassung kommen Petersilie und Schnittlauch in Betracht. Das Kind ist glücklich, der Mutter mit kleinen Suppenzutaten und Salatwurzeln auszuweichen zu können. Für den eigenen Bedarf würden Radieschen, Sommerrettiche und die süßen Buschzuckererbsen anzupflanzen sein, und an ihre Stelle mag für die Herbstkultur Spinat oder Kohlrabi treten. Auch die gelben Buschwachsbohnen nehmen sich in Kindergärten gut aus, und wenn

Platz vorhanden ist, so mag auch der Versuch mit einer japanischen Klettergurke gemacht werden. Tomaten zeigen prächtige Schaufrüchte, doch werden diese nur in sonnigem Sommer reif.

Mit besonderer Vorliebe wird ein Kind das Blumenbeet pflegen. Eine wirkungsvolle Einfassung gibt ihm besonderen Reiz. Gute Einfassungsblumen sind in erster Linie die anmutigen Tausendschönchen (Bellis), zwischen die man die Zwiebeln der Schneeglöckchen pflanzen kann. Wenn letztere im zeitigen Frühling verblüht sind, so treten die roten und weißen Bellisblüten an ihre Stelle. Auch Nelken, Primeln und Bergißmeinnicht, sowie die allerliebste Hainblume (Nemophila) eignen sich zur Einfassung. Für die Beete selbst sind die sogenannten Sommerblumen empfehlenswert. Perennierende Stauden, Päonien, Mohn, Akelei beanspruchen viel Platz und blühen nur kurze Zeit. Aber viele Sommerblumen blühen bis in den Herbst hinein. Es sind empfehlenswert: Löwenmaul, Levkojen, Asters, Reseda, Verbänen, Strohblumen, Kapuzinerkresse. In die Nähe der Laube kommen zur Seite einige Sonnenrosen (Helianthus), deren Kerne im Winter den hungernden Vögeln eine willkommene Schnabelweide bieten, auf einem kleinen erhöhten Brett aber in der Ecke des Beetchens stehen die Topfgewächse, die sich das Kind aus Stecklingen herangezogen hat. In kleinen Töpfen sind sie eingeseht und von Geranien, Fuchien, Topfrosen, Kakus, Myrten gewonnen. Dicht unter einem Knoten im Zweige sind sie abgeschnitten, in sandreiche Erde geseht und mit einem Glas bedeckt. Bald haben sie Wurzel geschlagen und treiben lustig Blätter und Zweige. Wenn der Herbst kommt, werden sie im Zimmer ans Fenster geseht und erfreuen die Hausgenossen durch ihren lieblichen Flor.

Aber die Sommerblumen fangen erst im Juni an zu blühen, und damit das Blumengärtchen des Kindes vom Frühling bis zum Sommer nicht blumenlos bleibe, sorgt das Kind im Herbst vor: es legt im Oktober Blumenzwiebeln, Hyazinthen, Tulpen, Krokus, Szilla in sein Blumengärtchen und bedeckt die Pflanzung mit Laub oder Fichtenzweigen. Kommt dann der holde Lenz, dann prangt sein Frühlingssbeetchen, umsummt von Bienen und umgaukelt von Faltern, im herrlichen Blumenschmuck. Die Zwiebeln werden später, wenn ihr Laub vollständig welk geworden ist, der Erde

entnommen, und an ihre Stelle treten dann die Sommerblumen.

Hat der Vater in seinem Garten einen Rasenplatz, so können die Kinder im Herbst auch in den Rasen Blumenzwiebeln pflanzen. Im ersten Rasengrün gewähren dann die blühenden Frühlingsblumen einen entzückenden Anblick. Ist im Garten eine kleine Gehölzgruppe, so verlohnt es sich, an deren Rand rankenlose Monaterdbeeren, die gar süße Früchte tragen, oder Waldhimbeeren anzupflanzen. Auch Maiblumen und Waldmeister, Waldanemonen und Walderbsen, Farne und Waldflechten kommen hier gut fort.

R. Reichhardt.

**Schönheit oder Ruhm?** — An vier der bekanntesten Schriftstellerinnen wurde von einem Kollegen die etwas heikle Frage gerichtet, ob sie statt ihres Talents lieber Schönheit besitzen möchten. Die erste entgegnete: „Ich würde entschieden die Schönheit der Berühmtheit vorgezogen haben. Eine schöne Frau zwingt mit einem einzigen Blick die ganze Welt zu ihren Füßen.“ Die zweite antwortete: „Schönheit ist wünschenswerter als alles andere. Der Mantel der Schönheit ist selbst größer als der der Barmherzigkeit. Er bedeckt gesellschaftliche Sünden und sogar jeden Grad von Dummheit.“ Die dritte erwiderte, daß sie freudig ihre Berühmtheit für ein schönes Gesicht hingeben würde, denn Ruhm, Reichthum, Glück, Anbetung, eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft — alles erlange die Frau, die schön sei. Die vierte wich in ihrer Meinung nicht viel von den anderen ab. Sie behauptete, daß Schönheit für die Frau Gold bedeute. Das Talent werde in den meisten Fällen erst dann anerkannt, wenn es zum Genießen des etwaigen Ruhmes zu spät sei, Schönheit dagegen fände gleich ihren Tribut. Selbst die geistreichsten Männer wendeten sich nur zu oft von der ebenfalls geistreichen Frau ab, um der schönen anbetend zu Füßen zu sinken.

M. D.

**Prinzessin Kaiulani von Hawaii.** — Schon im Jahre 1893 wurde von den weißen Ansiedlern auf Hawaii, zumal den Amerikanern, der Anschluß des Insellandes an die Vereinigten Staaten erstrebt. Die Empörung stürzte die Herrschaft der Königin Liliuokalani, aber der damalige Präsident des nordamerikanischen Staatenbunds, Cleveland, verzichtete auf die Annexion. Hawaii wurde



Prinzessin Kaiulani von Hawaii.



eine Republik unter dem Präsidenten Dole. Bis dahin hatte Prinzessin Kaiulani, eine Nichte der Königin, als Thronfolgerin gegolten. Ihr Vater ist ein Schotte, namens Klegghorn. Sie bewohnte mit ihrer Tante weiter das königliche Schloß. Die Eltern gaben ihr eine sehr gute Erziehung; sie lernte Englisch, Französisch und Deutsch sprechen. Einen Teil ihrer Kindheit hat sie in Europa verbracht. Unser Bild stellt die graziose, schlanke Gestalt in dem herabwallenden losen Gewande dar, wie es die Kanakinnen tragen und wie es dem tropischen Klima im „Paradies des Pazifik“ angemessen ist. Den stolzen Zukunftsträumen, mit denen Prinzessin Kaiulani aufwuchs, hat allerdings die Hissung des Sternenbanners über Hawaii ein unbedingtes Ende bereitet.

B. S.

**Das Hundegewissen.** — Der bekannte Naturforscher Romanes war glücklicher Besitzer eines Terriers, der ihn wegen seines fast übertriebenen Hanges zur Ehrlichkeit außerordentlich interessierte. Dem Tiere schien die Heilighaltung fremden Eigentums in Fleisch und Blut zu liegen. Und nicht nur für seine eigene Person bewies sich Fido als eine so ehrliche Haut, sondern er wachte auch gewissenhaft darüber, daß nicht andere Hunde sich etwas widerrechtlich aneigneten, was ~~keinem~~ **seinem** Herrn oder dessen Familie gehörte. Der Professor beobachtete mehrmals, wie er sich neben den Braten stellte, den der Fleischer gebracht und den das Mädchen vorläufig auf das Sims des Küchenfensters gelegt hatte, das mit dem Hofe in gleicher Höhe lag. Andere Hunde, die in derselben Villa zu Hause waren und sonst täglich mit ihm spielten, schwänzelten mit begehrllicher Miene um das appetitliche Stück Fleisch herum. Fido aber nahm eine so drohende Haltung an und knurrte so entschlossen, daß sie sich nicht heranwagten.

Ein Besucher, mit dem der Professor über dies vierbeinige Muster von Ehrlichkeit sprach, bezweifelte es, daß ein Tier eine so ausgesprochene Hochachtung vor fremdem Eigentum haben könne.

„Gib acht,“ sagte Romanes und winkte einem herumziehenden Obsthändler, der gerade vor der Tür seine Ware feilbot, er möge ihm ein Pfund Birnen ans Fenster bringen. „Würden Sie wohl zum Zweck eines Experimentes gestatten,“ rebete er den Händler an, als der ihm die Früchte durchs Fenster reichte, „daß mein Hund, solange Sie sich hier vorm Hause aufhalten, neben Ihrem Esel

Posto faßt?“ Als der Mann bejahte, zeigte der Professor dem Hunde den Esel mit den beiden Tragkörben voll Obst auf dem Rücken und sagte: „Erlaube es nicht, daß der Esel nascht!“ Dann schickte er seinen vierfüßigen Freund zu dem Verkäufer hinunter.

Gespannt schauten der Professor und sein Gast, hinter den Vorhängen des Fensters verborgen, dem Hunde und dem Esel zu. Letzterer war sehr begierig, von den verlockenden Birnen zu naschen, die er da so erreichbar nahe auf dem Rücken trug. So oft sein Herr mit herzutretenden Kunden beschäftigt war, drehte er den Kopf nach der Seite, auf der der Händler sich gerade nicht aufhielt, und versuchte, dem Korbe eine Frucht zu entnehmen. Ebenso oft aber sprang der Hund zu und schnappte nach der Schnauze des näschigen Langohrs, so daß diesem der Versuch auch nicht ein einziges Mal gelang. Während der halben Stunde, die der Obsthändler sich vor der Villa aufhielt, wiederholte sich das Spiel unzählige Male und endete immer damit, daß der Esel die Sache als aussichtslos aufgab.

Dann aber kam einst die Stunde, da auch der ehrliche Fido einmal der Versuchung zu unterliegen schien. Er hatte sich ungehorsam gezeigt und war mit Entziehung seines Frühstückes bestraft worden. Da war er denn hungrig, sehr hungrig. Dem Professor wurde zum Frühstück ein duftendes Hammelkotelett hingestellt. Der war aber wie gewöhnlich mit einem wissenschaftlichen Problem beschäftigt und vergaß darüber Essen und Trinken. Da mochte wohl in Fidos Hunderseele die Erwägung aufsteigen: schade um das gute Gericht, daß da so nutzlos bereitgestellt ist! Genug, auf einmal bemerkte Romanes, daß sein Stubengenosse sich unhörbar dem Frühstückstischchen nähert, auf den Stuhl klettert, das Kotelett ergreift und damit unter dem Sofa verschwindet.

Der Fall interessierte ihn noch mehr als sein wissenschaftliches Problem. Er stellte sich also, als habe er nichts wahrgenommen, behielt aber das Sofa, unter dem der Dieb mit seiner Beute steckte, scharf im Auge. Kein Laut kam von dorthier. Mit dem Verzehren des Raubes beeilte sich also Fido nicht, so hungrig er war. Eine volle Viertelstunde quälte das Tier sich mit dem Widerstreit seiner Empfindungen ab; dann aber siegte die Ehrlichkeit doch in ihm, schnaufend drängte er sich unterm Sofa hervor und erschien plötzlich vor seinem Herrn, das Kotelett im Maule tragend und es vor des

Professors Füßen niederlegend. So sehr dem Tiere das Wasser im Munde zusammengelaufen sein mochte, der Braten war unverletzt.

Raum aber hatte Fido das Beutestück zurückgebracht, als er sich auch selbst in Sicherheit brachte. Das Gewissen sagte ihm zu deutlich, daß er Strafe verdient habe. Mit einem Satze war er wieder unter dem Sofa, und so sehr sein Herr ihm zuredete und ihn auf alle Weise hervorzuloden suchte — er war erst mehrere Stunden hinterher aus seinem Zufluchtsort herauszubringen. Das Gewissen hatte eine zu kräftige Sprache mit ihm geredet. C. D.

**Albanesische Mannweiber.** — Das albanesische Weib befindet sich noch heute in wahrhaft sklavischer Abhängigkeit, in einer Knechtschaft, wie man sie sonst in Europa nicht mehr antrifft. Der Grund hierfür mag darin liegen, daß unter den Bergbewohnern Nordalbanien's noch Verhältnisse obwalten, wie sie vor vielen Hunderten von Jahren in anderen europäischen Ländern herrschten. In Albanien gibt es nun aber Frauen, die mit der Erlaubnis ihrer Familie vor allen erwachsenen männlichen Verwandten erklären, nicht heiraten zu wollen und ein „Mannweib“ zu werden, wodurch sie verschiedene Vorrechte vor ihren Mitschwestern erlangen.

Junge Mädchen entschließen sich hierzu, weil sie sehen, ein wie elendes Leben die dortige Ehefrau führt, und wie tyrannisch der Mann sie behandelt. Kinder werden von den Eltern oft schon vor ihrer Mündigkeit miteinander verlobt; ein Zurückgehen der Verlobung gibt es nicht, oder es folgt sofort darauf die Blutrache. Dieser kann sich der Mann nur durch die Flucht ins Ausland entziehen, das Mädchen dadurch, daß sie Ehelosigkeit angelobt und somit zur „Birtschen“, wie der Name dieser Mannweiber ist, wird.

Das Weib ist in Albanien nicht erbberichtigt, und um sich wenigstens einen Teil der Einnahme aus dem Erbe zu sichern, mag manches Mädchen sich zum Mannweibtum entschließen. Mitunter treibt wohl auch die Kindesliebe ein Mädchen dazu, um so besser in der Lage zu sein, für ihre Eltern im Alter zu sorgen.

Das Mannweib darf Männerkleidung und Waffen tragen, ja sie übt sogar auch die Blutrache aus. Das Mannweib verfällt selbst aber nicht der Blutrache; für ehrlos würde der Albanese gehalten, der sie tötete. An ihrer Stelle wird irgend einer ihrer Verwandten erschossen, auch wenn er völlig unschuldig ist.

Wie alt diese eigenartige Sitte in Albanien ist, läßt sich nicht feststellen, vermutlich stammt sie noch aus der Heidenzeit her. D. v. B.

**Inserate aus der Biedermeierzeit.** — Zu der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, so in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, konnte man merkwürdige Stilblüten lesen. Ein nachahmenswertes Beispiel, wie sich jemand freiwillig unter Kuratel begibt, ist im „Lübecker Anzeiger“ vom 13. März 1840 zu lesen: „Edele Nachbarn, wackere Nachbarinnen! Leih' uns nichts; wir können schon auskommen, wenn wir wollen. Meine Frau und ich haben keine Kinder, und ich habe 1000 Taler Einkünfte. Meine Frau schnupft aber heimlich Tabak und trinkt heimlich Kaffee; ich gehe alltäglich in die Tabagie. Das ist nicht notwendig. So etwas führt zu Schulden. Darum leih' uns nichts. Wir können auskommen. Tobias Elsam, Tabakhändler. Christina Elsam.“

Ein Musterehekandidat kündigt sich im „Genter Anzeigeblatte“ folgendermaßen an: „Ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, aus guter Familie, der Griechisch, Latein, Geschichte, schöne Künste und Wissenschaften, Mathematik, Zeichnen versteht und vorzüglich stark ist in Vokal- und Instrumentalmusik, wie im Tanzen, wünscht alle seine Talente, seine Person, die sehr schön ist, mit inbegriffen, in gesetzmäßiger Ehe einer älteren Dame zu übermachen. Der Ehecandidate erwartet von seiner Künftigen nichts als Geld.“

Ein besorgter Sohn zeigt seiner Mutter seine Verhaftung im „Marauer Wochenblatt“ vom 28. Februar 1844 folgendermaßen an: „An meine Mutter. Nicht wegen Diebstahl, sonder wegen Schlägerei sitze ich hier in Marau. Ich habe bloß im Wirtshause wegen ungebührlicher Bechorderung den Kellner auf den Kopf getipft, daß er für tot weggetragen wurde. Das war alles. Wo Du hingereist bist, Mutter, weiß ich nicht, aber schick Geld: hier bleib' ich, so ungern ich's auch tue; schick Geld, Mutter, auf jeden Fall werd' ich die Beche bezahlen müssen. Thomas Wüstly.“

Ein recht eigentümliches Licht auf die Einwohner der Stadt Ramenz in Sachsen im Jahre 1844 wirft ein Inserat im „Lausitzer Anzeiger“ vom 7. April, durch das ein Portier gesucht wird: „Die unterzeichnete Fabriks-Compagnie sucht einen Portier für ihr Eingangstor. Derselbe muß wenigstens sechs Schuh und eine natürliche Antipathie gegen Landstreicher, Vagabunden und

Bettler haben, auch muß er mit einem großen Hunde versehen sein. Wenn derselbe recht barsch ist, ist es sehr angenehm. Die Gegend erheischt dies. Hierauf Reflektierende melden sich bei Wirbeler, Elster & Blase, Tuchfabrikanten in Ramenz.“

Zum Schluß sei noch eine Ankündigung eines Menageriebesizers an das Publikum der Dresdener Vogelwiese im Jahre 1842 wiedergegeben. Er traf nämlich unvermutet hier mit seiner Gattin, die gleichfalls mit einem Tierkabinett im Lande umherreiste, zusammen. Die Ankündigung lautete: „Durch das zufällige Zusammentreffen mit meiner Frau hat sich meine Menagerie bedeutend vermehrt, und mache ich das geehrte Publikum darauf aufmerksam.“

W. v. B.

**Apothekermiz.** — Als der berühmte Chemiker Doktor L. noch Apothekergehilfe war, kam ein altes Bäuerlein in seine Apotheke und verlangte Hirschfett, Dachsfett, Zgelfett, Müdenfett und Armesünderfett. L. tat die vier erstgenannten Artikel der Reihe nach in ganz kleine Schächtelchen und bat dann, beim Armesünderfett, angelangt, den Lehrling: „Holen Sie doch von dem Adeps suillus (Schweineschmalz) aus dem Keller.“

„Ist das von einem Gehängten?“ fragte der alte Bauer.

„Nein, von einem Erstochenen.“

„Was hat denn der Alex Willus verbroschen gehabt?“ fragte der Alte weiter.

Diese Frage brachte den witzigen Apothekergehilfen, dessen Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe über jeden Zweifel erhaben war, durchaus nicht in Verlegenheit. „Ja, wissen Sie,“ erwiderte er, „das ist eigentlich Dienstgeheimnis. Aber Ihnen will ich's anvertrauen. Er hat seine Nase in jeden Dreck gesteckt und ist überhaupt seiner Lebtag ein richtiges Vieh gewesen!“

Der Alte nickte verständnisinnig, zahlte und zog mit seinen fünf Fetten von dannen.

C. T.

**Die besten Dienstboten der Welt.** — Auf den Inseln der Tahitigruppe sollen dem Bericht einer amerikanischen Millionärsfrau nach die besten Dienstboten der Welt zu finden sein.

„Sie glauben nicht,“ versicherte sie, „was für prächtige, treue und arbeitsame Geschöpfe diese Mädchen und Burschen sind! Ihr einziger Fehler ist ihre große Natürlichkeit. Sie können es sich zum

Beispiel nicht abgewöhnen, die Mitglieder der Familie bei ihrem Vornamen zu nennen, gerade so, wie sie es von ihrer Herrschaft hören. Eines Tages nahm ich mir vor, daß dies ein Ende nehmen müsse, und bat deshalb meinen Mann, mich im Beisein der Dienerschaft nicht mehr ‚Mary‘ zu nennen. Er kam meinem Wunsche nach, und obgleich er meist ‚Madame‘ sagte, kam es doch auch vor, daß er in der Zerstreuung eine andere Bezeichnung wählte. Jedenfalls sprach er nie mehr meinen Taufnamen aus. Eines Tages hatten wir Gesellschaft, und ich erzählte mit einem gewissen Stolz meinen Gästen, wie ich meiner Dienerschaft ihre kleine Eigenheit abgewöhnt hätte. In demselben Augenblick kam der Silberdiener in das Gemach, verneigte sich ehrerbietig vor mir und sagte: ‚Mein Schatz, das Mittagessen ist serviert!‘

B. C.

**Bestrafte Hänselei.** — Der berühmte englische Schauspieler Verwick wohnte einmal einer Pferdeauktion bei.

„Die erste Nummer, meine Herrschaften, eine alte rotbraune Stute,“ begann der Auktionator mit bemerkenswertem Pathos, und genau in demselben Ton wiederholte der Schauspieler die Worte, was unter den Versammelten eine wahre Lachsalbe hervorrief.

Ein wenig ärgerlich fuhr der Ausrufer fort: „Nun, mit welchem Gebot wollen wir beginnen?“

„Nun, mit welchem Gebot wollen wir beginnen?“ wiederholte das menschliche Echo, über seinen eigenen Scherz aufs köstlichste belustigt.

„Hundert Guineen!“ schlug der Auktionator vor, auf Verwick einen spöttischen Seitenblick werfend.

„Hundert Guineen!“ wiederholte der Schauspieler, den Spatz fortsetzend.

In demselben Augenblick fiel der Hammer, und der Auktionator rief: „Besten Dank, mein Herr, für das Angebot! Das Pferd gehört Ihnen!“

Jetzt lachten die Versammelten noch lauter wie bisher, aber diesmal auf Verwicks Kosten.

B. C.

---

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von  
Theodor Freund in Stuttgart,  
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

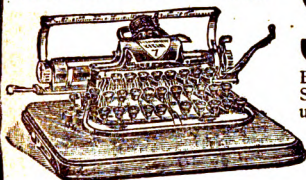
# Neueste Seiden

wundervolle Auswahl. Versand nach allen Ländern. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

**Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)**

Ueber **125 000** im Gebrauch!



Filiale: **BERLIN**  
Leipzigerstr. 29 (Ecke Friedrichstr.)

## **S** Blickensderfer Schreibmaschine

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.

Preis 200 und 250 Mk.

**Groyen & Richtmann, Köln.**

Bitte probieren Sie

**BOEHM'S**

# SAPONIA

EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES

REINIGUNGSMITTEL

FÜR KÜCHE UND HAUS

— Vollständig geruchlos

Leichte, flotte Arbeit — Weitgehendste Verwendbarkeit

**Grösste Schonung der Hände**

Kein Angreifen der Hand wie bei Soda, Schmierseife u. dergl.

**SAPONIA** reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände wie Metall, Email, Glas, Holz, Porzellan u. s. w., als Küchengeschirr, Badewannen, Closets, Marmorplatten, Türen, Fenster etc. Zu haben in Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltungsgeschäften oder direct von der Fabrik

Saponia-Werke Offenbach a. Main

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Die Gesundheit.

**Ihre Erhaltung, ihre Störungen, ihre Wiederherstellung.**

**Ein Hand- und Nachschlagebuch für jedermann.**

Unter Mitwirkung von

52 ersten ärztlichen Autoritäten (Professoren und Privatdozenten der Universitäten des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns, der Schweiz usw.)  
herausgegeben von

**Prof. Dr. R. Roßmann und Privatdoz. Dr. Jul. Weiß.**

1644 Seiten Text mit 293 Abbildungen, 12 mehr- u. 6 einfarbigen Tafeln.

**Zwei stattliche Bände.**

In Leinwand geb. 24 Mark, in Halbfranzband 26 Mark.

Das Werk wird auch gegen Teilzahlungen abgegeben.

== Das hygienische Hausbuch der Gebildeten. ==

„Die Gesundheit“ ist ein Werk, wie es in solcher Eigenart bisher noch von keiner Seite geboten worden ist, das überall dort willkommen sein wird, wo man den Auswüchsen der neueren Zeit auf gesundheitlichem Gebiete abhold ist, wo man Wert darauf legt, seine Belehrung über gesundheitliche Dinge aus einem wissenschaftlich einwandfreien und in allen Stücken auf der Höhe der Forschung stehenden Buch zu schöpfen. Das Werk steht auf der Höhe der ärztlichen Wissenschaft, es umfaßt das gesamte Gebiet der Heilkunde, einschließlich des sexuellen, enthält alle Errungenschaften der neuesten Forschung und legt Wert darauf, über die richtige Einwirkung von Bewegung, Luft, Licht, Wasser und Diät aufzuklären und zu deren Ruhbarmachung anzuleiten.

„Die Gesundheit“ befaßt sich mit allen Abschnitten des menschlichen Lebens. Sie gibt Anweisung für Pflege und Ernährung der Säuglinge, klärt auf über das Wesen und die Gefahren der Kinderkrankheiten, über die Pflege des Körpers und Geistes im schulpflichtigen Alter, über Ernährung, Kleidung, Wohnung, über die Hygiene des reifen Frauen- und Mannesalters und zweckmäßiges Verhalten in vorgerückten Lebensjahren.

Ein reiches und inhaltschweres Buch ist hier geschaffen. Die Namen erster Autoritäten finden sich als Verfasser der einzelnen Kapitel und geben eine Gewähr dafür, daß nur das Beste gegeben wird. . . . Es wäre wirklich dringend zu wünschen, daß in jedem Hause ein solches Werk existierte und auch gelesen würde, und sicherlich ist es nützlich, dieses Buch zu schenken, als die Zahl der Blumenwägen, Sofafassen und anderer beliebter Gaben zu vermehren. („Der Tag“, Berlin.)



◀ In allen Buchhandlungen zu haben. ▶



# Illustrierte Novellen und Erzählungen.

Jeder Band in farbigem Umschlag. Preis 1, 2 u. 3 Mark.

In dieser beliebten Sammlung sind bisher erschienen:

- Fritz Döring, Die Hege.** Illustriert von L. Berwald.  
—, — **Die Wette.** Illustriert von E. Cucuel.  
**Eduard Engel, Des Lebens Würfelspiel.** Illustriert von Hanns Anker, Rich. Mahn und Oskar Theuer.  
**Ludwig Fulda, Die Hochzeitstreife nach Rom.** Illustriert von Paul Rieth und Rich. Mahn.  
**J. C. Heer, Der Spruch der Fee.** Illustriert von E. Jeanmaire und Rich. Mahn.  
**Heinz von Hemskert, Die Gewittertante.** Illustriert von F. v. Reznicek.  
**Paul Heyse, Der Schußengel.** Illustriert von G. Münch.  
**Dans von Kahlenberg, Die Schweizer Reise.** Brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.  
**Alex. Mozkowéki, Das über-Büchl.** Illustriert von G. Fechner und Eug. Legert.  
—, — **Flatterminen.** Illustriert von Walther Caspari.  
**Ernst Muellenbach, Auf der Sonnenseite.** Illustriert von G. Reichert, A. Mandlid, R. Reinide u. a.  
**Ernst und Ute Muellenbach, Aus junger Ehe.** Illustriert von G. Wedenmeyer.  
**A. Noël, Didiers Braut.** Illustriert von F. Slavaty.  
—, — **Freundinnen. — Im Lichtmeer.** Illustriert von Konrad Egersdörfer. Doppelband. (Preis 2 Mark.)  
**Hans Olden, Tannhäuser.** Illustriert von E. Heilemann.  
**Anna Ritter, Margherita.** Illustriert von Rich. Mahn.  
**Sermann Schöne, Theater-Bohème.** Illustriert von Rich. Mahn.  
**Richard Stowronnek, Die Frau Leutnant.** Illustriert von E. Rosenstand. Doppelband. (Preis 2 Mark.)  
**Rudolph Stray, Du und ich.** Die Geschichte eines armen Offiziers. Illustriert von F. v. Reznicek. Doppelband. (Preis 2 Mark.)  
—, — **Der Stern von Angora.** Illustriert von Paul Hey.  
—, — **Samum.** Illustriert von Chr. Speyer.  
—, — **Vorbei.** Eine Geschichte aus Heidelberg. Illustriert von G. Münch.  
—, — **Die Hand der Fatme.** Mit 32 Illustrationen. Doppelband. (Preis 2 Mark.)  
—, — **Wundes Wild.** Mit 27 Illustrationen. Doppelband. (Preis 2 Mark.)  
**Teo von Torn, Capricen.** Illustriert von F. Slavaty.  
**H. Villinger, Zenz.** Illustriert von A. Wald.  
—, — **Im Wonnetal.** Illustriert von A. Wald.  
**Richard Voss, Neue römische Geschichten.** Illustriert von Walther Caspari.  
—, — **Santina und anderes Römische.** Illustriert von Max Schlichting.  
**Adolf Wilbrandt, Der Rosengarten.** Illustriert von Paul Rieth.

Obige Bände sind auch elegant gebunden zum Preise von je 2 Mark (Doppelbände je 3 Mark) erhältlich.

In diesen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebter Autoren dar, welche, von Künstlerhand mit zahlreichen Illustrationen geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen außergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als gute und interessante Unterhaltungslektüre können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

◀ Zu haben in allen Buchhandlungen. ▶

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 911 Z

**WILSON  
ANNEX**